Charlotte von Schiller

und

ihre Freunde.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.
1865.

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart.

Inhalt des dritten Bandes.

Einleitung.

Charlotte von Lengefeld wurde am 22. November 1766 in Rudolstadt geboren. Ihre Familie war von beiden Seiten dort ansäßig, mit dem fürstlichen Hofe nahe verbunden und stand bei mäßigem Vermögen an demselben in wohlverdientem Ansehen. Ihr Vater, Karl Christoph, Herr auf Reschwitz und Pippelsdorf, entstammte der dritten Ehe seines Vaters Berdin Alexander und ward geboren am 15. Mai 1715. Da sein älterer Bruder Anton Heinrich, welcher sich der Jägerei gewidmet hatte, 1734 gestorben war, wendete sich Karl Christoph, der sich in seinen Studien besonders der Mathematik beflissen hatte, um so mehr jener Beschäftigung zu, welcher mehrere seiner Geschlechtsgenossen Ehren und Aemter verdankten. Er lernte zwei Jahre hindurch die Jägerei unter dem Oberjägermeister von Feilitzsch und wurde von demselben am 2. Februar 1735 als in seiner Kunst wohl erfahren entlassen. Der junge Lengefeld, welcher seinen Vater, seit 1709 fürstlichen Oberforstmeister, Rath und Landeshauptmann zu Rudolstadt, 1726 verloren hatte, rückte rasch im Dienste seines Fürsten Anton Friedrich vor, wurde Kammerjunker, Rath und vor 1743 Oberforstmeister. Im Jahre 1744 traf ihn ein gefährlicher Schlaganfall, welcher ihn dem Tode nahe brachte. Während eines langwierigen Krankenlagers im Jägerhause hinter dem fürstlichen Schlosse von Diebstahl und Brandstiftung

heimgesucht, errichtete er am 19. August 1744 sein Testament, nahm es aber am 25. Oktober nach seiner Genesung zurück. Auch nachdem ihn zweimalige Kuren in Karlsbad u. a. O. gestärkt hatten, erinnerte ihn doch eine Lähmung des rechten Arms und linken Beins fortwährend an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge: sie bestärkte ihn in einer anerzogenen schlichten Frömmigkeit.

Mehrere Glieder der Familie hatten in fremden Diensten ein Unterkommen gefunden. Sein Stiefbruder Anton Friedrich war als venetianischer Oberstlieutenant gestorben; andere Verwandte gingen in die württembergische, mehrere in die preußische Armee und bekämpften einander im siebenjährigen Kriege. Unsern Lengefeld brachte sein wohlverdienter Ruf als Forstmann in Verbindung mit dem Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt, dessen Waldungen er im Jahr 1749 zu dessen höchster Zufriedenheit ordnete. Freundlichen Schreiben und Geschenken folgte am 19. Februar 1752 der Antrag, die Stelle eines Schloßhauptmanns und Domänendirektors mit 2000 Thalern Gehalt und Holzbezügen zu übernehmen. Schon war die Bestallung des Amtes, welches ein eigenhändiges Schreiben des Markgrafen näher erläuterte, am 25. März erfolgt, ein Brief an den Fürsten von Rudolstadt vom 2. April beigelegt — aber zuletzt überwog Lengefelds Anhänglichkeit an das fürstliche Haus. Er blieb am Hofe Johann Friedrichs, den er 1761 als „fröhlich und munterer schildert; wo man freier redet, eine gewisse Einigkeit wahrnimmt,“ hochgeehrt, „ein Liebling seines Fürsten,“ wie ihn der Hochzeitsdichter M. Taute nennt, wurde 1761 Stifts-Inspektor daselbst, und der blühende Zustand der Rudolstädtischen Wälder war besonders sein Werk. Eine große Zahl von Schriften über das Forstwesen, die sich im Manuscript in der Rudolstädter Bibliothek befinden (s. Göckings Journal von Deutschland 1784, Januar, S. 8—27), zeugt von seinem Fleiß und der Einsicht in seinem Fache. Benachbarte Höfe zogen ihn zu Rathe und

übertrugen ihm beschwerliche Commissionen, so z. B. die Herzogin-Regentin von Weimar 1761.

Während er von diesen Commissionsreisen stets in seine Stellung zurückkehrte, bot sich im Jahr 1763 eine Gelegenheit, den Rudolstädter Dienst mit dem preußischen zu vertauschen.[1] Er wurde im Januar und Februar von dem Oberstlieutenant von Anhalt zweimal zu König Friedrich II. nach Leipzig beschieden und hatte am 10. eine Audienz beim Könige, die wir mit L.'s eigenen Worten beschreiben:

Den 10. fande mich um 11 Uhr ein, und daselbst die Rußischen Gesanden, Ministers Generals und Officiers.

Nach einem kurzen Verweilen wurde gerufen und Seiner Königl. Majestät redeten mich folgendergestalt an:

Ich habe ihn kommen lassen, Er soll mir meine Marcken in Ordnung bringen, Kämpe anlegen, Holz ansäen und neue Schläge einrichten,

und dergleichen mehr, welches eine gute Zeit dauerte rc. Unter andrem auf die Vorstellung meines Unvermögens auf allerley weise rc. erfolgte die Antwort

Er verstehet es.

Daß die Ausmessung höchst nöthig sey rc.

Meine Ingenieurs brauche bey der Armee Er soll aber die Plane haben.

Daß dergleichen Holz Anbaue nicht alle gerathen wollten.

Wo gefolget worden, ist alles gerathen weil Er es verstehet.

Daß es eine zu wichtige Arbeit werde rc.

Ich weis Er schreibt gut, und mir darf Er nur kurz schreiben, und hat mit niemand anders zu thun, weil die Cammern unter Ihn seyn sollen.

Daß die Forst Arbeit nicht sogleich und kaum in etlichen Jahren sichtlich werde rc.

Das weis ich Er verstehet es aber, und also mache Er es wie es angehen will.

[1] Cum Deo. Leipziger Reise, 1763. So ist die Sammlung der auf diesen Ruf bezüglichen Papiere von Lengefeld betitelt.

Daß auch erfahrne Untergebene nöthig wären um etwas gutes zu schaffen ꝛc.

Engagire Er mir die zwey Leuthe weil meine nicht zu gebrauchen, und wen Er nicht gut findet melde Er mir.

Daß nur einsweils ein Versuch gemachet werden dürfe ꝛc.

Es brauchet keinen Versuch Er verstehet es.

Daß die Inwohner eine gute Erkenntniß von der Holz Arbeit haben müssen ꝛc.

Ich gebe Ihm 6 Feld Jäger mit instruire Er mir solche bald denn Er verstehet es.

Bringe Er seine Sachen balde in Ordnung, und mache Er sich loß, damit Er nechstens kommen kan.

Daß vor dem May und Jun. die Wälder nicht zu beurtheilen ꝛc.

Es schadet nicht komme Er nur bald, ich schicke Ihm einen vorspann Paß.

Nach Rudolstadt zurückgekehrt, wurde Lengefeld von seinem Fürsten in beweglichen Schreiben gebeten, ihn nicht zu verlassen. Seine Anhänglichkeit, Kränklichkeit und verschiedene Bedenken bewogen ihn, die Verhandlungen über die Landjägermeisterstelle, die ihm hohen Rang und ein Einkommen von 6000 Reichsthalern versprach, in die Länge zu ziehen, bis sie sich im Sommer zerschlugen.

Im Jahre 1761 hatte sich L. mit Louise Juliane Eleonore Friederike von Wurmb, geb. 27. Juli 1743, verlobt, deren verwittwete Mutter auf dem Gute Wolframshausen lebte. Fräulein von Wurmb war in Rudolstadt wohl bekannt, von der Prinzessin Sophie Albertine geliebt, vom Fürsten geschätzt. Deßwegen wurde diese Verbindung freudig willkommen geheißen, und auf dem Festmahl, das dem Ordensfeste am 29. Juli folgte, die Gesundheit der Braut vom Fürsten und der Fürstin ausgebracht. L. hielt dieselbe Anfangs geheim und miethete das Quartier, welches „Gott endlich bescheert" („es war zwar etwas theuer, 100 Thaler Miethgeld, hatte dafür aber auch viele Gemächlichkeiten") unter dem

Namen Dalwig. Am 31. Oktober 1761 wurde die Ehe in Wolkramshausen geschlossen; sie wurde mit zwei Töchtern, Caroline, geb. am 3. Februar 1763, und Charlotte, geb. am 22. November 1766 gesegnet; ein Sohn starb in zartem Alter.

Beide Eltern waren wohl geeignet, das Glück ihrer Kinder zu begründen. Der Vater, ein Ehrenmann von strengen und frommen Sitten, in seinem Fache tüchtig, war bestrebt, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben und durch seine günstige Lage dazu im Stande. Die Mutter nennt der Bräutigam „ein schelmisch Ding, die von Eitelkeiten erzählt und sogar von Tanzen, das er freilich im Ernste nicht füglich dulden könnte;" sie war aber von Herzen fromm und in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, welche von ihren beiden Brüdern den einen Friedrich nicht auf dem Gute duldeten.[1] Nach mehrfachen Versuchen gelang es ihm, im Jahre 1774 als Underkoopmann nach Batavia zu kommen, wo er in ziemlichem Wohlstande starb (seine letzten Briefe sind vom Jahr 1781). Der andere Ludwig blieb auf dem Gute und wurde der Vater jener Christiane von Wurmb, der man die Aufzeichnungen über Schiller aus dem Jahre 1802 (Frau v. Wolzogen, Schillers Leben S. 286) verdankt; sie starb 1854 als die Gattin des hochverdienten Schulmannes und Gelehrten, Schulraths Abeken in Osnabrück. Frau v. Lengefeld hatte sich früh gewöhnt, für das Fortkommen ihrer Nächsten zu sorgen, und bemühte sich ihr Leben lang darum. Der Grundzug ihres Wesens war Herzensgüte, Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit, ihre Begriffe von äußerem Anstand und würdevollem Benehmen waren streng, ihr Betragen gegen den älteren Gatten, die Kinder, Hof und Land musterhaft, und der wohlthätige Einfluß, den sie seit 1788 als Erzieherin der Prinzessinnen, sowie später als Oberhofmeisterin übte, wird durch die dankbarsten schrift-

[1] Den Helden der Geschichte. Schillers Werke X. 60. (Ausg. von 1860.)

lichen Zeugnisse der Fürsten und Fürstinnen bezeugt. Wie eine mütterliche Freundin verehrt, suchte sie manche Härten späterer Verhältnisse auszugleichen. Die Erziehung ihrer Töchter leitete sie mit Einsicht und Wohlwollen, ließ es aber auch an strengen Vorstellungen nicht fehlen; und nicht der geringste Beweis für ihr seltenes Gemüth liegt darin, daß sie es ohne Bitterkeit ertrug, die mühsamen Vorbereitungen, welche sie für die Versorgung ihrer Töchter getroffen hatte, durch deren abweichende Neigungen vereitelt oder verhindert zu sehen.

Unter Aufsicht solcher Eltern, von einem zahlreichen Kreise von Verwandten und Freunden, deren 52 bei Carolinen, 75 bei Charlotten Pathenstelle vertreten hatten, wuchsen die Töchter heran. „Es freuet mich ungemein," schreibt ihr Bruder am 19. April 1772, „daß die Möpsgens so schön französisch lernen, und daß Du überhaupt so große Sorge und Fleiß anwendest, das Glück dieser lieben kleinen Geschöpfe in ihrer Erziehung zu gründen." Beide haben ihre Kindheit beschrieben, Caroline in Schillers Leben S. 107 ff., Charlotte in dem I. 31 mitgetheilten Aufsatze. Größere Kunst wird man in jener, wärmere Empfindung und echtere Natürlichkeit in dieser Schilderung nicht verkennen.

Der Tod des Vaters riß in dies harmonische Stillleben eine schmerzliche Lücke. Die Mutter schwankte, ob sie mit ihren Kindern sich nach Wolframshausen zurückziehen sollte, entschied sich aber mit Rücksicht auf die dortigen Umstände, die Freunde in Rudolstadt und die Leichtigkeit der Erziehung für das Bleiben und sah sich für ihr Ausharren reichlich belohnt. Der aufstrebende Geist Carolinens, den sie in einem noch erhaltenen Schreiben zu zügeln suchte, ihre Talente und ihre Lebendigkeit fanden frühe Verehrer; Herr von Beulwitz, ein Enkel des Hofmarschalls und Sohn des Geheimeraths, dessen Verwandte Christiane den Vetter ihres Mannes geheirathet hatte, bewarb sich um das sechzehnjährige Mädchen, und

die Mutter, im Einverständniß mit seinem Plane gönnte ihm Zeit, die Neigung ihrer Tochter zu gewinnen.

Für die lieblich aufblühende zweite Tochter bot sich eine andere Aussicht dar. Durch die Miethe des Stein'schen Hauses waren die Familien Lengefeld und Stein in nähere Berührung gekommen, welche durch die im Jahre 1764 erfolgte Heirath des herzoglich Weimarischen Oberstallmeisters Friedrich von Stein mit Fräulein von Schardt der Frau von Lengefeld eine an Schönheit und Anmuth wenigstens gleiche, an Geist und Bildung überlegene Freundin zuführte. Frau von Stein, die Perle der Weimarischen Gesellschaft, verlebte den Sommer meist in Gesellschaft ihrer Kinder auf dem eine Meile von Rudolstadt gelegenen Gute ihres Mannes und unterhielt mit dem Rudolstädter Hofe, von dem der Fürst, zwei Prinzen mit ihren Gemahlinnen und drei Prinzessinnen 1765 Pathen ihres ersten Sohnes Karl wurden, sowie mit den vornehmeren Familien eine innige Verbindung, welche auf die jugendliche Charlotte den wohlthätigsten Einfluß äußern sollte. Der damals steife Umgangston von Rudolstadt konnte den lebhaften, talentvollen Mädchen nicht genügen; ihr Geschmack für Litteratur und Poesie fand auch bei den weinliebenden Männern keine Befriedigung, und die jüngere Tochter Charlotte brachte einen Theil des Sommers auf dem Gute ihrer mütterlichen Freundin zu. Dort lernte sie ohne Zweifel Goethe kennen, der nach seinem eigenen Zeugnisse in der Morphologie Schillers Gattin „von Kindheit auf" zu lieben und zu schätzen gewohnt war und ihr auch von Italien aus 1788 seine Grüße sandte. Frau von Stein ist Zeitlebens die warme Freundin Charlottens geblieben; sie hat um ihre Bildung, ihre Liebe, wie um ihr äußeres Glück sich unschätzbare Verdienste erworben, und nach Schillers Tode ist sie vorzugsweise die Trösterin der Betrübten geworden. Mit ihrem Lieblingssohne Fritz stand Lotte in einem geschwisterlichen Verhältnisse, das die sechs Jahre ältere Frau mitunter scherzweise

in ein mütterliches zu verwandeln suchte. Frau von Stein erkannte die Talente und das Naturell des jungen Mädchens und unternahm, es in den glänzenden Kreis von Bildung und Hoheit einzuführen, welcher Weimar damals vor allen Höfen Deutschlands auszeichnete. Daran knüpfte die vorsichtige Mutter einen Plan, welcher der Vermittlung ihrer Freundin anvertraut wurde. Wie diese als Hofdame der Herzogin Amalie geglänzt hatte, so sollte Charlotte der jungen Herzogin Louise als Hofdame zugesellt werden. Die Verhältnisse waren günstig, da die Herzogin eine junge Freundin schmerzlich entbehrte. Die Anlagen und den Geschmack für die Künste, sowie eine reiche poetische Empfänglichkeit hatte Frau von Stein an Lotten entdeckt; die weitere Bildung konnte sie ihr zuwenden; auch die Herzogin zeigte sich geneigt. Was ihr zu ihrem Berufe fehlte, namentlich völlige Herrschaft über die französische Sprache, war die liebevolle Mutter gern bereit, ihr zu verschaffen. Nachdem Lotte sich im Winter 1782 in Weimar umgesehen hatte,[1] wurde der schon im Herbst gefaßte Plan, sich eine Zeitlang in der französischen Schweiz aufzuhalten, ins Werk gesetzt. Beide Töchter begleiteten die Mutter, und der künftige Schwiegersohn, Herr von Beulwitz, der als Anverwandter galt, hatte für das Aeußere der Reise zu sorgen. Sie ward am 22. April 1783 angetreten und führte über Stuttgart, wo Frau von Wolzogen die Reisenden auf die Solitude zu Schillers Familie führte. Lottens anmuthiges Bild prägte sich Schillers ältester Schwester deutlich ein. Die alte Tante Reinwald erzählte Frau von Gleichen in ihrem 89. Lebensjahre mit der größten Lebendigkeit, Lotte habe im Jahre 1783 durch ihre schöne Figur in einem reizend kleidenden himmelblauen Jäckchen einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, welchen sie ewig lebendig im Herzen behalten werde. Als sie den Schnitt dieses Jäckchens lobte, habe

[1] Die älteste Erwähnung Weimars findet sich in zwei Stammbuchblättern der Fräulein von Oertel aus dem Jahr 1779.

Lotte ihr angeboten, das Muster abzuschneiden, und in der größten Eile sei das Werk in einem Nebenzimmer vollbracht worden. Die Reise bis Vevay erzählt Lotte selbst I. 37 ff. Dort fühlte sie sich heimisch. Mit fleißigen Studien im Französischen, Englischen, Zeichnen und Musik[1] vereinigte sich eine muntere und geistreiche Geselligkeit, den jungen Damen den Aufenthalt unvergeßlich zu machen. Vevay war damals der Sitz einer ausgewählten Gesellschaft des bernischen und waadtländischen Patriciats, die in dem Hause des Landvogts Lentulus einen Anhalt, und in regelmäßigen Zusammenkünften am Sonntag und besonders Dienstag ihren Mittelpunkt fand. Lotte war die Seele der Vereinigungen, und während ihre Schwester ritt und badete, belebte sie den Kreis ihrer Freunde durch eine reizende coquetterie d'esprit, welche später auch Schiller anzog. Die zahlreichen Freundinnen, unter denen Julie May, die Nichte von Lentulus, später die Gattin des Landvogts von Aarberg, Herrn von Werdt, die vertrauteste war, wurden nicht müde, nachher in Briefen ihre Anmuth, ihre niedliche Figur, ihr freundliches Gesicht zu preisen, und ihre spöttische Schmollmiene galt für unerreichbar. Es fehlte nicht an Neckereien wegen flüchtiger Neigungen, und vielleicht blieb Lottens Herz nicht ungerührt.[2] Herr von Beulwitz machte unterdessen einen Abstecher nach Lyon; in der günstigen Jahreszeit besuchten die Damen mehrere Theile der Schweiz, bewunderten die Gletscher des Berner Oberlandes und zeichneten in Rousseau's Zimmer auf der Petersinsel im Bieler See ihre Namen ein.

Endlich nach Jahresfrist war der Zweck der Reise erreicht. Lavaters Andenken zog die Reisenden im Mai 1784 nach Zürich zurück; von dort besuchten sie die Familie May auf ihrem Schlosse

[1] Ihre Lehrer waren u. A. ein Exjesuit Fauconnier und Patio.

[2] Zu der Aeußerung Lottens (Schiller und Lotte S. 460). „Einmal glaubte ich in der Schweiz zu lieben," findet sich in den Schweizer Briefen kein Schlüssel. Wohl aber scheinen die Gedichte I. 3 und 4 sich darauf zu beziehen.

Schefflanb im Aargau und gingen über Olten und Basel den Rhein hinunter über Colmar, wo sie einige Stunden bei Pfeffel, in dessen Pension die jungen May'schen Söhne lebten, verweilten; begrüßten Frau von Laroche in Speyer, brachten am 6. Juli Schiller in Mannheim Grüße von der Familie Wolzogen und langten über Meiningen in dem stillen Rudolstadt wieder an. Dort verarbeitete Charlotte das Gewonnene, unterhielt mit ihren Schweizer Freunden einen lebhaften und langen Briefwechsel und entwarf Pläne zu einer zweiten Reise. Die Sehnsucht blieb ihr wie die lebendige Erinnerung, welche auf Schillers Tell befruchtend und anregend wirken sollte.

Aber still wird es ihr in Rudolstadt vorgekommen sein. Die Ehe, welche Caroline mit dem gebildeten und kenntnißreichen Beulwitz schloß, wiegte sie Anfangs in Tantenträume, aber allmählig unterließ sie es, das Ehepaar in ihren Briefen zu erwähnen. Den Sommer verlebte sie in eifrigen Studien, deutscher, englischer und französischer Correspondenz, und versenkte sich in die Lektüre der englischen Dichter und Romane, ohne dabei ihren Garten und die schöne Natur zu vergessen. Der Winter 1784 auf 1785 brachte sie December bis Februar in Weimar zu, und zwar im Hause der Frau von Stein, wo Platz war, da Fritz bei Goethe wohnte, ohne Zweifel, um das Verhältniß zur Herzogin zu pflegen. Sie malte ihren Schweizer Freundinnen die glänzenden Hoffeste, welche gegen die Rudolstädter Einsamkeit grell abstachen, ließ sich von Goethe im Schlitten fahren. Im folgenden Winter mußte sie sich mit der Rudolstädter Geselligkeit begnügen. Sie selbst litt damals zuerst an den Augen, Mutter und Schwester an Kränklichkeit. Auch hatten sich häusliche Sorgen eingestellt. Die Erbschaft, welche Frau von Lengefeld 1785 von ihrem Bruder in Batavia gemacht hatte, wurde durch unerwartete Forderungen an den Nachlaß bedeutend geschmälert, und sie sah mit trüben Gedanken in die Zukunft.[1]

1 Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 119, vgl. mit 134.

Doch unternahm die Familie am 2. Juli 1786 eine Reise nach Karlsbad, wo sie mit Frau von Stein und Goethe zusammentraf und Lotte ihr Stammbuch bereicherte. Ueber die schöne Reise schrieb sie an Julie May voller Entzücken und lebte sich in Rudolstadt wieder ein. Bald aber wurde sie durch Frau von Stein in Kreise und Verbindungen eingeführt, welche für ihren Seelenzustand folgenreich werden sollten.

Knebel war nach einer dreijährigen Abwesenheit im Sommer 1785 zurückgekehrt, hatte sich aber im Herbst in das alte Schloß zu Jena zurückgezogen und bald wieder eine Reise nach Süddeutschland unternommen, von der er am letzten Februar 1786 in Weimar und Jena wieder anlangte. Frau von Stein, welche Ende Augusts nach Kochberg ging, empfing dort einen Besuch ihres alten Freundes, der zwei fremde Begleiter mitbrachte, die beiden Schotten, Lord Inverary und Capitän Heron, welche sich in Jena aufhielten und seinen Mißmuth verscheuchten. Er machte sie im Mai mit Goethe bekannt, führte sie am Weimarischen Hof ein, wo sie vom Herzog und beiden Herzoginnen freundlich aufgenommen wurden [1] und auch Frau von Stein kennen lernten. Ihr folgten sie nach Kochberg und wurden von ihr im Lengefeld'schen Hause eingeführt. Man gefiel sich gegenseitig, und ein Gegenbesuch in Jena wurde verabredet und bald ausgeführt. Lottens frische Anmuth machte auf Knebel einen tiefen Eindruck, der sich bei längeren und häufigen Begegnungen in Kochberg, Jena und Weimar zu dem Wunsche sie zu besitzen steigerte. Aber Lotte erwiederte die Zuneigung nicht in der gewünschten Weise. Sein lehrhafter Ton, seine Suada und die gesuchte Zierlichkeit seiner Verse zog sie nicht lebhaft zu dem reizbaren 42jährigen Manne, indessen entwickelte sich aus verschiedenartigen Anziehungen und Abstoßungen eine Freundschaft, welche auch die Vereitelung der späteren Hoffnung Knebels, daß wenigstens sein Sohn mit der Familie sich vereinigen würde, überdauerte.

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 473.

Aber auch Heron blieb nicht ungerührt. Sein männliches Wesen, der feine Geschmack und die Bereitwilligkeit, womit er Lottens Neigung zur englischen Sprache und Litteratur unterstützte, nahm sie ebenfalls für ihn ein, und die Bekanntschaft befestigte sich während des Winters in Weimar, wo Lotte sich zu der Carnevalssaison mit ihrer liebsten Freundin, Friederike von Holleben,[1] die später als Frau von Gleichen, die Mutter des Gemahls der jüngsten Tochter Emilie wurde, einfand. Auf den Hoffesten traf sie Heron, welcher im Griesbachischen Hause in Jena, demselben, das Lotte in der Folge bewohnen sollte, sich mit mäßigem Erfolge des Deutschen befleißigte, und die aufkeimende Neigung entging dem Herzog nicht, welcher ihr freundlich zugethan war. Heron und Knebel schrieben sich im Februar in ihr Stammbuch ein, der Erstere mit einem Verse von Otway und einigen ernsten, gefühlvollen Worten, der Letztere mit einem süßen Gedichte,[2] das weniger Eindruck machte.

[1] Geb. 24. Mai 1765, gest. 24. Juli 1852.

[2]
Lehrreich wie die Nachtigall,
Wie das Turteltäubchen sittsam
Und an süßen Artigkeiten
Gleich des Waldes schönen Sängern,
Die den Thau des Morgens treten (trinken?)
Und auf Aesten schwankend schweben,
So geht dort die Schäferin
Und verdunkelt neben sich
Den Krystall der reinen Quelle.

Sie holt aus dem Herzen hier
(Wo ein Nest voll Lieblichkeiten
Sich der Himmel selbst bereitet)
Der schneesiebrichten Gedanken
Einen nach dem andern vor
Und läßt ihn gen Himmel steigen,
Wo sie in Aurorens Licht
Fröhlich eilend sich verbergen.

Nach Rudolstadt zurückgekehrt, empfing Lotte um Ostern Herons Besuch, welcher einen Brief ihrer Wirthin, Frau von Imhoff, zu besorgen hatte.[1] Dort scheint er seine Liebe, aber zugleich deren Hoffnungslosigkeit ausgesprochen zu haben, und die empfindungsvollen Briefe, die er von der Reise, zuletzt aus Rotterdam schrieb, trugen das Ihrige dazu bei, den Schmerz über den Verlust des über das Meer ziehenden Freundes in Lottens Seele zu vermehren. Die sorgliche Mutter hatte eine andere Partie im Auge, die in Rudolstadt selbst nützlich zu werden versprach,[2] aber Lottens Seele blieb tief verwundet.[3] Sie beschäftigte sich mit Ossian und vertraute trübe Gedanken ihrem Tagebuche an.[4] Ihren Freund hat sie nie wieder gesehen, aber Pope's Werke, die er ihr zum Abschied schenkte, vererbte sie als ein theures Vermächtniß ihrer Tochter Emilie. „Verjagen Sie die trüben Wolken aus ihrer Seele," rief Frau von Stein ihr noch am 12. Januar 1788 zu.[5]

In dieser Stimmung empfing sie am 6. December 1787[6] jenen Besuch, welcher zwei für einander geschaffene Herzen vereinigen sollte. Schiller trat gegen den 20. November seine Reise zu Frau Henriette von Wolzogen und seiner Schwester Reinwald nach Meiningen und der Umgegend an. Dort traf er seinen Freund Wilhelm

Wie sie hingeht ändert sich
Allgemach um sie die Gegend,
Trüber wird sie, wenn sie weicht
Und wird heller, wo sie hintritt.

1 II. 42.

2 La tête I. 209.

3 Frau von Wolzogen, Schillers Leben S. 173.

4 I. 47.

5 II. 261.

6 So in Schiller und Lotte S. 2. Frau von Wolzogen spricht irrig von einem Novembermorgen S. 110. Denn Schiller schreibt am 19. November von Weimar aus an Körner, und am 8. December, nach einer Abwesenheit von 16 Tagen, ist er wieder dort.

von Wolzogen, welcher nach seiner Entlassung von der Karlsschule im Baufach angestellt werden und nach Paris gehen sollte. Wolzogen begleitete ihn auf der Rückreise; sein Herz war es, das ihn nach Rudolstadt zog. Schon bei der ersten Begegnung in Stuttgart hatte ihn Caroline interessirt; ihr Briefwechsel, welcher zwischen Freundschaft und Neigung schwankte, hatte im Jahr 1787 durch Mißverständnisse und Aufklärungen einen wärmern Ton angenommen, und Wolzogen konnte es sich nicht versagen, die Verwandten in der Nähe zu besuchen. Dort wurde ihre Freundschaft enger, sie dutzten sich seit der Begegnung. Auf Schiller machte die liebenswürdige Familie einen doppelt wohlthätigen Eindruck, weil ihn in Weimar das verzwickte Verhältniß zu Frau von Kalb und der Mangel an vertrauten Freunden quälte. Er trug sich mit unbestimmten Heirathsplänen, dachte einen Augenblick an Wielands Tochter, an die Tochter des Geheimeraths Schmidt, die übrigens damals schon mit ihrem späteren Gemahl Swaine bekannt gewesen zu sein scheint;[1] welche von beiden Töchtern der Frau von Lengefeld ihm besser gefiel, wußte er wohl selbst nicht.

Eine glückliche Fügung wollte, daß ihm die unverheirathete in Weimar näher kam. Theils um sie zu zerstreuen,[2] theils jener Aussichten auf eine Hofdamenstelle wegen, wurde sie zu Ende Januars 1788[3] dorthin gebracht, wo sie mit ihrer Freundin von Holleben im Imhoff'schen Hause auf der Esplanade wohnte und bis zum 6. April blieb. Schiller besuchte sie in diesem Hause fleißig,[4] seit Frau von Kalb am 13. März abgereist war, ungestört

[1] Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 191.

[2] Frau von Wolzogen Schillers Leben S. 113.

[3] Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 189 heißt es am 25. März, „daß ich fast 8 Wochen hier bin," und am 2. Februar schreibt Wolzogen von „Bällen und Maskeraden" II. 110. In „Schiller und Lotte" S. 2 wird „der Anfang des Februar" angegeben.

[4] Lit. Nachlaß II. 191.

und beklagte sich, sie nicht öfter zu sehen. Wie er ihr dann nach Rudolstadt folgte, wie ihre Liebe wuchs und endlich auch die Einwilligung der chère mère erfolgte, ist in dem schönen Buche „Schiller und Lotte" mit so echten Zügen geschildert, daß wir es füglich übergehen können; nur das dürfen wir leise berühren, daß der letzte Aufenthalt Schillers in Rudolstadt vom 18. September bis 22. Oktober 1789 Lotten schwere Bekümmerniß und Sorge brachte. Sie glaubte, Schiller liebe ihre Schwester mehr und war bereit, ihre Liebe zum Opfer zu bringen.[1] Diese Stimmungen verflogen, und am 22. Februar 1790 wurde sie seine Gattin. Auch ihre Ehe ist bekannt: sie war musterhaft, indem Lotte ganz in den Schicksalen und Interessen ihres Gemahls aufging. Die bescheidene äußere Lebensstellung, welche er ihr bieten konnte, nahm sie ohne je, was sie aufgegeben hatte, zu vermissen, freudig an; seine Familie, seine Freunde und Freundinnen wurden die ihrigen, und mit der aufopferndsten Sorgfalt wachte sie über das theure Leben ihres Gemahls. Man darf es wohl behaupten, eine bessere Frau und Mutter hat es nicht gegeben. Eine anspruchslose, aber aufrichtige Frömmigkeit, eine seltene Herzensgüte und fleckenlose Reinheit und ausdauernde Treue waren ihre echten Vorzüge. Nie hat sie eine Freundschaft aufgegeben, nie in dem vertrauten Umgange mit den jungen Männern, die in ihrem Hause verkehrten, die gerade damals leicht verrückbare Gränze der Freundschaft überschritten, und daß ihre Tugenden besonders im häuslichen Kreise sichtbar wurden, beweist die innige Anhänglichkeit Aller, die darin verkehrten, bis auf den Bedienten Rudolph und die treue Christine herab. Mit diesen Eigenschaften des Herzens vereinigten sich anmuthige Geistesgaben, die in ihren Briefen wohlthuend hervortreten. Sie waren vielleicht ihrer Schwester, gewiß der genialen Caroline von Humboldt nicht gleich, aber anmuthig und mannichfaltig, und wurden

[1] II. 149 ff.

mit rastlosem Eifer auch in späteren Jahren ausgebildet. Mit neidloser Bewunderung sah sie zu Goethe empor, dem es in ihrem Hause wohler wurde als in seinem eigenen, und wenn sie in einem Punkte selbst von ihrem Manne abzuweichen sich erlaubte, so war es ihre Anhänglichkeit an Herder und Wieland.

Nach dem Tode ihres Mannes blieben ihre alten Freunde treu, und Knebel näherte sich mit theilnehmender Innigkeit und einer rührenden Anerkennung des Werthes des Entschlafenen. Sie selbst lebte dem mit eifersüchtigem Mißtrauen gehüteten Andenken Schillers und der Erziehung ihrer Kinder, welche ihr in Ukert, Abeken, Joh. Schulze u. A. neue und gleich anhängliche Freunde gewann, so wie dem Umgang und Briefwechsel mit alten und neuen Bekannten. Die Verhältnisse in Weimar befriedigten sie nicht völlig. Zwar erfreute sie sich der Achtung und Gunst der Großherzogin und Großfürstin in vollem Maaße, der Freundschaft Goethes und der Frau von Stein, der Liebe der Ihrigen: aber der Schmerz um den verlorenen Gatten zog einen Flor über ihr Leben, zu den Epigonen der Litteratur konnte sie kein Herz fassen, und der Mangel an Bildung, dem sie zuweilen begegnete, verletzte sie. Die schöne Freude über den glorreichen Befreiungskrieg wurde durch die Sorge um das Leben ihrer theuren Freundin, der Prinzessin Caroline, getrübt, und als sie sich über deren Verlust getröstet hatte, mußte sie die bittere Erfahrung machen, daß ihre Söhne in Weimar keine Stelle fanden. Dennoch blieb sie an ihr liebes Weimar gefesselt, und kehrte von ihren Reisen dorthin, wie in ihre Heimath zurück. Als sich die müden Augen ihrer Mutter 1823 geschlossen hatten, fingen auch die ihrigen an zu erlöschen. Sie reiste im Jahr 1824 zu ihren Söhnen Karl und Ernst, um auf dem Bonner Kirchhofe begraben zu werden.

Urlichs.

Emilie von Schiller an ihre Schwester Caroline

(nach Stuttgart).

Köln, den 16. Juli 1826.

Meine innig geliebte Karoline!

Wir haben einen tiefen Schmerz erfahren. Kaum kann ich mir die Möglichkeit oft denken, welche unendliche Lücke in meinem Leben ist; überall, überall suche ich die theure Mutter, und finde sie hier auf der Erde nicht wieder; doch in höheren Welten wird sie mir, uns zurückgegeben. O meine Line, laß uns Kraft haben, diesen tiefen Schmerz mit Fassung zu ertragen. Laß uns in dem Ewigen Trost finden, wohin auch sie zurückgekehrt und uns nahe sein wird. Der Schlag kam entsetzlich schnell; keine Ahnung ihres Todes erfüllte uns; nur Freude und Hoffnung, ihr Augenlicht zurückgekehrt zu wissen. Es ist das erstemal, daß ich wieder schreibe, und was ist in dieser Zeit Alles geschehen! Ich bin ruhig und gefaßt, und stille Wehmuth und Sehnsucht nach der Geschiedenen ergreift mich oft. Ach unendlich viel haben wir verloren! Fasse dich mit uns, geliebte Schwester; ihr Segen, die uns so innig geliebt, soll auf unserer Liebe ruhen. Wir glaubten, der treue Freund Dannecker würde dir in diesem traurigen Augenblick der treueste und tröstlichste Freund sein, und gewiß haben wir uns nicht geirrt. Er wird mit väterlicher Liebe dein wundes Herz getröstet haben. — So viel es mir heute möglich ist, will ich dir von den letzten Tagen der innig geliebten Mutter sagen.

Am Dienstag Morgen war die Operation, wie ich dir geschrieben. Sie war glücklich und schmerzlos. Einige Augenblicke nach der Operation stellte Walther mich und Lottchen vor die

Mutter, und sie versicherte uns deutlich sehen zu können. Dieß war das letztemal, wo sie mich sah, und tief bewegt war ihr Gemüth dabei, doch freudig, denn sie fühlte neue Sehkraft. Von diesem Augenblicke an lag sie im Bett, mußte ganz unbeweglich liegen, durfte nur das Allernöthigste sprechen, und nur Gerstenschleim zu sich nehmen. Noch am Tag der Operation bekam sie Kopfschmerzen, vorzüglich über den Augen.

Walther war hierauf vorbereitet, denn er trug uns auf, sie öfters nach dem Kopf zu fragen, denn sobald sie da Schmerzen fühle, müsse Ader gelassen werden. Dieß geschah noch an demselben Tage, und sie fühlte von diesem Moment an keine Schmerzen, weder am Kopf, noch unmittelbar an den Augen. Walther kam täglich drei- bis viermal; auch sahen seine Gehülfen nach, und Lottchen wie mir war es die heiligste Pflicht, Walthers Befehle auf das Treueste zu erfüllen; wir haben sie keinen Augenblick verlassen. Walther war mit den Augen sehr zufrieden und versicherte, sie könnten nicht besser sein. Von Dienstag bis Sonnabend blieben sie geschlossen, und am Sonnabend Morgen wurde der erste Verband herabgenommen, die Augen mit lauem Wasser von Walther gewaschen, und die geliebte Mutter sagte zu Walther: „Ich sehe Sie sehr gut sitzen.“ Sie mußte die Augen wieder schließen, und ein neuer Verband wurde genommen. Die Mutter fühlte sich Sonnabends müder als die vorigen Tage, doch nicht unwohl; im Gegentheil, sie fühlte eine gewisse Behaglichkeit und Wohlsein in dieser Müdigkeit. Sie aß dann mit großem Vergnügen; nach den zwei ersten Tagen erlaubte ihr Walther Einiges, was sie sehr zu essen wünschte. Sie hatte in der ganzen Zeit den natürlichen Geschmack der Speisen, und mit einem Wort, es konnte nicht besser gehen. Natürlich fühlte sie sich müde und angegriffen, aber ihr Gemüth war ruhig; sie schlief viel und ruhig. Nachdem sie Sonnabend gegessen, schlief sie bald ein und schlief lang und fing an

etwas unruhiger zu athmen; sie wachte auf einmal auf, ungefähr gegen zwei Uhr, und die erste Veränderung, die Lottchen und ich bei ihr bemerkten, war in ihrer Stimme; sie hatte einen andern Ton bekommen. Die Mutter verlangte etwas zu trinken, und als wir sie fragten, wie es ihr ginge, sagte sie, sie habe Schwindel. Wir schickten auf der Stelle zu Walther; dieser war nicht den Augenblick zu finden, aber sein Gehülfe kam auf der Stelle, und schrieb diesen matten Zustand der großen Wärme zu und beruhigte uns über diesen Zufall. Doch bald kam Walther, sah die Mutter, ging in das andere Zimmer, und sagte: er könne diese ungeheure Schwäche nicht begreifen; es könne jeden Augenblick ein Nervenschlag kommen; ich solle Ernst im Augenblick einen Boten schicken. Walther blieb mehrere Stunden; die Füße wurden mit Wein gewaschen, die Arme; es wurde Senfpflaster gelegt; sie bekam starke Tropfen; doch die Schwäche nahm zu; die Besinnung verlor sich oft ganz; die Stimme wurde immer mehr verändert; oft kamen helle Augenblicke zurück, wo sie sich ganz entsetzlich matt, aber wohl fühlte; keine trübe Phantasie ängstigte sie, immer heitere Bilder standen vor ihrer Seele, doch immer mehr schwand die Besinnung und das Fieber nahm zu. Walther war unermüdlich, doch vergebens; ihr Zustand änderte sich nicht. In hellen Augenblicken wie in der Phantasie dachte sie unserer Aller oft mit Liebe; auch viele ihrer Freunde kamen vor ihrer Seele vorüber; sie sah die schönsten Eichenwälder, Blumen um sich herum, keine trübe Ahnung des Todes drückte, nur heiter und ohne Schmerzen war ihr Ende, ihres edlen, herrlichen Lebens würdig. Nach einigen Stunden verließ uns Walther mit der Versicherung, es gehe ein wenig besser, und für die Nacht sei nichts zu fürchten. Ihr Zustand blieb einige Stunden derselbe; sie trank viel, nahm ein und trank auch mit der größten Lust eine von Walther verordnete Tasse Kaffee. Endlich kam Ernst gegen zwei Uhr des Nachts; die Mutter hatte

oft nach Ernst gefragt, weil sie glaubte, es sei Sonntag, wo er versprochen zu kommen. Die hellen Augenblicke wurden immer seltener; ihre Stimme verlor auch an Deutlichkeit, und oft konnte man kaum die Worte verstehen; ach, und ihre lieben Hände wurden immer gefühlloser. Ernsts Stimme erkannte sie noch; dieß war der letzte helle Augenblick; sie drückte noch viel Theilnahme und Freude über ihn aus, fragte nach der Lena und Thereschen; doch dann kehrte die Besinnung nicht wieder zurück; man hörte nur noch unverständliche Töne; sie trank noch viel; auch die Senfpflaster zogen; aber vergebens, sie sollte enden, die liebe, herrliche Mutter! Wir mußten auf Alles gefaßt sein; die Unmöglichkeit der Rettung war zu klar. Ernst holte Walther wieder kurz nachdem er angekommen, doch Walther konnte nicht mehr retten. Er gab ihr Moschus, das letzte Mittel — doch Alles vergebens. Ihre Seele war nicht mehr bei uns, nur der Körper athmete noch, aber sie war schmerzlos; der Athem wurde immer und immer schwächer, und endlich entschlief sie sanft.

O liebe Line, wie herrlich war da der Tod! Ein sanftes, sanftes Einschlafen. Ich stand dabei, wie der letzte Athemzug geschah. Unsere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod! Ein solcher Tod ist so viel werth wie ein glückliches Leben! Wie dankbar müssen wir dem Ewigen für diesen sanften Uebergang zu jenem Leben sein, wo sie nicht allein sein wird; dort ist ja das Theuerste für sie ihr schon vorangegangen. O Line, herrlich, herrlich war ihr Tod! Keine Spur eines trüben Gefühls, eines traurigen Gedankens war zu finden. So ruhig war auch ihr Ausdruck nach dem Tode. Auf dem ganzen Gesicht herrschte eine Milde, die sich nicht aussprechen läßt, man mußte sie sehen. Sie hat mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, wie ich ihr theures, liebes Gesicht zum letztenmal sah und von ihr Abschied nehmen mußte — doch nicht auf ewig, dies sagt mir mein Herz, einst

werden wir wieder vereinigt werden. Sie sprach noch von uns Allen. Von dir sagte sie: meine Karoline habe ich auch lieb. Manches lallte sie noch, aber schon mit gebrochener Stimme; es klang mehr wie Gesang. Es ist Alles so entsetzlich schnell gekommen, daß mir dies unendlich Traurige kaum möglich scheint. Wir hatten die besten Hoffnungen. Die Operation, die Folgen konnten nicht besser sein; sie fühlte sich vorher so wohl. Ich habe die theure Mutter nie wohler, ruhiger als in diesen letzten vier Wochen gesehen. Sie selbst hatte die größte Sehnsucht nach Bonn; sie ließ sich nicht länger zurückhalten, und Walther hat sie vier Wochen genau beobachtet, man konnte nicht zufriedener mit ihrem Zustande sein; ihr Vertrauen zu Walther wurde immer größer; sie hatte auch zum Augenblick der Operation großes Vertrauen, natürlich immer etwas Angst, wie man immer vor etwas Unbekanntem hat; doch war ihr Vertrauen zu Walther vorherrschend. Noch am Abend vor der Operation, wo die Augen angefeuchtet wurden, war sie heiter und ließ sich noch vorlesen. Auch bis zum Sonnabend hatte sie immer großes Verlangen, mit heiterem Gemüth mit uns zu sprechen; aber wir durften ihr oft nicht antworten, um jedes nicht höchst nöthige Wort bei ihr zu vermeiden. Doch dieser Nervenschlag war nicht vorher zu sehen, und Walther sagte, er hätte zu jeder Zeit kommen können. Walther hat die theure Mutter mit der größten Sorgfalt behandelt, und dieser Schlag kam auch ihm ganz unerwartet.

Meine theure Line, mir ist sehr bange um dich; du wirst sehr angegriffen sein; ich bitte dich, schreibe mir bald, wenn auch nur einige Worte. Ich bin sehr bange; du bist kaum selbst genesen, und dieser tiefe Schmerz wird dich sehr verwunden. Schreibe bald, theure Line; erhalte dich aufrecht, denke an deine treue Emilie. Dieser traurige Schlag soll unsere Herzen fester an einander binden. Die theure Mutter haben wir verloren: in unsern

Herzen lebt sie mit uns fort. Mein großer Trost für dich ist die für dich so wünschenswerthe Entscheidung deines Schicksals; dies wird dich aufrichten, beste Line, du hast für Andere zu leben; dies wird dich trösten, dir Lebensmuth geben. Die Mutter war sehr glücklich über deine Aussicht; dies muß dir auch unendlich tröstend sein, beste Line. Sie hat sich innig darüber gefreut. Auch mein Schicksal ruht in des Ewigen Hand. Ihm vertraue ich. In diesem Augenblick bleibe ich bei Ernst; doch dann gehe ich zur Tante Wolzogen, dahin treibt mich mein Herz; ich kann ihr vielleicht noch das Leben erheitern, und ich liebe sie so innig; ich hoffe nicht, daß sie mich zurückweist, denn es ist mein innigster Wunsch, zu ihr zu gehen. Wir haben beide Trauriges erlebt. Sie wird meine zweite Mutter sein!

Für heute, gute Line, schließe ich.

Deine treue

Emilie.

Lottchen behalte ich bei mir; ich bin ihr dies schuldig für ihre Treue und Liebe.

Der gute Ernst hat natürlich viel gelitten; er ist ruhig und gefaßt, und mir von großem Trost, der theure Bruder!

Ich weiß dich, meine gute Line, von treuen Freunden umgeben; dies tröstet mich sehr, denn ich bin dir ferne!

Berichtigung zu Seite 68.

Schönberg lebte noch 1859 auf seinem Gute Groß-Krausche bei Bunzlau, ein Greis von mehr als 90 Jahren.

Zusatz zu Seite 168.

Zu Harbaur ist beizufügen: gest. den 26. März 1824 zu Cambrai.

Der Dresdener Kreis.

von Wolzogen, welcher nach seiner Entlassung von der Karlsschule im Baufach angestellt werden und nach Paris gehen sollte. Wolzogen begleitete ihn auf der Rückreise; sein Herz war es, das ihn nach Rudolstadt zog. Schon bei der ersten Begegnung in Stuttgart hatte ihn Caroline interessirt; ihr Briefwechsel, welcher zwischen Freundschaft und Neigung schwankte, hatte im Jahr 1787 durch Mißverständnisse und Aufklärungen einen wärmern Ton angenommen, und Wolzogen konnte es sich nicht versagen, die Verwandten in der Nähe zu besuchen. Dort wurde ihre Freundschaft enger, sie dutzten sich seit der Begegnung. Auf Schiller machte die liebenswürdige Familie einen doppelt wohlthätigen Eindruck, weil ihn in Weimar das verzwickte Verhältniß zu Frau von Kalb und der Mangel an vertrauten Freunden quälte. Er trug sich mit unbestimmten Heirathsplänen, dachte einen Augenblick an Wielands Tochter, an die Tochter des Geheimeraths Schmidt, die übrigens damals schon mit ihrem späteren Gemahl Swaine bekannt gewesen zu sein scheint;[1] welche von beiden Töchtern der Frau von Lengefeld ihm besser gefiel, wußte er wohl selbst nicht.

Eine glückliche Fügung wollte, daß ihm die unverheirathete in Weimar näher kam. Theils um sie zu zerstreuen,[2] theils jener Aussichten auf eine Hofdamenstelle wegen, wurde sie zu Ende Januars 1788[3] dorthin gebracht, wo sie mit ihrer Freundin von Holleben im Imhoff'schen Hause auf der Esplanade wohnte und bis zum 6. April blieb. Schiller besuchte sie in diesem Hause fleißig,[4] seit Frau von Kalb am 13. März abgereist war, ungestört

1 Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 191.

2 Frau von Wolzogen Schillers Leben S. 113.

3 Lit. Nachlaß der Frau von Wolzogen II. 189 heißt es am 25. März, „daß ich fast 8 Wochen hier bin," und am 2. Februar schreibt Wolzogen von „Bällen und Maskeraden" II. 110. In „Schiller und Lotte" S. 2 wird „der Anfang des Februar" angegeben.

4 Lit. Nachlaß II. 191.

und beklagte sich, sie nicht öfter zu sehen. Wie er ihr dann nach Rudolstadt folgte, wie ihre Liebe wuchs und endlich auch die Einwilligung der chère mère erfolgte, ist in dem schönen Buche „Schiller und Lotte“ mit so echten Zügen geschildert, daß wir es füglich übergehen können; nur das dürfen wir leise berühren, daß der letzte Aufenthalt Schillers in Rudolstadt vom 18. September bis 22. Oktober 1789 Lotten schwere Bekümmerniß und Sorge brachte. Sie glaubte, Schiller liebe ihre Schwester mehr und war bereit, ihre Liebe zum Opfer zu bringen.[1] Diese Stimmungen verflogen, und am 22. Februar 1790 wurde sie seine Gattin. Auch ihre Ehe ist bekannt: sie war musterhaft, indem Lotte ganz in den Schicksalen und Interessen ihres Gemahls aufging. Die bescheidene äußere Lebensstellung, welche er ihr bieten konnte, nahm sie ohne je, was sie aufgegeben hatte, zu vermissen, freudig an; seine Familie, seine Freunde und Freundinnen wurden die ihrigen, und mit der aufopferndsten Sorgfalt wachte sie über das theure Leben ihres Gemahls. Man darf es wohl behaupten, eine bessere Frau und Mutter hat es nicht gegeben. Eine anspruchslose, aber aufrichtige Frömmigkeit, eine seltene Herzensgüte und fleckenlose Reinheit und ausdauernde Treue waren ihre echten Vorzüge. Nie hat sie eine Freundschaft aufgegeben, nie in dem vertrauten Umgange mit den jungen Männern, die in ihrem Hause verkehrten, die gerade damals leicht verrückbare Gränze der Freundschaft überschritten, und daß ihre Tugenden besonders im häuslichen Kreise sichtbar wurden, beweist die innige Anhänglichkeit Aller, die darin verkehrten, bis auf den Bedienten Rudolph und die treue Christine herab. Mit diesen Eigenschaften des Herzens vereinigten sich anmuthige Geistesgaben, die in ihren Briefen wohlthuend hervortreten. Sie waren vielleicht ihrer Schwester, gewiß der genialen Caroline von Humboldt nicht gleich, aber anmuthig und mannichfaltig, und wurden

[1] II. 149 ff.

mit rastlosem Eifer auch in späteren Jahren ausgebildet. Mit neidloser Bewunderung sah sie zu Goethe empor, dem es in ihrem Hause wohler wurde als in seinem eigenen, und wenn sie in einem Punkte selbst von ihrem Manne abzuweichen sich erlaubte, so war es ihre Anhänglichkeit an Herder und Wieland.

Nach dem Tode ihres Mannes blieben ihre alten Freunde treu, und Knebel näherte sich mit theilnehmender Innigkeit und einer rührenden Anerkennung des Werthes des Entschlafenen. Sie selbst lebte dem mit eifersüchtigem Mißtrauen gehüteten Andenken Schillers und der Erziehung ihrer Kinder, welche ihr in Ukert, Abeken, Joh. Schulze u. A. neue und gleich anhängliche Freunde gewann, so wie dem Umgang und Briefwechsel mit alten und neuen Bekannten. Die Verhältnisse in Weimar befriedigten sie nicht völlig. Zwar erfreute sie sich der Achtung und Gunst der Großherzogin und Großfürstin in vollem Maaße, der Freundschaft Goethes und der Frau von Stein, der Liebe der Ihrigen: aber der Schmerz um den verlorenen Gatten zog einen Flor über ihr Leben, zu den Epigonen der Litteratur konnte sie kein Herz fassen, und der Mangel an Bildung, dem sie zuweilen begegnete, verletzte sie. Die schöne Freude über den glorreichen Befreiungskrieg wurde durch die Sorge um das Leben ihrer theuren Freundin, der Prinzessin Caroline, getrübt, und als sie sich über deren Verlust getröstet hatte, mußte sie die bittere Erfahrung machen, daß ihre Söhne in Weimar keine Stelle fanden. Dennoch blieb sie an ihr liebes Weimar gefesselt, und kehrte von ihren Reisen dorthin, wie in ihre Heimath zurück. Als sich die müden Augen ihrer Mutter 1823 geschlossen hatten, fingen auch die ihrigen an zu erlöschen. Sie reiste im Jahr 1824 zu ihren Söhnen Karl und Ernst, um auf dem Bonner Kirchhofe begraben zu werden.

Urlichs.

Emilie von Schiller an ihre Schwester Caroline

(nach Stuttgart).

Köln, den 16. Juli 1826.

Meine innig geliebte Karoline!

Wir haben einen tiefen Schmerz erfahren. Kaum kann ich mir die Möglichkeit oft denken, welche unendliche Lücke in meinem Leben ist; überall, überall suche ich die theure Mutter, und finde sie hier auf der Erde nicht wieder; doch in höheren Welten wird sie mir, uns zurückgegeben. O meine Line, laß uns Kraft haben, diesen tiefen Schmerz mit Fassung zu ertragen. Laß uns in dem Ewigen Trost finden, wohin auch sie zurückgekehrt und uns nahe sein wird. Der Schlag kam entsetzlich schnell; keine Ahnung ihres Todes erfüllte uns; nur Freude und Hoffnung, ihr Augenlicht zurückgekehrt zu wissen. Es ist das erstemal, daß ich wieder schreibe, und was ist in dieser Zeit Alles geschehen! Ich bin ruhig und gefaßt, und stille Wehmuth und Sehnsucht nach der Geschiedenen ergreift mich oft. Ach unendlich viel haben wir verloren! Fasse dich mit uns, geliebte Schwester; ihr Segen, die uns so innig geliebt, soll auf unserer Liebe ruhen. Wir glaubten, der treue Freund Dannecker würde dir in diesem traurigen Augenblick der treueste und tröstlichste Freund sein, und gewiß haben wir uns nicht geirrt. Er wird mit väterlicher Liebe dein wundes Herz getröstet haben. — So viel es mir heute möglich ist, will ich dir von den letzten Tagen der innig geliebten Mutter sagen.

Am Dienstag Morgen war die Operation, wie ich dir geschrieben. Sie war glücklich und schmerzlos. Einige Augenblicke nach der Operation stellte Walther mich und Lottchen vor die

Mutter, und sie versicherte uns deutlich sehen zu können. Dieß war das letztemal, wo sie mich sah, und tief bewegt war ihr Gemüth dabei, doch freudig, denn sie fühlte neue Sehkraft. Von diesem Augenblicke an lag sie im Bett, mußte ganz unbeweglich liegen, durfte nur das Allernöthigste sprechen, und nur Gerstenschleim zu sich nehmen. Noch am Tag der Operation bekam sie Kopfschmerzen, vorzüglich über den Augen.

Walther war hierauf vorbereitet, denn er trug uns auf, sie öfters nach dem Kopf zu fragen, denn sobald sie da Schmerzen fühle, müsse Ader gelassen werden. Dieß geschah noch an demselben Tage, und sie fühlte von diesem Moment an keine Schmerzen, weder am Kopf, noch unmittelbar an den Augen. Walther kam täglich drei= bis viermal; auch sahen seine Gehülfen nach, und Lottchen wie mir war es die heiligste Pflicht, Walthers Befehle auf das Treueste zu erfüllen; wir haben sie keinen Augenblick verlassen. Walther war mit den Augen sehr zufrieden und versicherte, sie könnten nicht besser sein. Von Dienstag bis Sonnabend blieben sie geschlossen, und am Sonnabend Morgen wurde der erste Verband herabgenommen, die Augen mit lauem Wasser von Walther gewaschen, und die geliebte Mutter sagte zu Walther: „Ich sehe Sie sehr gut sitzen.“ Sie mußte die Augen wieder schließen, und ein neuer Verband wurde genommen. Die Mutter fühlte sich Sonnabends müder als die vorigen Tage, doch nicht unwohl; im Gegentheil, sie fühlte eine gewisse Behaglichkeit und Wohlsein in dieser Müdigkeit. Sie aß dann mit großem Vergnügen; nach den zwei ersten Tagen erlaubte ihr Walther Einiges, was sie sehr zu essen wünschte. Sie hatte in der ganzen Zeit den natürlichen Geschmack der Speisen, und mit einem Wort, es konnte nicht besser gehen. Natürlich fühlte sie sich müde und angegriffen, aber ihr Gemüth war ruhig; sie schlief viel und ruhig. Nachdem sie Sonnabend gegessen, schlief sie bald ein und schlief lang und fing an

etwas unruhiger zu athmen; sie wachte auf einmal auf, ungefähr gegen zwei Uhr, und die erste Veränderung, die Lottchen und ich bei ihr bemerkten, war in ihrer Stimme; sie hatte einen andern Ton bekommen. Die Mutter verlangte etwas zu trinken, und als wir sie fragten, wie es ihr ginge, sagte sie, sie habe Schwindel. Wir schickten auf der Stelle zu Walther; dieser war nicht den Augenblick zu finden, aber sein Gehülfe kam auf der Stelle, und schrieb diesen matten Zustand der großen Wärme zu und beruhigte uns über diesen Zufall. Doch bald kam Walther, sah die Mutter, ging in das andere Zimmer, und sagte: er könne diese ungeheure Schwäche nicht begreifen; es könne jeden Augenblick ein Nervenschlag kommen; ich solle Ernst im Augenblick einen Boten schicken. Walther blieb mehrere Stunden; die Füße wurden mit Wein gewaschen, die Arme; es wurde Senfpflaster gelegt; sie bekam starke Tropfen; doch die Schwäche nahm zu; die Besinnung verlor sich oft ganz; die Stimme wurde immer mehr verändert; oft kamen helle Augenblicke zurück, wo sie sich ganz entsetzlich matt, aber wohl fühlte; keine trübe Phantasie ängstigte sie, immer heitere Bilder standen vor ihrer Seele, doch immer mehr schwand die Besinnung und das Fieber nahm zu. Walther war unermüdlich, doch vergebens; ihr Zustand änderte sich nicht. In hellen Augenblicken wie in der Phantasie dachte sie unserer Aller oft mit Liebe; auch viele ihrer Freunde kamen vor ihrer Seele vorüber; sie sah die schönsten Eichenwälder, Blumen um sich herum, keine trübe Ahnung des Todes drückte, nur heiter und ohne Schmerzen war ihr Ende, ihres edlen, herrlichen Lebens würdig. Nach einigen Stunden verließ uns Walther mit der Versicherung, es gehe ein wenig besser, und für die Nacht sei nichts zu fürchten. Ihr Zustand blieb einige Stunden derselbe; sie trank viel, nahm ein und trank auch mit der größten Lust eine von Walther verordnete Tasse Kaffee. Endlich kam Ernst gegen zwei Uhr des Nachts; die Mutter hatte

oft nach Ernst gefragt, weil sie glaubte, es sei Sonntag, wo er versprochen zu kommen. Die hellen Augenblicke wurden immer seltener; ihre Stimme verlor auch an Deutlichkeit, und oft konnte man kaum die Worte verstehen; ach, und ihre lieben Hände wurden immer gefühlloser. Ernsts Stimme erkannte sie noch; dieß war der letzte helle Augenblick; sie drückte noch viel Theilnahme und Freude über ihn aus, fragte nach der Lena und Thereschen; doch dann kehrte die Besinnung nicht wieder zurück; man hörte nur noch unverständliche Töne; sie trank noch viel; auch die Senfpflaster zogen; aber vergebens, sie sollte enden, die liebe, herrliche Mutter! Wir mußten auf Alles gefaßt sein; die Unmöglichkeit der Rettung war zu klar. Ernst holte Walther wieder kurz nachdem er angekommen, doch Walther konnte nicht mehr retten. Er gab ihr Moschus, das letzte Mittel — doch Alles vergebens. Ihre Seele war nicht mehr bei uns, nur der Körper athmete noch, aber sie war schmerzlos; der Athem wurde immer und immer schwächer, und endlich entschlief sie sanft.

O liebe Line, wie herrlich war da der Tod! Ein sanftes, sanftes Einschlafen. Ich stand dabei, wie der letzte Athemzug geschah. Unsere herrliche Mutter, wie herrlich war auch ihr Tod! Ein solcher Tod ist so viel werth wie ein glückliches Leben! Wie dankbar müssen wir dem Ewigen für diesen sanften Uebergang zu jenem Leben sein, wo sie nicht allein sein wird; dort ist ja das Theuerste für sie ihr schon vorangegangen. O Line, herrlich, herrlich war ihr Tod! Keine Spur eines trüben Gefühls, eines traurigen Gedankens war zu finden. So ruhig war auch ihr Ausdruck nach dem Tode. Auf dem ganzen Gesicht herrschte eine Milde, die sich nicht aussprechen läßt, man mußte sie sehen. Sie hat mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, wie ich ihr theures, liebes Gesicht zum letztenmal sah und von ihr Abschied nehmen mußte — doch nicht auf ewig, dies sagt mir mein Herz, einst

werden wir wieder vereinigt werden. Sie sprach noch von uns Allen. Von dir sagte sie: meine Karoline habe ich auch lieb. Manches lallte sie noch, aber schon mit gebrochener Stimme; es klang mehr wie Gesang. Es ist Alles so entsetzlich schnell gekommen, daß mir dies unendlich Traurige kaum möglich scheint. Wir hatten die besten Hoffnungen. Die Operation, die Folgen konnten nicht besser sein; sie fühlte sich vorher so wohl. Ich habe die theure Mutter nie wohler, ruhiger als in diesen letzten vier Wochen gesehen. Sie selbst hatte die größte Sehnsucht nach Bonn; sie ließ sich nicht länger zurückhalten, und Walther hat sie vier Wochen genau beobachtet, man konnte nicht zufriedener mit ihrem Zustande sein; ihr Vertrauen zu Walther wurde immer größer; sie hatte auch zum Augenblick der Operation großes Vertrauen, natürlich immer etwas Angst, wie man immer vor etwas Unbekanntem hat; doch war ihr Vertrauen zu Walther vorherrschend. Noch am Abend vor der Operation, wo die Augen angefeuchtet wurden, war sie heiter und ließ sich noch vorlesen. Auch bis zum Sonnabend hatte sie immer großes Verlangen, mit heiterem Gemüth mit uns zu sprechen; aber wir durften ihr oft nicht antworten, um jedes nicht höchst nöthige Wort bei ihr zu vermeiden. Doch dieser Nervenschlag war nicht vorher zu sehen, und Walther sagte, er hätte zu jeder Zeit kommen können. Walther hat die theure Mutter mit der größten Sorgfalt behandelt, und dieser Schlag kam auch ihm ganz unerwartet.

Meine theure Line, mir ist sehr bange um dich; du wirst sehr angegriffen sein; ich bitte dich, schreibe mir bald, wenn auch nur einige Worte. Ich bin sehr bange; du bist kaum selbst genesen, und dieser tiefe Schmerz wird dich sehr verwunden. Schreibe bald, theure Line; erhalte dich aufrecht, denke an deine treue Emilie. Dieser traurige Schlag soll unsere Herzen fester an einander binden. Die theure Mutter haben wir verloren: in unsern

Herzen lebt sie mit uns fort. Mein großer Trost für dich ist die für dich so wünschenswerthe Entscheidung deines Schicksals; dies wird dich aufrichten, beste Line, du hast für Andere zu leben; dies wird dich trösten, dir Lebensmuth geben. Die Mutter war sehr glücklich über deine Aussicht; dies muß dir auch unendlich tröstend sein, beste Line. Sie hat sich innig darüber gefreut. Auch mein Schicksal ruht in des Ewigen Hand. Ihm vertraue ich. In diesem Augenblick bleibe ich bei Ernst; doch dann gehe ich zur Tante Wolzogen, dahin treibt mich mein Herz; ich kann ihr vielleicht noch das Leben erheitern, und ich liebe sie so innig; ich hoffe nicht, daß sie mich zurückweist, denn es ist mein innigster Wunsch, zu ihr zu gehen. Wir haben beide Trauriges erlebt. Sie wird meine zweite Mutter sein!

Für heute, gute Line, schließe ich.

Deine treue

Emilie.

Lottchen behalte ich bei mir; ich bin ihr dies schuldig für ihre Treue und Liebe.

Der gute Ernst hat natürlich viel gelitten; er ist ruhig und gefaßt, und mir von großem Trost, der theure Bruder!

Ich weiß dich, meine gute Line, von treuen Freunden umgeben; dies tröstet mich sehr, denn ich bin dir ferne!

Berichtigung zu Seite 68.

Schönberg lebte noch 1859 auf seinem Gute Groß-Krausche bei Bunzlau, ein Greis von mehr als 90 Jahren.

Zusatz zu Seite 168.

Zu Harbaur ist beizufügen: gest. den 26. März 1824 zu Cambrai.

Der Dresdener Kreis.

I.

Johanna Dorothea Stock,[1]

geboren den 6. März 1760, gestorben den 26. Mai 1832.

Leipzig, den 16. Mai 1792.

Warum mußte ich von dir getrennt werden,[2] meine geliebte Lotte, um recht tief zu fühlen, wie theuer du mir bist? Kaum kann ich's erwarten bis ich Nachricht von dir erhalte. Ich bin ängstlich, wie mein guter Schiller die Reise überstanden hat; gieb mir ja bald Nachricht davon, gute Lotte!

Eure Abreise hatte mich am Montag[3] sehr trüb gestimmt, und ich hatte den unglücklichen Einfall, zu meinem Bruder zu gehen und bei ihm zu essen, und bin hart dafür gestraft worden.

Eine Menge Kleinigkeiten rufte mit starken Zügen die unglücklich durchlebten Tage meiner Jugend[4] zurück; mit einer Blitzschnelligkeit durchlebte ich alle unangenehme Vorfälle noch einmal. — Nichts, nichts entwischte meinem Gedächtniß, bis mich die tiefste Melancholie ergriff, die mich's tausendmal bereuen ließ, nach Leipzig gereiset zu sein. — Eine ähnliche Empfindung hatte ich nie! —

1 Ein lebendiges Bild dieser geistreichen Künstlerin sowie des Körner'schen Hauses überhaupt liefert Adolf Wolff in den ergänzenden Beilagen zu Körners Biographie. Körners Werke (1858) IV. S. 79 ff.

2 Schiller war mit seiner Frau und Fischenich im April in Dresden gewesen.

3 14. Mai.

4 Im Hause ihres Vaters, des 1773 gest. Kupferstechers Stock.

Abends kam Fischenich, und wer kam mit ihm???[1] Du erräthst ihn gewiß, ohne daß ich ihn zu nennen brauche. Die Freude, Fischenich zu sehen, war mir sehr dadurch verdorben; auch fürchte ich, daß ich in der That unartig gegen den großen Frager war, denn ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen. Ich habe Briefe von Dresden, Körners und Gesler trugen mir viele Grüße an euch auf; Körner ist sehr besorgt über Schillers Unpäßlichkeit.

Dein Dorchen.

Loschwitz, den 2. August 1792.

Gestern ist Kunze[2] fort, und wir ließen ihn ungern gehen; sein Hiersein gewährte uns schönen freundschaftlichen Genuß.

Nun kennen und lieben wir uns 11 Jahre und werden einander immer werther, und so wird's wohl bis an unser Ende bleiben. Wir haben recht im Genuß schöner Natur geschwelgt; welche schöne Gegenden haben wir gesehen! — Gesler[3] kam von Freiberg, sah und genoß alles mit uns. Eine vorzüglich schöne Gegend haben wir so nahe und wußten es nicht, bis uns der Zufall hinführte; sie ist zu Ende des Loschwitzer Grundes, wo du warst. So romantisch, so traulich sah ich lange nichts! Auch machte sie gleiche Wirkung auf uns Alle, und wir genossen ein Paar recht schöne Stunden.

Funk[4] war hier, wir haben aber wenig von ihm gehabt; er war nur einen Tag bei uns mit seiner Frau und da sieht man ihn blos. Er rühmt sehr eure Freundschaft und zuvorkommende Güte gegen ihn. Gestern ist er fort, und seine Frau wird ihm in acht Wochen folgen. Für dich wird ihr Umgang wenig Angenehmes haben. Was soll dir, Kind der Natur, diese gezierte Puppe?

Eine Bekanntschaft habe ich gemacht, die mir lieb ist, und die auch dir Freude machen wird, wenn du ihn siehst; es ist Professor

[1] Ein Graf C... (oudenhoven), über den auch Fischenich sich beklagt.

[2] Kaufmann in Leipzig, Körners alter Freund.

[3] II. S. 449. Seinen Gesandtschaftsposten hatte G. aufgegeben.

[4] Sächsischer Husarenoffizier, später Generallieutenant. Schiller hatte ihn im Juni 1790 kennen gelernt.

Hetsch,[1] ein Künstler aus Stuttgart und Bekannter von Schiller; er ist mit Schiller auf der Akademie gewesen, und spricht mit Entzücken von ihm; will auch seinethalben über Jena gehen.

Ich arbeite jetzt etwas für Schiller; ich denke, es soll ihm Freude machen. Was es ist, sage ich nicht, denn es ist ein Geheimniß, und du liebst die Geheimnisse nicht.

Daß du meine Herzogin[2] lieb hast, dafür möchte ich dich küssen, wenn ich bei dir wäre: sie wird dich auch lieben, wenn sie dich kennen wird, und das soll und wird geschehen. Jetzt ist sie in Kurland und hat nichts wie unangenehme Tage. Der Adel ist unzufrieden mit dem Ausspruch des polnischen Reichstags und möchte ihr gern zur Last legen, wofür sie nichts kann. Da hat denn die liebe, herrliche Seele viel zu leiden, denn sie möchte es gern Allen recht machen; sie will nur Gutes und findet von allen Seiten Widerstand. Wenn doch Gott sie nur diesmal von der Politik erlöste! sie taugt nicht für uns Weiber, oder wir nicht für sie; und sie ist am wenigsten geschickt dazu mit ihrem sanften, liebenden Herzen, das weder Trug noch List kennt! — In Königsberg hat sie sich nicht aufhalten können; sie ließ nur ihre Wagen ausbessern und fuhr gleich weiter. Mir ist eine große Freude dadurch verdorben worden, denn ich glaubte viel von Kant zu erfahren; ich hätte dir's gleich mitgetheilt, und wir hätten dann wichtig gegen seine Verehrer gethan.

Dem braven lieben Fischenich sage viel Herzliches und Freundschaftliches von mir.

Dora.

Loschwitz, den 27. August 1792.

Die Nachricht von deiner Schwester Kränklichkeit schmerzt mich, da ich weiß, wie viel du dabei leiden wirst. Ich habe im gleichen Fall oft viel gelitten, und finde es weit leichter, eigne Leiden zu

[1] Geb. um 1758, Guibals Schüler. Er war 1787 von Rom zurückgekehrt.

[2] Von Kurland, geb. Gräfin Medem, mit der Dora seit 1790 enge befreundet war.

ertragen, als andre, die uns lieb sind, leiden zu sehen, ohne helfen zu können.

Daß mein lieber guter Schiller so wohl ist, hat mir eine recht innige, recht herzliche Freude gemacht. Laß ihn ja dabei bleiben, damit auch du recht heiter und froh seyn kannst. Mein Geheimniß wirst du nun bald erfahren; ich bin mit meiner Arbeit fertig, und wenn wir wieder in der Stadt wohnen werden, welches bald geschehen wird, dann schicke ich es fort. Aber eher, Liebe, eher darfst du es nicht wissen, denn meine Geheimnisse sind immer so, daß man sie nicht wissen darf. Wirst du mich nicht eigensinnig nennen?

Den dicken Magister [1] habe ich an einem Ort gesehen, wo er sich freilich nicht zum Besten ausnahm: er war auf der Gallerie. Er war mit Naumann da, der ihn an uns präsentirte. Kennen gelernt haben wir ihn nicht, wir sahen ihn blos. Wir baten ihn recht höflich, zu uns zu kommen, das ließ er aber hübsch bleiben; er mag von Dambmann gewarnt seyn. Erst bildete ich mir ein, Bode schicke ihn an seine Freunde, daß sie sich an seinem Anblick weiden und trösten sollten, daß mit seinem Tode die Art nicht ausstürbe. Denn wirklich, der Magister ist ein würdiger Pendant zu ihm.

Fischenichs Abreise wird eine gewaltige Lücke in eure häusliche Freuden machen. Ich weiß, was das heißt, wenn ein geliebter Freund aus dem Kreise tritt, der nur aus wenigen Erwählten besteht. Der Platz wird vielleicht wieder besetzt, aber er wird immer und ewig vermißt.

Aus eurer Reise an den Rhein wird dieses Jahr wohl nichts?

Die Kalb hat an Körner geschrieben und förmlich Abschied von ihm genommen. Ihre Briefe, so schreibt sie, könnten kein Interesse mehr für ihn haben, da sie sich ganz von der Welt zurückzöge und künftig auf ihrem Landgute [2] leben würde, welches zwar alte, doch dicke Mauern hätte, und wo Oekonomie ihre einzige Beschäftigung sein würde. Hast du nichts davon gehört?

[1] Conz aus Württemberg. Körner an Schiller II. 325.

[2] Woltershausen.

In allen Zeitungen liest man von dem Aufstand, der bei euch gewesen ist, und du schreibst nicht eine Silbe davon. War's denn wirklich so arg? Im Moniteur steht auch davon. Aus welchem Grund sie's da hineingesetzt haben, wird mir schwer zu begreifen.

Kunze reisete an einem Tag mit Fischenich ab, und wir zählten die Stunden, wenn er ankommen müßte; aber er war kaum ein Paar Meilen von Leipzig weggeritten, so kam ein heftiger Sturm, der sein Pferd scheu machte und ihn abzusteigen zwang. Es war wild und wollte sich nicht führen lassen; er versuchte es, wieder aufzusitzen und da gab ihm das Pferd einen so gewaltigen Schlag ans Bein, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte und in einem Wagen nach Leipzig zurückkehren mußte. Die Kur hielt ihn einige Wochen auf, und dann wagte er's aufs Neue, die Reise zu uns zu machen, aber nicht zu Pferde.

Dresden, den 21. September 1792.

Wüßte ich auch nicht, wie lieb du mir bist, so würde ich's heute gefühlt haben, wie ich deinen lieben Brief erhielt. Er hat mir recht innige Freude gemacht; diese mir in meiner jetzigen Lage [1] zu geben, ist so leicht nicht, und wird daher der Geberin doppelten Segen bringen. Ich darf nicht klagen, ich bin ja noch reich, habe Freunde, und du, meine liebe, liebe Lotte, wirst mir ewig treu bleiben.

Herzliche Grüße meinem Schiller, deiner geliebten Schwester und dem braven Fischenich; auch ihm werde ich schreiben, wenn ich heiterer gestimmt bin. Die Trennung von ihm wird Euch viel kosten; auch mir ist's, als ob ich mehr von ihm getrennt wäre, da er von Euch geht.

Von Körners viel Herzliches.

Ich theile Eure Freuden, die Euch die Gegenwart so lieber

[1] Nachdem sich das Verhältniß zu Huber aufgelöst hatte. (Körner II. 329.) Genaue Auskunft über Hubers (seit 1788 sächsischer Legationssekretär in Mainz) Liebschaft mit Forsters Frau gibt Klein, G. Forster in Mainz. 1863. S. 121 ff.

Verwandten [1] gibt; genieße sie recht rein und unvermischt, und laß mich hoffen, daß du oft und gern meiner denkst.

Dora.

Weißt du nun mein Geheimniß? [2]

Dresden, den 15. Oktober 1792.

Ach, wann wird mein Geist wieder frei von der Bürde sein, die ihn jetzt niederdrückt? Ich bin bei Allem nur mit halber Seele; die Freude streift nur an mir vorüber und erleuchtet nur auf Augenblicke das Dunkle und Trübe in mir. Glaube nicht, theure Lotte, daß ich unthätig gegen diese unselige Stimmung bin; nein, ich biete alle meine Kräfte auf; aber ich finde denn doch am Ende, daß ich nicht weiter bin, als daß ich mich auf einige Zeit betäubt habe; mein Uebel kommt wieder und ich beginne den Kampf von Neuem. Ob ich auch siegen werde? — Ich will es, und so wird mir's ja doch auch gelingen!

Nun vor allen Dingen von Adlerskron. [3] Ich bin bisher nicht müßig gewesen, aber leider war mein Bemühen fruchtlos. Mit der Herzogin ist vor der Hand nichts zu machen, da der Herzog in so übler Laune wegen der mißlungenen Geschichten in Polen ist. Die Kaiserin kann's ihm nicht verzeihen, daß er sich an den König von Polen eher als an sie gewendet und drückt ihn auf eine unerhörte Weise, und sie würde es ihm sehr übel auslegen, daß er einen Menschen anstellte, der aus ihren Diensten weggegangen ist. Den Herzog dahin zu bringen, daß er trotz dieses Umstandes ihn anstellte, halte ich für ein unmögliches Beginnen.

Die Herzogin kommt (welches aber noch Geheimniß bleiben muß) das Frühjahr heraus nach Deutschland; gelingt es uns dann, daß sie sich durch persönliche Bekanntschaft für ihn interessirt, so

1 Schillers Mutter und Schwester.

2 Körners Bild.

3 Körner an Schiller II. 353. Es handelte sich um eine Stelle für ihn, in irgend einem russischen Hause.

wird sie leicht Mittel und Wege finden, ihn anzustellen. In dem jetzigen Zeitpunkt kann und mag sie keine Gefälligkeit vom Herzog erbitten; aber freilich wird's den Adlerskron auch lang dünken, wenn er bis zum Frühjahr auf etwas Ungewisses warten soll. Wegen einer Hofmeisterstelle habe ich mir auch Mühe gegeben; aber, lieber Gott, hier Jemanden als Hofmeister anzubringen, der eines guten Schicksals werth ist, würde grausam sein. Hier sind sie nicht viel mehr als vornehme Bedienten. Vor einem halben Jahr hat Parthey [1] zwei nach Kurland schaffen müssen, die mit ihren Zöglingen auf Reisen gehen sollten — wer dies doch gewußt hätte! Indessen hat er mir versprochen, daß er nicht müßig sein will, und wenn er was hört, wird er mir's berichten. Auch werden ein Paar Kurländer den Winter hier zubringen; vielleicht ist dann durch diese etwas zu machen.

Die Nachricht von der Reck ihrer Heirath ist ganz ungegründet. Ich begreife nicht, wie das Gerücht entstehen konnte, da sie jetzt gar kein Attachement hat, was zu dergleichen Vermuthungen Anlaß geben könnte.

Ich denke eurer jetzt immer mit innigem Behagen, weil ich euch so glücklich in dem Zirkel eurer Lieben weiß.

Du hast mir Schillers Mutter und Schwester so interessant geschildert, daß ich sie wohl hätte sehen mögen. Nun reiset sie wohl bald ab? Ich möchte, daß sie gern länger bei euch bliebe; sie würde euch die Trennung von Fischenich erleichtern, an dem Ihr doch viel verloren habt.

Sage meinem lieben, theuern Schiller recht viel Herzliches in meinem Namen, daß er sich das Bild von mir so viel Freude machen ließ; er hat mich zehnfach belohnt! Seine Freude hat meinen Muth belebt; ich glaubte doch wieder, daß ich zu etwas nütze in der Welt wäre; ach, bis jetzt war ich sehr kleinmüthig!

Bald werde ich wieder einen recht schönen Kunstgenuß haben.

[1] Damals Hofmeister bei der Baronin Lieven.

Ramberg ist von Italien zurück[1] und wird in acht Tagen hier sein. Ich brenne vor Begierde ihn zu sehen, ob wohl Italien diesen großen Mann noch größer machen kann? Wenn du ihn doch sähest, meine liebe Lotte, welche Freude würde er dir machen, dir, die du die Kunst so liebst!

Deiner geliebten Schwester sage recht viel Herzliches von mir: mache sie mit mir bekannt und laß mich hoffen, daß sie mich lieben wird, wenn sie mich kennt. Oft träume ich mich in euren traulichen Zirkel, sehe dich, meine treue Lotte, mit deinem freundlichen Gesicht, fühle deine Liebe — und da ist mir dann, als ob's recht hübsch in der Welt wäre.

Adlerskron ist wohl ein angenommener Name? Ich fragte Königsfeld, ob's so eine Familie gäbe, der versicherte aber, daß es seines Wissens nie eine dieses Namens gegeben hätte.

Dresden, den 7. December 1792.

Ich weiß, es wird meiner theuren Lotte Freude machen zu hören, daß ich wieder ruhiger und heiterer bin. Ich bin wie aus einem schweren Traum erwacht, und manches liegt weiter hinter mir, als ich noch vor Kurzem hoffen konnte. Ach, man vermag doch wirklich viel, wenn man nur ernstlich will!

Wir rechnen jetzt stündlich auf die Freude, Geslern wieder zu sehen. Ich weiß nicht, ob Körner an Schiller geschrieben hat, daß er einige Monate in Petersburg war. Es sollte anfangs ein Geheimniß sein; da er aber in Petersburg sich hat unter Menschen sehen lassen, so konnte es nicht wohl verschwiegen bleiben, und hier weiß es nun jedermann. Er hat sich bei seiner Rückreise einige Zeit in Königsberg aufgehalten und wird nun von Kant viel zu erzählen haben. Schon vor vier Wochen hatten wir einen Brief von Königsberg von ihm, der uns seine Ankunft verkündete, und noch ist er nicht da; uns wird nun im Ernst bange um ihn. — Was hast du vor Nachrichten von unserm Fischenich?

[1] Aus Hannover; schon im Winter 1791 mit der Körner'schen Familie befreundet. Körner an Schiller II. 227.

Es freut mich, daß du auch so eine eifrige Politikerin bist. Ich wollte, ich wäre es nicht! Ich habe so manchen Verdruß und Aerger davon, wenn mir's die Leute nicht so machen, wie ich's haben will. Alle Zeitungen, die nur existiren, werden von mir gelesen, und ich opfere ihnen manche schöne Stunde auf.

Ich kann nicht rühmen, daß ich bisher fleißig war und viel gemalt hätte; außer der Königsfeld ihrem Porträt ist kein Kunstwerk von mir gefertigt worden. Ich habe jetzt dem Zingg[1] eine wunderschöne Weste gestickt, wofür ich königlich von ihm belohnt worden bin, denn er hat mir eine von seinen schönsten Landschaften dafür geschenkt. Du wirst doch gestehen, daß eine gewisse Art von Politik mir nicht fremd ist?

Ich soll dich gar herzlich von Graff und Zingg grüßen, vorzüglich von dem Letzteren. Du hast dich dem alten Schatz unvergeßlich gemacht.

Deinem Schiller tausend Grüße von mir.

Dora.

Gesler ist angekommen und läßt schön grüßen. Er hat uns recht schöne Sachen von unserer Herzogin mitgebracht!

Dresden, den 30. Jenner 1793.

Ich sehne mich diesmal mehr denn jemals nach dem Frühjahr; mir ist, als würde mir dann erst völlig wohl sein, wenn ich so Alles grünen und blühen sehen werde. Sonst beschäftige ich mich den Winter viel mit Malen, und dieses Jahr habe ich fast nichts gemalt; es fehlte mir an Muth; ich bildete mir ein, daß mir's nicht gelingen würde, und ich machte daher lauter Arbeiten, wo meine Hände nur zu thun hatten, und mein Geist schweifte indessen auf eine wenig erfreuende Art herum. Meine Stickerei ist nun bald fertig, und dann soll mir das Malen um desto besser schmecken.

[1] Aus St. Gallen, geb. 1734, gest. 1816, Schüler von Wille, seit 1766 Professor der Kupferstechkunst an der Akademie, galt als der größte Landschaftszeichner. Lotte hatte 1792 bei ihm Unterricht im Zeichnen; eine unter seiner Leitung entstandene Zeichnung besitzt Frau von Gleichen.

Gesler ist in Freiberg und ist vor Kurzem auch in Leipzig gewesen; er brachte eine sehr schöne Zeichnung von Ramberg mit, die er, so lange er noch in Freiberg bleibt, in unser Zimmer gehängt hat. Oft habe ich schon gewünscht, daß du sie sehen möchtest, weil ich weiß, welchen Genuß es dir, meine liebe liebe Lotte, machen würde. Es ist der Prater in Wien und schildert die dortigen Menschen trefflich. Du solltest die Bewegung, das Treiben, das Leben sehen! um — zu essen. Ein Geist beseelt sie Alle — sich den Magen zu füllen. Es ist eine Freude, so was zu sehen.

Ramberg macht auch die Zeichnungen zum Wieland; er hat schon viele fertig, und sie sollen nach Geslers Urtheil meisterhaft werden. Wenn ihn nur auch der Kupferstecher faßt, sonst kann doch etwas von seinem Geiste verloren gehen.

Ich bin sehr bekümmert um meine liebe Herzogin; sie ist ernstlich krank gewesen und ist noch krank an Nervenzufällen. Sie war schon unpaß, als der Tumult ausbrach, den du wahrscheinlich in den Zeitungen gelesen hast. Der Schreck und der Kummer über diese Vorfälle machten sie noch kränker. Ihr Körper ist so zart, daß jede Erschütterung ihr schädlich werden muß. Ich harre jetzt immer recht ängstlich auf die Posttage, die mir Briefe bringen.

Nun fällt mir gleich etwas ein, was mir Körner aufgetragen hat dich zu bitten, du sollst Schiller erinnern, daß er das Pezoldische Manuscript [1] wieder zurückschickt. Körner hat Schiller schon darum geschrieben, aber dieser hat's wahrscheinlich vergessen.

Den 4. Februar.

Körner konnte nicht eher schreiben, und daher ließ ich meinen Brief so lange liegen.

Der Tod des unglücklichen Ludwig macht hier viel Sensation; ich habe geweint wie ein Kind. Sein Tod war kein nothwendiges Uebel mehr, und er fiel als ein Opfer einer pöbelhaften und kindischen Rache. Pfui der abscheulichen Menschen!

[1] Ueber den Magnetismus.

Dresden, den 18. März 1793.

Schillers Stillschweigen ängstiget uns, und auch du, liebe Lotte, schreibst nicht? Wir fürchten, daß Schiller unpaß sein könnte,[1] und sehen einem Posttag nach dem andern mit Verlangen entgegen, der uns Nachrichten von Euch, theure Freunde, bringen könnte. Vielleicht kommt morgen ein Brief, der alle unsere Sorgen hebt!

Ich sehne mich recht darnach, etwas von dir zu hören, wie sich Huber bei euch benommen; schreibe mir ja alles, denn ich kann jetzt von ihm sprechen hören, ohne daß mein Herz dabei leidet; bald wird die Geschichte wie eine fremde sein. Er selbst trägt am meisten zu meiner Kur bei. Großer Gott! wer hätte glauben sollen, daß ich ihn einst verachten müßte! Leider muß ich es! Ein Aufsatz, von seiner eigenen Hand an seine Eltern geschrieben, der die Geschichte seiner Liebe enthält, hat dies bewirkt. Ich glaubte viel Sophisterei in diesem Aufsatz zu finden, eine Zusammenstellung der Umstände, die ihr beiderseitiges Betragen nur einigermaßen entschuldigen ließe, oder doch verzeihlich machte — nichts von allem diesem, platte Deklamationen von der Allgewalt der Liebe, „die ihre Herzen auf ewig an einander geknüpft hätte,“ Beschreibungen von ihrem Werth, „und wie sie die Achtung und Liebe der ganzen Welt verdiente. Erst hätten sie auf Forsters Tod warten wollen (wie edel!), aber die für sie so glücklichen Ereignisse in Mainz machten jetzt schon ihre Verbindung möglich.“

Nun glaubte ich, würde wenigstens ein Mäntelchen kommen, welches ihr schlechtes Betragen gegen ihren Mann verhüllte. Die ganze Entschuldigung war die, „daß sie für ihren Mann nur Freundschaft habe fühlen können, weil ihr ganzes Herz nur Hubern gehöre, und ihr Mann bedürfe Liebe, also würde ihn ihre Trennung von ihm eher glücklich machen.“

Und nun kam eine Stelle, die mir meine Ruhe auf ewig gesichert hat und mir bewies, daß ich nichts an ihm verloren habe;

[1] So war es. Schiller an Körner III. 90.

er sagt, daß seine Liebe zu ihr schon drei Jahr dauert![1] — Großer Gott, ist es möglich, daß man ein so verdorbenes Herz haben kann? Welche Briefe hat er mir nicht in dieser Zeit geschrieben! Er konnte die meinigen lesen, ohne nur einmal gerührt oder erschüttert zu werden, daß er den Entschluß gefaßt hätte, wahr gegen eine Person zu seyn, die ihn so viele Jahre gränzenlos liebte mit Aufopferung jedes Glücks, das sich ihr darbot? — Nein, ich habe nichts verloren; was wäre der Mann nicht alles fähig gewesen, der drei Jahre vorsätzliche Heuchelei und Verstellung gegen Freund und Geliebte durchführte, trotzdem, daß sich ihm Gelegenheiten zeigten, wahr zu seyn! Er durfte nur offen gegen Kunzen[2] sein, wie dieser bei ihm war, wenn's ihm gegen uns zu schwer wurde.

Schließlich sagt er noch, daß nichts ihn von dem „Entschluß, sie zu heirathen, abbringen würde, selbst der Zorn seiner Eltern nicht, denn er müßte als Mann und Vater handeln."

Vergieb, liebe Lotte, daß ich dich mit dieser Geschichte unterhalte, die dich empören muß; aber mir war's Bedürfniß, mich darüber auszureden, und sie dann in ewige Vergessenheit zu begraben. Man erwartet ihn hier; ich werde, während daß er hier ist, eine Gefangene sein, denn sehen möchte ich ihn doch nicht gerne.

Meine liebe Herzogin ist den 11. März abgereiset; sie kommt nach Dresden, um mich abzuholen, daß ich sie nach Karlsbad begleite. Ich wünschte, daß sie sich einen andern Ort erwählt hätte; ich liebe das Karlsbad nicht. Ja, wenn ich dich, meine liebe Lotte, dort sehen könnte, dann sollte mir Karlsbad wohl auch gefallen. Die liebe Herzogin macht mir's diesmal gar nicht recht nach meinem Sinn. Wie hätte ich mich freuen wollen, wenn sie diesmal nach Weimar gereiset wäre; dann hätte ich doppelten Genuß gehabt, und auch dir würde es Freude gemacht haben, das liebenswürdige Weib

[1] Klein hat also recht gerathen. A. a. O. S. 120.

[2] Den Schiller gern mit Dora verheirathet gesehen hätte. An Körner III. 92. Er scheint mit Forster im Jahr 1791 über seine Braut gesprochen zu haben. Ebend. S. 97.

zu sehen und zu sprechen. Ich gebe noch nicht alle Hoffnung auf, es wird Alles darauf ankommen, wie lange sie sich in Deutschland aufhält.

Jetzt ist Ausstellung hier; aber außer den Gemälden von Graff, den Landschaften von Zingg und seinen Schülern, einigen sehr schönen Zeichnungen von Seidelmann, und daß ich's nicht vergesse, einem sehr schönen Gemälde von Vogel, ist wenig da, was sich über die Mittelmäßigkeit erhöbe. Das Auge ermüdet recht, wenn man so viel elendes Zeit sehen muß. Es ist unbegreiflich, daß es hier noch so viele Stümper gibt, bei dem Reichthum von Kunstwerken, den wir hier besitzen. Wenigstens sollten doch die Menschen sehen lernen und dadurch so viel Gefühl bekommen, daß sie nichts Schlechtes ausstellten; wenn sie gleich nicht so viel Kräfte hätten, etwas Gutes hervorzubringen, so sollten sie doch wenigstens mit etwas Schlechtem nicht so zufrieden sein. Das überzeugt mich immer mehr und mehr, daß das Talent muß angeboren sein, und daß der größeste Fleiß, der vertrauteste Umgang mit Allem, was die Kunst Vortreffliches hat, allenfalls einen Maler, aber nie einen Künstler hervorbringen wird, weil er das wahre Schöne im Kunstwerke nicht fühlen kann, wenn ihn nicht ein innerer Sinn darauf hindeutet. Ach, mein Gott, beinahe hätte ich eine ernsthafte Abhandlung über die Kunst geschrieben!

Körner grüßt herzlich. Deiner geliebten Schwester sage recht viel von mir. Ach wenn ich sie doch auch einmal sehen sollte; vielleicht zu Ende Sommer!

Hat euch Körner noch nichts von unserm allerliebsten Plane geschrieben? [1]

Dresden, den 23. September 1793.

Wie werden sich Humboldts über Karls Geburt freuen! Sie sind in Seifersdorf bei der Brühlen, und ich kann kaum erwarten, bis sie zurückkommen, um meine Freude mit ihnen zu theilen.

[1] Nach Jena zu kommen. Körner an Schiller III. 92.

Humboldts haben uns viele frohe Stunden gemacht; vorzüglich er, denn sie genießt man weniger, weil sie nur für ihre Kinder existirt. Ihn finde ich sehr liebenswürdig; er hat viel frohe Laune und einen so angenehmen Verstand, der Andere nicht drückt und incommodirt, sondern nur Freude macht. Morgen gehen sie nach Freiberg, wo Gesler ihnen die unterirdischen Herrlichkeiten zeigen wird. Präsident Kalbs waren auch hier, und ihre Possierlichkeiten würden uns vielen Spaß gemacht haben, wäre meine Schwester nicht so krank gewesen.

Viele Grüße an deine vortreffliche Schwester von uns Allen!

Dresden, den 14. Februar 1794.

Ein Grund mehr, der euch zur Abreise [1] antreiben sollte, ist, daß Humboldts jetzt in Jena sind und einige Zeit noch da bleiben werden. Mich dünkt, daß sein Umgang für Schiller recht wohlthätig sein müßte; denn ich kenne Niemand, der die Gabe, durch leichten und fröhlichen Witz zu erfreuen, in höherem Grade besäße, wie er. Wenn er eine Zeitlang mit Körner über wichtige und ernsthafte Gegenstände sich unterhalten hatte, kehrte er zu der leichten Unterhaltung mit uns Weibern zurück und schien bei dieser, wie bei jener, mit ganzer Seele zu sein.

Vor der Mitte des Sommers werden wir wohl schwerlich zu euch reisen können, aber wir werden nun doch öfter von euch hören, und wir werden daher einen guten Theil Sorgen weniger haben.

Das was du mir von Schillers Bild [2] schreibst, macht mich sehr begierig es zu sehen; aber es wäre auch recht hübsch von dir gewesen, wenn du mir geschrieben hättest, wie die Künstlerin hieße, wo sie sich aufhielte und ob das Bild Oel oder Pastell wäre rc. Hat sie vielleicht vor ihrer Verheirathung Bader geheißen, dann habe ich von ihr gehört und auch eine Zeichnung von ihr gesehen, die mir eine große Idee von ihrem Talent gegeben hat.

1 Von Württemberg.

2 Von Frau Simanowicz, geb. Reichenbach, das schöne Oelbild.

Das Theater hat mir wenig Vergnügen gemacht; du hast keine Idee, welche elende Stücke gegeben wurden, und doch war das Haus immer voll. Ein Publikum, das mit so elender Speise vorlieb nehmen kann, verdient nicht, daß man ihm etwas Besseres vorsetze. Mir ist's ein Räthsel, wie die Schauspielkunst so zurück bleiben kann, da in unsern Zeiten doch Alles nach Vervollkommnung und Veredelung strebt.

Die Herzogin war zwölf Tage hier, und ich habe manche schöne Stunde durch sie und mit ihr genossen. Sie wollte mich mit nach Sagan haben, aber ich konnte es nicht über mich gewinnen, ihr ein Opfer meiner hier gewissen Freuden zu bringen, um dort ebenso gewiß Langeweile im hohen Grad zu erfahren. Sieh, so egoistisch bin ich geworden! Sagan ist ein trauriger Ort, der eine erbärmliche Lage hat, und die Menschen sind wie ihre Gegend, traurig, trocken und langweilig. Adieu!

Dora.

Dresden, den 16. März 1795.

Vor Weihnachten hatte ich Schillers Bild [1] angefangen und beinahe geendigt, aber die traurige Stimmung, in die ich versetzt wurde, [2] machte mich lange zu aller Arbeit unfähig. Jetzt habe ich's geendigt, und vor vierzehn Tagen ist's schon von hier abgegangen. Ich fürchte sehr, daß es unterwegs leiden wird. Begierig bin ich, ob du zufrieden damit sein wirst. Schiller hat sich viel geändert, seit Graff [3] dieses Bild malte, und ganz frappant hielt ich's nie. Mein Bild würde noch etwas besser aussehen, wenn das Glas nicht so abscheulich wäre. Von der Größe konnte ich gar

[1] Nach Graffs Bilde, das in Dresden gemalt wurde, als Schiller sich 1785 dort aufhielt, und später vollendet wurde. Das Original kam aus dem Besitz der Körner'schen Familie in die Hände des Hofraths Förster in Berlin. Doras Pastellbild besitzt Frau von Gleichen.

[2] Durch den Tod einer gemeinschaftlichen Freundin, Frau Hartwig.

[3] Aus Winterthur, geb. 1730, gest. 1813, Hofmaler. Die Porträts mit Silberstift ausgeführt (Band I.) hatte besonders er beliebt gemacht.

kein gutes bekommen, und ein besseres, das ich schon hatte, zersprang beim Einlegen.

Körner trägt sich mit einem Plane nach Jena zu reisen. Wenn er zu Stande kommt, werde ich sehr glücklich sein, dich meine geliebte Lotte wieder zu sehen. Du lebst jetzt gewiß recht angenehm, da du die Humboldts bei dir hast. Grüße sie beide herzlich von mir; so auch die Hufeland, der ich von ganzer Seele gut bin.

Leb wohl, liebe treue Lolle; küsse deinen Mann und deinen Karl von

Deiner

dich herzlich liebenden

Dora.

Loschwitz, den 24. August (1795).

Ich beschäftige mich jetzt mehr denn jemals mit der Kunst; ich male fleißig nach der Natur, und verschiedene Köpfe sind mir recht sehr gelungen. Das macht mich denn so zufrieden, so glücklich, daß ich noch zu was nütze bin, und gibt mir immer neuen Eifer zu größeren Fortschritten.

Auch meine Schwester zeichnet und radirt jetzt viel, und ich habe dich schon unzähligemal zu uns gewünscht, daß wir gemeinschaftlich die Freude genießen könnten, die die Kunst denen gibt, die sie so lieben wie wir drei.

Wärst du nur hier, wie hättest du dein Talent ausbilden können, das nur wenig Hülfe bedurfte, um zur Reife zu kommen!

Zingg sehen wir seit einem Jahr gar nicht mehr. Er war beleidigt worden, weil wir ihn nicht zu einer Gasterei gebeten hatten. Wir merktens nicht und fanden es sonderbar, daß er mit keinem Schritt zu uns kam. Erst vor Kurzem haben wir die Ursache seines Schmollens erfahren und sie zu läppisch gefunden, als daß wir ängstlich eine Versöhnung suchen sollten.

Graff, der dich grüßen läßt, ist gesund und munter und arbeitet sehr fleißig. Er hat jetzt nach Rußland die Nacht von Correggio

copirt und so meisterhaft, daß alle Copien, die vorher von andern Künstlern gemacht worden sind, dagegen nicht aufkommen können.

Nun wirst du bald die Freude haben die Humboldts wieder zu sehen; sie kommt doch nach Jena zurück! Es muß dir viel gefehlt haben, seit sie weg ist, da du so an ihren Umgang gewöhnt bist.

D.

Deinen Mann küsse recht herzlich in meinem Namen. Wir freuen uns wie die Kinder auf seinen Almanach!

Loschwitz, den 2. Mai (1797).

Hier in dieser friedlichen Stille fühle ich mich so heiter und froh gestimmt, wie man es sein muß, wenn man an die Freundin schreiben will, die man so liebt, wie ich dich liebe.

Du hast unterdessen viel Angst und Sorge wegen deines Ernsts gehabt.[1] Gottlob es ist vorüber, und du kannst dich seiner desto sichrer freuen. Die armen Körner's hatten vor vierzehn Tagen auch einen großen Schreck mit Karl, der ohne eine sichtliche Ursache im Comödienhause, wie ihn die Mutter eben auf dem Schooß hatte, Convulsionen bekam. Den Schreck und den Jammer kannst du dir denken! Er ist wieder ganz gesund, und wir vermuthen, daß Zähne eingetreten sind, die diesen Zufall veranlaßten. Aber die arme Mutter kann sich doch von ihren Sorgen noch nicht erholen und fürchtet immer, das Uebel möchte wieder kommen.

Der Kauf eures Gartens freut mich um Schillers willen doppelt, denn nun wird er sich doch wieder mit der freien Luft aussöhnen, sie genießen und desto gesunder sein. Nur muß er euch von eurer Reise hieher nicht abhalten, welches ich im Stillen fürchte, sonst ginge uns eine große Freude verloren, auf die wir so fest rechnen. Im Herbst ist Gesler auch wieder zurück,[2] und wir werden manchen schönen Kunstgenuß durch ihn haben; denn er beobachtet richtig, fühlt fein und hat die große Gabe, sich andern verständlich

[1] I. 242.
[2] Von Italien.

und faßlich zu machen. Er bringt eine Menge Gypsköpfe mit, auf die ich mich sehr freue.

Was sagst du liebe Lolo dazu, daß ich jetzt auf der Gallerie male? Der Entschluß hat mich viel gekostet, aber ich ahnte viel Erfreuliches davon und arbeite sehr an mir, daß ich fest dabei bleibe. Es ist ein ganz eigenes Gefühl, um sich und neben sich vollendete Meisterwerke der Alten zu haben, zu sehen, in welchem begeisterten Fluge sie's auf die Leinwand hinzauberten — und mit aller Mühe doch nur nachzukriechen. Dieß Gefühl soll mich aber doch nicht muthlos machen; ich will meinen Weg fortgehen. Den ersten Morgen, wie ich da malte, war mir sonderbar zu Muthe; ich war ganz allein im italienischen Saal, und die Stille war so groß, daß ich meinen Athemzug hören konnte. Ich schauerte einigemal unwillkürlich zusammen, und mir war, als müßten mir die Geister der großen Männer erscheinen. Diese fremde und heilige Stimmung in der ich war, wurde mir nicht lange gelassen, denn ich wurde, sowie Menschen kamen, ein Gegenstand der Neugierde, und wenn ich was Gutes male, wird's ein Wunder sein! denn ohne Aufhören drängen sich Menschen um meinen Stuhl herum und sehen, nicht das Bild welches ich male, noch das Original, nein, mich, mich sehen sie an! O es ist kaum auszuhalten! Welchen albernen Fragen bin ich ausgesetzt! welche dumme Gespräche muß ich hören! Nimm noch dazu, daß ich äußerst furchtsam bin, und gar nichts Gutes machen kann, wenn man nur zusieht, so wirst du's begreifen können, wenn ich dir sage, daß ich die ersten Tage Fieber hatte, wie ich nach Hause kam. Doch bleibe ich standhaft, doch will ich mich nicht abwendig machen lassen, will diese harten Proben aushalten, um was zu lernen. Jetzt wächst auch mein Muth, da ich auf gutem Wege bin und mir ein Paar große Künstler gesagt haben, daß sie mit meiner Arbeit zufrieden sind. Ich copire die beiden Engel aus dem großen Raphaelschen Bilde, die in göttlicher Eingebung gemalt zu sein scheinen, und ich bin entzückt, wenn mir ein Zug gelingt. Der eine ist beinahe

schon fertig und läßt mich froh auf den andern hinblicken, den ich nun mit weniger Angst und mehr Freude copiren werde. Auf der Gallerie habe ich die Bekanntschaft von drei Künstlern gemacht, die alle drei in ihrer Art vortrefflich sind. Der eine, Gressi, den du vielleicht dem Namen nach kennst,[1] malt in Oel und en miniature, Beides unnachahmlich schön. Aber man wird seine Kunst nicht so allgemein kennen lernen, da er für einen Kopf in Oel 100 und klein 50 Dukaten nimmt. Das müssen schon reiche Leute sein, die so viel an ihr Gesicht wenden können. Der zweite, ein Portugiese,[2] ist Historienmaler, und ist ebenso groß. Auf der Gallerie zeichnet er blos die vorzüglichsten Bilder mit einem Geist, Schönheit, Richtigkeit und Schnelligkeit, die unbegreiflich ist, und zwar nur auf Papier mit schwarzer Kreide. Der dritte heißt Schönberger,[3] ist Landschaftmaler und steht hinter den beiden andern nicht zurück. Es macht mir große Freude ihm zuweilen zuzusehen, mit welcher Schönheit und Schnelligkeit er seine Landschaften entstehen läßt. Dieser Genuß muß mich für die mancherlei Leiden, die mir das Malen auf der Gallerie gibt, schadlos halten.

Noch ist eine Dame hier, die sehr unzufrieden mit uns sein wird, Emilie Berlepsch.[4] Herder hatte ihr einen Brief an uns gegeben; wir baten sie zu Tische, aber sie hat uns Allen wenig gefallen. Sie hat etwas Hartes und Rauhes in ihren Urtheilen, und scheint sich zu wundern, wie man andrer Meinung sein könnte wie sie. Uebrigens ist ihre Unterhaltung natürlich und ungesucht; aber mein Herz könnte mich nie zu dieser Frau hinziehen; es fehlt ihr die zarte Weiblichkeit, die nur allein liebenswürdig macht.

[1] Ein Oesterreicher, geb. 1768, seit 1800 Professor an der Akademie in Dresden, dessen Frauenbildnisse sehr geschätzt wurden.

[2] Vielleicht Vereyra, von dem die hiesige Universität eine Reihe von Tuschzeichnungen nach antiken Gemmen aus Böttigers Nachlaß besitzt.

[3] Aus Oesterreich, geb. 1770, dessen Landschaften eine Zeitlang durch effektvolle Manier großes Aufsehen machten.

[4] Körner IV. S. 12.

Nun erwarten wir Humboldts täglich; ich freue mich recht ernstlich sie wieder zu sehen. Mich dünkt sie unternehmen aber etwas sehr Großes mit drei Kindern nach Italien zu gehen. Für sich kann man man manche Bequemlichkeiten entbehren, allein für die Kinder ist's schwer; auch kann man ihnen selten begreiflich machen, warum sie dieß und jenes entbehren müssen.

Schlegels [1] werden nun zurück, und sehr schlecht von uns erbaut sein; denn wir haben die Dame nur ein einzigesmal gesehen. Ich kann nicht läugnen, daß ich mich vor den unangenehmen Erinnerungen fürchtete, die mir ihr Anblick geben würde. Denn sie war Vertraute zwischen der Forster [2] und Huber. Hier hat man nicht vergessen, daß sie die Böhmer ist, die auf dem Königstein gesessen, [3] und wir erhielten aus einem großen Hause eine Warnung, nicht mit ihr umzugehen. Du kannst dir also leicht denken, daß wir ihre Visite eben nicht gern erwarteten. Sie kam, und ich fand gar nichts Vorzügliches, sondern etwas sehr Gewöhnliches an ihr. Vielleicht wollte sie sich auch nicht in ihrem Geistesputze zeigen, weil unsere Aufnahme so kalt war. Wir machten die Gegenvisite, wie sie nicht zu Hause war, vermieden nachher sie zu sehen, und so ist's geblieben. Sie werden daher sehr aufgebracht auf uns, und überhaupt auf Dresden sein, wo man wenig Notiz von ihr genommen hat.

Dresden, den 24. Februar (1798).

Goethe mit seinen Nudeln ist Schuld, daß du, meine geliebte Lotte, erst jetzt einen Brief von mir erhältst. Die Nudelmühle stand wegen der großen Kälte stille, und ich wollte nicht gerne eher schreiben, als bis ich etwas mitschicken könnte. Grüße Goethen von mir und

1 August Wilhelm hatte eben geheirathet. Körner an Schiller IV. S. 90.

2 Die Huber nach Forsters Tod heirathete.

3 Geborene Michaelis, ebenfalls aus Göttingen. Sie war bei der Flucht aus Mainz in Frankfurt arretiert und auf den Königsstein gebracht worden. Eine Spott-Komödie: die Klubisten in Königsstein 1793, citiert Klein S. 350; sie wird dort als Forsters Freundin verspottet. Ihr Mann, Professor Böhmer, spielte unter den Mainzer Klubisten eine Rolle.

sage ihm, daß es mir lieb wäre, daß sein Magen ihm Gelegenheit gegeben hätte sich an mich zu erinnern.

Jetzt fange ich an wieder aufzuleben; der harte Winter hat mich so niedergedrückt, daß ich für nichts Sinn hatte, wie für einen warmen Ofen. Alles schlief in mir, aber meine Freunde waren mir wo möglich noch lieber; ich litt für sie mit, und dachte oft mit Rührung, was auch sie durch den Frost leiden würden. Du, meine liebe Lolo, warst mir immer gegenwärtig, und es wurde mir wärmer, wenn ich dich mir wohlbehalten am Ofen dachte. Schiller hat in diesem Winter eine große Probe für seine Gesundheit bestanden; er wird mehr Zutrauen zu ihr haben und daher wirklich gesunder sein. Wir sehen mit großem Verlangen dem Wallenstein entgegen, und Körnern wird es besonders schwer, der Letzte zu sein unter denen, die wahren Genuß davon haben. Körners neue Stelle [1] ist sehr arbeitsvoll; doch gefällt ihm die Art von Geschäften, und er hofft, daß er nach einem Jahr mehr Muße haben soll. Er will recht fleißig sein, um das nächste Jahr nach Jena reisen zu können. [2] Wir leben ganz in dieser Aussicht und leiten schon vieles darauf ein, als ob's schon wahr wäre.

Gesler wird noch einige Zeit hier bleiben und dann auf seine Güter gehen. Man kann den reichen Gesler nicht den glücklichen nennen: seit einiger Zeit fängt er an sich den reinen Genuß am Leben zu verbittern. Er wird hypochondrisch und ängstlich.

In diesen Tagen ist Dr. Weishaar, ein Schwabe, bei uns eingewandert; er kommt gerade von Paris und hatte von Humboldts Briefe an uns. Humboldts befinden sich in Paris sehr wohl, werden noch ein Jahr in Paris bleiben, und dann entweder nach England oder Italien gehen.

Dr. Weishaar ist ein artiger, verständiger Mann, der nicht vom Freiheitsschwindel angesteckt zu sein scheint und über die Dinge, die er gesehen, mit Ruhe und Unbefangenheit spricht.

1 Als Geheimer Referendär. Körner IV. S. 88.
2 Er kam schon im Frühling.

Fürst Reuß in Berlin ist gestorben und hat vor seinem Tode seine Heirath mit Marianna Meyer, der Freundin von Goethe,[1] deklarirt.

Dresden, den 24. Oktober (1798).

Eine Lähmung am rechten Arm, welche mir ängstliche Sorgen für die Zukunft machte, nöthigte mich ins Karlsbad zu gehen. Die Herzogin reisete hin und nahm mich wie gewöhnlich mit. Aber diese Reise hat mir dießmal keine angenehme Erinnerung gelassen. Das leere Leben, welches man gewöhnlich im Bade führen muß, wurde durch keine angenehmen und interessanten Bekanntschaften unterbrochen und verschönert. Alles ennuyirte sich und Alles klagte darüber, aber keins unternahms den Ton zu ändern. Indessen die Langeweile muß gesund sein, denn die gänzliche Ruhe und Abspannung meines Geistes wirkte so wohlthätig auf meinen Körper, daß ich das Gefühl recht gesund zu sein, welches mir lange fremd war, ganz rein und unvermischt genoß.

Unter den mir bekannten Gesichtern, die ich dort fand, waren auch Fichtens; aber sie hielten sich immer so entfernt von dem Zirkel, in dem ich lebte; kamen nie auf die Bälle und die öffentlichen Gesellschaften, daß mir's auch mit dem besten Willen nicht gelingen konnte unsre Bekanntschaft zu erneuern, die sie von ihrer Seite ganz zu ignoriren schienen. Sie war nur ihres abenteuerlichen Aufzugs wegen merkwürdig; selbst auf den Spaziergängen behielt sie ihn bei, und man konnte leicht auf den schauerlichen, düsteren Plätzen, deren Karlsbad eine Menge darbietet, auf die Gedanken gerathen, daß sie eine verwünschte Prinzessin sei. Immer trug sie wie die Göttin des Ueberflusses ein Füllhorn von Blumen um sich; am liebsten aber wandelte sie im weißen Gewand mit

[1] Der sie in den Bädern kennen gelernt hatte. Seine Briefe an sie sind in den Wiener Sonntagsblättern von Franckl 1846 abgedruckt. Sie war die Tochter eines jüdischen Kaufmanns, schön und verkehrte in dem Rachel'schen Kreise; nach ihrer morganatischen Ehe hieß sie Frau v. Eybenberg. S. Fürst, Henriette Herz, S. 142 (1. Ausg.).

einem Körbchen von Stroh geflochten in den Haaren; die Blumen im Körbchen waren gleichfalls von Stroh, von den buntesten Farben und glänzten in üppiger Pracht. Wie leicht und zierlich ihr dieß ließ, wirst du beurtheilen können, da du mit ihrem Gesicht nicht fremd bist.

Schlegels waren hier, wie du weißt, und haben sich nach unserm Wunsche entfernt von uns gehalten. Sie hatten die Gallerie in Besitz genommen und haben mit Schelling und Gries fast jeden Morgen da zugebracht. Sie schrieben auf und docirten, daß es eine Freude war. Ich kam mir oft recht armselig vor, daß ich so entfernt von aller Weisheit bin, daß mir sogar die ihrige nicht verständlich werden wollte. Sie sprachen zuweilen über Kunst mit mir, fragten mich so manches, welches ich aber gar nicht beantworten konnte. Ich fühle und ich male; aber ich verstehe die Kunstsprache nicht, und so bin ich scheu gegen die, deren höhere Weisheit mich meine Beschränktheit fühlen läßt. Auch Fichten weihten sie in die Geheimnisse der Kunst ein. Du hättest lachen müssen, liebe Lotte, wenn du die Schlegels mit ihm gesehen hättest, wie sie ihn herum schleppten und ihm ihre Ueberzeugung einstürmten.

Hast du, Liebe, viel im Athenäum gelesen? Ich gestehe, daß ich nicht dahin gelangen kann die Fragmente zu verstehen. Wenn nicht tiefer Sinn darin liegt, der mir zu fassen vielleicht ganz unmöglich ist, so kann ich nicht läugnen, daß Stellen mir platt und gemein vorkommen.

Wenn ich dich doch einmal mit deinen lieben Jungen sehen sollte! Karls Physiognomie hat einen bleibenden Eindruck auf mich gemacht, immer schwebt mir sein angenehmes Lächeln, sein schönes Auge und seine blonden Locken vor. Ich habe jetzt den Amor gemalt, er ist mir gelungen, aber doch bleibt Karls liebes Gesicht treu in meiner Phantasie.

Dresden, den 10. Februar (1800).

Mir ist wohl, daß ich dich in Weimar weiß; für dein Herz und deinen Geist findest du Nahrung im Umgang deiner Schwester und der Stein.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden auch viel Angenehmes für dich haben; sie werden dich zerstreuen und zu deiner Gesundheit beitragen, denn in Jena mußtest du viel einsam leben, weil dir wenig Wahl übrig blieb. Auch um Schillers willen ist es uns sehr lieb; er wird seine Kräfte mehr kennen lernen und Zutrauen zu ihnen fassen.

Wir brennen vor Begierde auf sein neues Produkt; er läßt Körner nichts davon wissen, und du wärst eine recht hübsche, gute Lotte gewesen, wenn du ein Bischen gegen mich geplaudert hättest. Durch die Reck weiß ich (der es Böttiger geschrieben), daß es Maria Stuart ist und ich kann's gar nicht erwarten mehr davon zu hören. Liebe Lotte, ich beschwöre dich, wenn du mir wieder schreibst, sei nicht so verschwiegen! Du glaubst nicht, was Körner für ein Genuß dadurch entgeht, daß Schiller so geizig gegen ihn ist. Immer freut er sich wie ein Kind auf den folgenden Posttag, aber er erfährt darum nichts eher, und nichts mehr, als alle Welt wissen wird. Rede doch Schiller ein wenig ins Gewissen, liebe Lotte, daß er sich bekehrt.

Sag deiner lieben Schwester nebst vielen Grüßen von mir, daß ich noch, nach dem was sie gesehen, den Amor von Guido und die Magdalena von Correggio copirt habe. Das letzte ist das schwerste was ich in meinem Leben gemacht habe. In Pastell ist es ein ungeheures Unternehmen, und ich habe acht Wochen darüber gearbeitet. Indessen ist es mir ziemlich gelungen, und ich habe über die triumphirt, die es für unmöglich hielten.

Erneure mein Andenken bei der vortrefflichen Stein.

Dresden, den 17. April 1800.

So kurz dein Briefchen auch war, meine theure Lotte, so hat es uns doch viele Freude gemacht, denn es gibt uns die tröstliche Versicherung, daß unser guter Schiller wieder völlig besser ist. Gott, welche Sorge haben wir um ihn gehabt! Muß denn der Genuß, den uns eure Liebe gibt, immer durch die Angst um eure

Gesundheit gestört werden? Wie lieb soll mir dieser Frühling werden, denn ich hoffe, daß er jede Spur von Leiden mit wegnehme und eure Gesundheit um so fester und dauerhafter werden soll.

Ich denke mir eure Existenz sehr angenehm in Weimar, vorzüglich für dich, die du in Jena auf freundschaftlichen Genuß fast Verzicht thun mußtest.

Was macht Goethe? was treibt er? Erinnert er sich meiner noch, so grüße ihn recht herzlich von mir.

Dresden, den 20. November (1801).

Deine Briefe, meine geliebte Lotte, erfreuen mich immer, und dein letzter gab mir doppelten Genuß. Ich kann nicht läugnen, daß mir der Auftrag deiner liebenswürdigen Fürstin [1] außerordentliches Vergnügen macht, und daß ich für Niemanden lieber, als für sie arbeiten möchte. Alle meine Kunst müßte scheitern, oder es wird sicher das Beste, was ich gearbeitet habe, denn das Herz ist mit dabei beschäftigt, und die Ahnung ihr Freude zu machen wird meine Hand leiten. Diesen Herbst fing ich die Madonna wieder für mich an mit dem Vorsatz, daß sie besser werden sollte, als die beiden, die ich schon gemacht habe; nun ich die schöne Bestimmung weiß, werde ich sie mit Begeisterung vollenden, denn ihre Zufriedenheit will ich erringen. Oft wird mir die Sehnsucht nach dir, nach deiner Schwester recht schmerzlich, denn auch sie ist meinem Herzen recht werth geworden. Liebe, beste Lotte, ich beschwöre dich, bestärke Schillern in seinem Vorsatz zu uns zu kommen, damit die glücklichen Zeiten wiederkehren, die mir jetzt in der Erinnerung noch so vielen Genuß geben.

Wir lassen Wolzogen ungern scheiden; er ist uns lieb geworden; wir gefielen einander gegenseitig und so haben wir frohe Stunden mit einander verlebt.

Den Schönberg [2] hast du mir rein verdorben, böse Lotte! Er

[1] Von Rudolstadt.

[2] Den Schillers bei ihrer letzten Anwesenheit in Dresden 1801 kennen gelernt hatten.

ist jetzt gar widerspenstig, beruft sich immer auf dich und will mich immer bei dir verklagen. Machte ich ihm das Leben leichter, so schliefe er gar ein, und manche seiner guten Eigenschaften verlören sich in ewigem Schlummer. Euch liebt er so sehr als es seine kalte Natur vermag.

Dresden, den 1. Juni (1802).

Daß wir uns diesen Sommer nicht sehen sollen, thut mir wirklich weh. Unser Beisammensein war zu glücklich, um nicht die Wiederholung mit Sehnsucht zu wünschen. Das künftige Jahr hoffe ich fest, soll uns zusammen bringen!

Mit welcher Freude erwartete ich nicht den Mai um die Madonna für deine liebenswürdige Fürstin zu beendigen. Alles war eingerichtet; mein Gerüste aufgebauet; die göttliche Madonna herabgestiegen, um sich von mir betrachten, bewundern und copiren zu lassen. Stelle dir nun meinen Verdruß vor, wie mir Riedel den ersten Tag, da ich anfangen wollte, entgegen kam, um mir zu sagen, daß es unmöglich sei. Herr Büri war von Berlin angekommen, mit einem Brief von der Königin von Preußen an den Graf Markolini und an den preußischen Gesandten, worin sie um eine Copie durch Büri von der Madonna bittet. Diesem nun mußte alles nachstehen, dieß fühlte ich wohl; allein ich glaubte mich mit Büri arrangiren zu können, allein er ist unbeweglich wie ein Fels! Erst zeichnete er sie, dann malte er sie in Sepia, und nun malt er sie in Oel, dann wird er sie in Wachs poussiren, vielleicht in Stein aushauen und zuletzt sie in Brod und Pfefferkuchen backen! O ich war so ärgerlich! Mein guter Riedel sucht indessen die Sache so gut wie möglich zu machen und erlaubt mir Sonntags, welches unerhört ist, bei verschlossenen Thüren zu malen. Da sitze ich denn in heiliger, himmlischer Stille vor dem göttlichen Originale, und wenn diese Copie nicht die beste wird, die ich jemals gemacht habe, so betrügt mich die Kunst, und mein Gefühl! Langsam geht es aber auf diese Weise, und du kannst die Fürstin

nur präpariren, daß ich sie unter zwei Monaten vielleicht nicht fertig machen kann.

Daß du von dem lieben Fischenich endlich einmal wieder Briefe hast, freut mich. Grüße ihn doch gar schön von mir; ich war ihm immer herzlich gut, und es freut mich, wenn's ihm wohl geht.

Liebe Lotte! Die Herzogin von Curland kommt nach Weimar; sie wünscht herzlich euch kennen zu lernen; erleichtere es ihr, so viel du kannst, wenn's mit deiner Neigung übereinstimmt! Ich bin überzeugt, daß dir die Herzogin gefallen wird; sie kann überaus liebenswürdig sein!

Wir müssen bald zu der Tante [1] reisen. Ach wenn wir uns doch in Leipzig sehen könnten! Es wäre herrlich, wenn ihr auf ein Paar Tage hin kämet. Wir wohnten in einem Gasthofe zusammen und könnten uns da recht genießen. Liebe Herzens-Lotte, schlage es Schillern vor; es ist möglich; er kann es möglich machen; ich würde halb toll vor Freude!

Von Körner seinem Glück schweige ich, es ist nicht mit Worten zu schildern!

Ewig deine treue

Dora.

Zerbst, den 13. August (1802).

Hier in diesem dürren Sandlande, wo die Freude spärlich aufkeimt, denke ich deiner mit herzlicher Liebe, und bin froh und fröhlich. Täglich wollte ich dir schreiben, aber ich konnte vor dem langweiligsten Müßiggang nicht dazu kommen. Indessen die Reise war nothwendig, und die gute Tante, die das liebevollste Wesen ist, welches ich kenne, söhnt uns mit allen Unannehmlichkeiten unsres hiesigen Aufenthaltes aus. Die letzten Tage in Dresden brachten wir noch recht traurig zu. Wir erhielten die Nachricht, daß Kunze gefährlich krank und wenig Hoffnung für ihn sei. Du kannst dir unsern Kummer denken! Er war von Karlsbad zurückgekommen,

[1] In Zerbst.

welches ihm offenbar geschadet hatte. Hier bei unsrer Ankunft, schrieb Wilhelm, daß sie wieder Hoffnung für sein Leben hätten, und vor ein Paar Tagen schrieb er selber einige Zeilen. Er fürchtet, daß der Todesengel nur auf kurze Zeit bei ihm vorüber gegangen sei. Ich fürchte und freue mich auf unsern Aufenthalt in Leipzig, wo wir den 17. eintreffen werden.

Ehe ich abreisete, schickte ich an die Fürstin von Rudolstadt die Madonna; begierig bin ich, wie sie angekommen und wie sie der Fürstin gefallen hat. Das Urtheil aller meiner Freunde ist, daß es die gelungenste Copie ist, die ich je gemacht habe. Ich malte mit Enthusiasmus und Liebe und erhielt wieder was ich gab, denn ich fühlte, daß mir manches gelungen ist.[1] Ein kleiner Ehrgeiz war auch im Hinterhalt. Büri gab mir wenig Zeit, und ich wollte ihm zeigen, daß ich davon nicht abhängig war, und wenn die Seele mit malt, die Hände geschwinder enden.

Mich dauert die Königin von Preußen; sie wird keine treue Copie haben! Büri malt nun schon den ganzen Sommer, aber noch ist ihm die Madonna nicht erschienen, und wird ihm auch nicht erscheinen; er faßt das hohe, himmlische Ideal nicht; bei ihm ist sie ein gemeines, nicht einmal ein schönes Weib. Er selbst scheint jetzt ein wenig dahinter zu kommen und malt ängstlich.[2] Noch eine zweite Madonna habe ich diesen Sommer gemalt, die mir unendliche Freude gemacht hat; sie ist nach Bagnacavallo.[3] Ein großes ganz schwarzes verdorbenes Gemälde, dessen wunderbare Schönheit dennoch hervorblickte, unternahm Riedel zu putzen und wieder herzustellen. So wie die Madonna aus ihrer Dunkelheit hervorging, unternahm ich die Copie und ließ mich durch alle Flecken und Mängel, welche die Zeit ihr zugefügt, nicht stören.

[1] Diese Copie der sixtinischen Madonna hängt noch in den Zimmern der verstorbenen Fürstin Caroline und erregt das Entzücken der Betrachter.

[2] Büri aus Hanau gehörte zu den ersten Malern, welche sich für die ältere italienische Kunst begeisterten. Seine Copie ist sehr gelungen.

[3] Schüler Raphaels aus Bologna. Die Autorschaft des Gemäldes ist nicht unbezweifelt.

Ach, könnte ich dir doch dieß liebliche Bild zeigen! Die Madonna sitzt in den Wolken und sieht mit dem Ausdruck himmlischer Mutterliebe auf die sie umgebenden Engel und Apostel! Seht mich, ich bin die Mutter von dem Erlöser, den ich in meinen Armen halte. Sie schlägt einen Arm um ihn, nicht um ihn fest zu halten, nein, er steht allein auf einer Wolke, die einen Theil der Kleidung der Mutter verbirgt. Sein Körper hat die zarten Formen eines Kindes; sein Kopf ist ausgebildet; Größe und Festigkeit blicken doch durch die zarten Züge. Das Ganze ist vortrefflich gemalt und werth neben Raphael zu stehen. Wie freue ich mich dir es zu zeigen!

Liebe Lotte, es ist nicht fein von dir, daß du uns die wichtigen Vorfälle in Weimar nicht meldest. Goethe hat ja seine Strunzel verabschiedet, und Meyer ist Direktor der Akademie der Künste mit einer Gehaltsvermehrung von 800 Thaler geworden!

Von Körners den Bundesgruß. Emma und Karl grüßen euch. Ewig mit der innigsten Liebe die Deine!

Dora.

II.

Anna Maria Jacobine Körner,

geborne Stock,

geboren den 11. März 1762, gestorben den 20. August 1843.

Dresden, den 22. Mai (1792).

Eure Briefe, liebes Lottchen, wurden von uns mit großer Sehnsucht erwartet! Gott sey Dank, daß unser lieber Freund die Reise überstanden hat und sich doch nicht schlimmer drauf befindet.[1] Wenn dir's wohl unter uns gewesen ist, soll's mich doppelt freuen, weil ich dich, mein Lottchen, nicht verhätschelt habe; hab' ich dir manchmal rauh geschienen, so war's für dich und deine fernern Tage herzlich gut gemeint.

Ich hoffe unsern Schiller einst, wenn wir uns wiedersehen, gesünder zu sehen, und dann werden wir noch froher zusammen sein. — Sorge ja, mein Lottchen, daß er mehr folgt und strengere Diät hält im Essen und Trinken. — Unverändert

Deine Freundin

Minna.

Dresden, den 7. Juli 93.

Ich freue mich recht herzlich, gutes, liebes Lottchen, über die schöne Hoffnung, die du und der theure Schiller hast! Du wirst eine recht zärtliche Mutter werden, und das kleine Wesen wird

[1] Körner an Schiller II. 307.

manche Leere bei dir ausfüllen. Der Himmel erhalte dich recht gesund; es wird gewiß Alles aufs beste gehen, und die ganze Begebenheit wird einen sehr wohlthätigen Einfluß auf deine Gesundheit haben. Was sagt deine liebe Mutter dazu? Wie lieb und theuer mußt du jetzt ihr noch werden, da du sie zur Großmutter machst; deine Schwester, Alles, was dich liebt, wird sich deiner mit Innigkeit freuen.

Wie weh es uns thut, eure und unsere Wünsche nicht erfüllen zu können, da es jetzt unmöglich ist zu reisen! Körner wird dem lieben Schiller Alles geschrieben haben, was uns just jetzt abhält,[1] und ich will dich nicht ermüden, es von mir zu lesen; sei versichert, daß uns die Fehlschlagung dieser Freuden sehr betrübt. Die Kinder lassen dich herzlich grüßen. Karl ist ein munterer, wilder Junge geworden. Er fängt jetzt an zu reden und macht uns tausend Spaß. Emma ist gut und sanft, kann lesen und schreiben und strickt sich schon das vierte Paar Strümpfe. Sich in seinen Kindern fortleben zu sehen, gibt doch den schönsten Genuß der Welt. Heil dir, mein Lottchen, Heil dir und deinem Geliebten, diese neuen Freuden werden dein.

Gott segne und stärke dich! Unsere besten Wünsche werden dich begleiten. Reise glücklich, und wenn ich dich wieder sehen werde, kömmst du mir mit einem kleinen Engel auf dem Arm entgegen.

Deine Freundin

Minna.

Dresden, den 2. Mai 1798.

Schillers langes Stillschweigen beunruhigt uns ernstlich. Die jetzige Zeit war so krankheitsvoll; hier ging ein Flußfieber um, ähnlich der Influenza von 81, woran wir alle krank waren, und Körner am kränksten; ich hoffe, daß es nicht in eure Gebirge gekommen ist.[2] Schillers Arbeit[3] wird ihn am Schreiben gehindert haben.

[1] Körner an Schiller III. 126.

[2] Schillers Brief vom 27. April (an K. IV. 73), wonach er wirklich an einem Katarrhfieber erkrankt war, hatten Körners also noch nicht erhalten.

[3] Am Wallenstein.

Ein treuer guter Freund von uns wird jetzt die Bekanntschaft deiner Mutter in Rudolstadt gemacht haben. Er reist in Gesellschaft mit den Grafen Stolberg-Wernigerode, wo nebenbei der Erbgraf sich die Töchter kleiner Höfe besieht. Schönberg ist der Name unseres Freundes.

Von Schlegels habe ich nichts wahrgenommen, was mich erfreut; ich fange an unduldsam zu werden. Wir gehen nicht mehr mit Schlegels Familie um, weil ich finde, daß das Leben zu kurz ist, um seine schönen Stunden an gleichgültige Menschen zu geben.

Dresden, den 11. Januar 1801.

Wie sehr, meine geliebte Freundin, hast du gelitten! Gottlob, daß du und die theuren Kleinen nun ganz wieder hergestellt seid.[1] Ich kann mir die Sorge und Angst unsers Schiller um euch alle denken. Ich begreife nicht, wie er in der Unruhe um euch hat arbeiten können, welches er doch durch Turandot bewiesen hat. Aber seinem schaffenden Geist scheint jetzt Alles möglich zu seyn.

Turandot hat uns Alle sehr ergötzt. — Das Wunderbare und Mährchenhafte macht einen eigenen Eindruck und ist Schiller so gut gelungen. Doch war's nur eine Erscheinung für uns, denn Körner behielt es nur 20 Stunden. Wir freuen uns wie die Kinder, es besser zu genießen, wenn Opitz das Exemplar zurückschickt.

Dresden, den 16. November 1801.

Unser geliebter Schiller hat mir große Freude durch die Johanna gemacht. Das Aeußere ist so schön,[2] daß es gar zierlich den Bücherschrank putzt; aber welchen Schatz enthält das Innere! Wie hat mich die neue Scene überrascht,[3] die weder im Manuscript noch bei der Aufführung war, wie mich dünkt; sie ist so schön, sie mußte da sein, um das ganze Meisterstück zu vollenden.

Dorchen liest unter uns am besten die Johanna. Körner läßt

1 Von den Masern. Schiller an Körner IV. 253. Turandot wurde am 3. Januar 1802 von Schiller nach Dresden abgeschickt, ebend. 255.

2 „Das schöne Exemplar des Kalenders.“ Schiller an Körner IV. 241.

3 Zwischen Dunois und La Hire zu Anfang des dritten Aufzugs. Ebend. 245.

sie ihr groß schreiben, damit sie sie studiren kann, woran sie der kleine Druck hindert.

Ochsenheimer kommt morgen zu uns, und da soll er uns durch seinen Talbot ergötzen.

Die Johanna wird nach Neujahr hier gegeben. — Das Publikum ist hier in großer Spannung und Erwartung darüber; man spricht hier nur von dem Wunsch sie zu sehen. Racknitz hat schon eine geistreiche Abänderung im Titel gemacht, um sie hier aufführbar zu machen, worauf er sich viel zu gute thut. Das Mädchen von Orleans wird's also hier heißen („denn Jungfrau, liebe Freundin, sagte er, kann man aus Achtung für den Kurfürsten sie nicht heißen"). Ich billigte mit großer Bewunderung diese Schonung.

Dorchen hat die Herzogin dießmal so wie in der alten Zeit gefunden; gut, liebenswürdig, wie vormals, ehe die Leidenschaft ihre schöne Eigenschaften verdunkelte, die noch oft ihr bittere Stunden geben wird, da die Binde gefallen ist. Der Freund hat in Paris geheirathet; sie ist zu klug, um zu gestehen, daß sie fühlt, daß sie zehn Jahr betrogen ist worden; aber sie gesteht doch, daß sie ihren glücklichen freien Zustand jetzt fühlt.

Den 10. November waren unsre Seelen euch nah; wir feierten unsres Schiller Tag!

Dresden, den 17. Februar 1802.

Gestern, meine theure Lotte, wurde die Johanna hier zum zweitenmal gegeben. Es war mein Tag in der Comödie; ich war also so glücklich, mit den Meinen hinein zu gehen. Um 4 Uhr war schon das Comödienhaus geöffnet, und Alles war wieder gedrückt voll. Körner und Schönberg gingen schon halb 4 über's Theater in den Zirkel. Geheiligt durch den Beifall des Kurfürsten will kein Mensch zurück bleiben. Die ältesten Geschäftsmänner, die nichts ins Schauspiel zog, verließen ihre Akten und suchten sich Plätze zu verschaffen. Ich habe einen hohen schönen Genuß gehabt. Die Hartwig hat unübertrefflich wieder gestern gespielt. Sie hat sich alles das noch in ihrem Spiel zu eigen gemacht, was der theure

Schiller wünschte, bis auf die Kleinigkeit, den Helm unbefedert zu tragen. Unsre Loge ist die erste im Theater, also hab' ich den Vortheil kein Wort zu verlieren. Es herrschte eine eigene Stille im Haus; es wurde selbst nicht applaudirt, um nicht die nächste schöne Stelle zu verhören. Unser Herr hat in der Art, viel zu husten und ein eigenes Geräusch von Räuspern zu machen; auch dieses war nicht zu hören. Die Prinzessin war mit drinnen, und da hat man bemerkt, daß Vater und Mutter sie auf die schönen Stellen aufmerksam gemacht haben. Die Kleidung von Allen ist prächtiger und geschmackvoller als da wir es sahen. Die Hartwig hat wunderschöne Stellungen gemacht. Der Dunois wurde von Schirmer seelenvoller gesprochen. Wie oft hab' ich an euch gedacht und euch an meine Seite gewünscht. Ich glaube, daß die Hartwig jetzt der strengsten Forderung Genüge leistet.

Gestern erhielt ich einen Brief aus Wien von einer Freundin, die mir nicht genug es hat beschreiben können, wie man da die Johanna verhunzt hat. Sorel ist die Königin Marie, aus der Isabeau eine Schwester des Königs, und so mehr sinnreiche Veränderungen gemacht worden; den Seneschall, den Montgommery und den schwarzen Ritter hat man weggelassen. In welcher Nacht ist jetzt der Geschmack! Auf welcher erhabenen Stufe steht nun dadurch der gute Geschmack unseres Racknitz! Er thut sich auch nicht wenig darauf zu gute.

Dorchen hat ein schönes Bild gemalt, das der Madonna von Raphael kann zur Seite gestellt werden, die h. Katharina nach Domenichino. Das Original gehört dem bekannten Graf Truchseß, der die schöne Sammlung in Wien hat. Es wird dir Freude machen es zu sehen, denn ich rechne fest darauf euch dieses Jahr hier zu sehen, besonders da deine Schwester nicht in Weimar ist. Wie beklag' ich die Arme, sich so oft von ihrem Gatten trennen zu müssen, da beide sich so innig lieben.

Schlegel mit seiner Lucinde sind hier. Er besuchte uns; wir waren aber sehr kalt, und den andern Tag schickte er nach der

Johanna, die ich, Schillers Lehren eingedenk, ihm aber abschlug. Nun ist er nicht wieder gekommen, was uns denn recht lieb ist. Hast du den Florentin gelesen? er ist von der Lucinde geschrieben und zeichnet sich recht aus. Man begegnet zwar manchem bekannten Charakter, das verzeiht man, weil diese kleinen Diebstähle gut angebracht sind. Lies ihn ja, wenn du ihn noch nicht gelesen hast.

Unser Schönberg erliegt fast unter der Last der Hofbälle und seiner Arbeiten nebst den Gesellschaften in der Stadt; doch behält er seine rothen Backen und denkt mit der herzlichsten Anhänglichkeit an euch beide.

Gesler kommt in der Mitte April zu euch. Er kauft sich am Fuß des Zobtenbergs an; er muß es thun, schreibt er, weil Schiller sagte:

Etwas muß man sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen.

Deine

Minna.

Der trefflichen Stein unsere Achtung.

Loschwitz, den 30. Mai 1802.

Hier unter der schützenden Linde des Weinbergs, wo ich schöne Stunden mit dir, theure Lotte, verlebte, finde ich die ersten Augenblicke der Muße, um dir, meine nachsichtige Freundin, zu schreiben. — Unsere Einrichtung im neuen Hause ist vollendet; sie hat viel Unruhe, viel Zeit, viel Geld gekostet; aber der Gedanke, es ist auf Lebenszeit, hat viel erleichtert.

Wir wohnen alle bequem, und jeder Theil ist zufrieden. — Du kennst meine oft ungezogene Thätigkeit; die war aber bei dieser Gelegenheit gut, denn ich war unermüdet die Arbeiter anzutreiben und Alles selbst zu machen, daß ich eher fertig wurde. Dabei hatte ich gichtische Schmerzen in den Füßen, daß, wenn der Abend kam und ich kam zum Sitze, mir zwei helfen mußten, um aufzustehen und wieder gehen zu können. Nun Gott sei Dank, es ist Alles überstanden und wir sind Alle gesund. — Der Allmächtige schenke

dem geliebten Körner und uns Gesundheit, um heiter die Tage im neuen Hause zu verleben. Der schöne freie Himmel der Neustadt ward uns anfänglich schwer zu vergessen, besonders der geliebte Palaisgarten den Kindern, wo sie ihre schöne Jugendzeit in süßer Freiheit verlebten. Karl fühlte es härter als die zierliche Emma, bei der bald die Jungfrau das spielende Mädchen unterdrücken wird. Die Verhältnisse des Hofmeisters wollen dem lärmenden Knaben gar nicht behagen. Die Zeit des Säens ist bei Karl nun gekommen. Es war so manches Unkraut unter der milden Hand der Mutter gewachsen, und die Männeraufsicht wird ihm wohlthätig sein, so schwer es ihm wird; er wird sich an die Nothwendigkeit gewöhnen lernen.

Du sagst mir in deinem lieben vortrefflichen Brief, daß ihr alle wohl seid. Wie sehr haben uns diese Worte erfreut! Du kennst unsere herzliche Neigung zu euch allen, und so waren diese Worte die Erfüllung unsrer innigsten Wünsche. Dein Brief hat uns alle so erquickt; wenn du sähest, wenn ein Brief von dir ankommt, wie sich Alles um mich drängt, um von mir zu hören, was die liebe Lotte schreibt, du würdest mir noch öfterer schreiben.

Der Bildhauer Tieck ist jetzt hier. Die Reise hat ihn nicht bescheidener gemacht. Der Lucinden-Schlegel war — mit seiner *Schönen* kann man zwar nicht sagen, doch *seiner* Schönen hier. Er ist wüthend über Körner und uns gewesen, daß wir keine Notiz von ihnen genommen haben, und hat sich bitter über uns gegen Senfft [1] beklagt. Die ganze Coterie, gesteh' ich, ist mir ein Gräuel, und ich bezeuge nur dem gern Achtung, für den ich Achtung fühle.

Körner hat mir zum Geburtstag componirt aus der Glocke: „Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe ꝛc." als Wechselgesang, und beide Kinder singen es recht hübsch.

Sag mir nur wie's kommt, daß auf einmal der Goethe wieder so Freund mit Reichardt ist? Er ist immer auf Giebichenstein, logirt

[1] Den späteren Minister.

da, wenn er wegen des Baues vom Comödienhaus in Lauchstädt seyn muß; so erzählt die Schwester von Madam Reichardt, die hübschen Mädchen mögen ihn wohl anziehen, die Reichardt hat.

Die Kalb jammert mich; bei deiner Erzählung ihres geistigen Zustandes lief mir's ganz kalt über die Haut. Es muß ängstlich und peinigend für dich und Schiller sein, wenn ihr sie oft seht. Ich freue mich über deine Freude, die dir Fischenichs Brief gemacht haben muß. Nach langen Jahren von Etwas zu hören, das man werth geachtet hat, ist erfreuend. Du kannst immer der Dorchen einmal ausführlich darüber schreiben; eure Herzen hatten über diesen Punkt einen Einklang, den selbst die Eifersucht nicht zerstören konnte. Sage aber was du willst von seinen Eigenschaften, ewig werd' ich ihm nicht meine Tochter anvertrauen, sie über's Wasser zu führen. — Was macht unsere treffliche Stein? Wir Alle denken mit großer Liebe an sie.

Dorchen schickt dir hier einen Brief an die Herzogin von Kurland, die in einigen Tagen nach Weimar kommt mit ihrem Schwiegersohn Pignatelli, ihrer Tochter und mit dem Herzog Belmonte Pignatelli. Sie macht eine Reise nach den Rheingegenden. Sie wünscht deine und Schillers Bekanntschaft, und hat in einem Brief, den Dorchen heute von ihr bekam, gebeten einen Brief an sie, an euch zu schicken. Gib den Brief ihr selbst, oder schick ihn hin; mach's wie du willst.

Dresden, den 17. Oktober (1802).

Dorchen hat dir, wie ich glaube, von dem pikantesten Theil unserer Reise geschrieben, der ein Aufenthalt von ein paar Tagen bei Racknitzens auf ihrem Gute war. Wie oft hab ich euch uns zur Seite gewünscht! Es ist gewiß ein Theil der romantischsten Gegend von Sachsen, die der Mühe werth ist gesehen zu werden. Körner war ganz begeistert, so begeistert, daß er einige allerliebste Distichen über seine Lieblingsplätzchen gemacht hat.

Die Imhoff hat mir Spaß gemacht zu beobachten; sie ist recht sehr angenehm, so lange sie mit Frauen allein ist, so natürlich;

aber erscheint nur ein soupçon von einem Mann, so ziert sie sich und ist so unruhig coquet, daß es wirklich possirlich ist. Ich habe sie einen Abend mit Funk bei uns gehabt. Diese beiden eitlen Menschen nun auf einander ausgehen zu sehen, das war wohl ein Fest. Funk lispelte nur, und war nichts als die schönste Sanftheit, und bei ihr waren alle Batterien schußfertig. Dann war sie auf einen Abend mit Thilemanns in starker Gesellschaft bei uns, wo aber die Thilemann auch da war. Sie schmollte mit Thilemann, das war auch nicht übel. Sie kennt ihren Vortheil nicht; wäre sie immer so natürlich, wie ich sie wirklich gesehen habe, so würde sie jedermann liebenswürdig erscheinen.

Die Fräulein Käthchen, erlaube mir sie Käthe zu nennen, ist wohl sehr unbedeutend, und der englische Bruder möchte so gern das Ansehen eines Nabobs haben.

Dorchen ist trotz der Reise sehr fleißig gewesen. Nach der Madonna von Raphael ist gewiß die Madonna von Bagnacavallo eines ihrer schönsten Bilder. Emma war auch sehr fleißig; zuletzt fing sie noch einen Hero und Leander nach einem guten alten italienischen Meister für Schiller an; sie konnte es aber nicht vollenden.

Neulich haben meine Kinder an Karls Geburtstag die beiden Billets gespielt, wo Karl sehr gut den Schnaps ausführte, ächt komisch. Wir sind nie bei ihren Proben gewesen, also war's Natur. Emma Röschen und ein Fräulein Aster den Görge. Ein kleines Theater hab ich ihnen von Coulissen, die mir Racknitz borgte, im Zimmer aufbauen lassen, dieß begeisterte gleich mehr. Du glaubst nicht, wie überraschend für uns Emmas und Karls Spiel war.

Der theure Schiller hat die alte Minna nicht vergessen und hat mir die Turandot geschickt, was ich dem Trefflichen herzlich danke; ich hoffe sie doch diesen Winter hier zu sehen!

Schillern Glück zu wünschen über den ihm verehrten Adel, fällt mir nicht ein. Wen so der Geist adelt, der braucht diese äußere Zierde nicht. Aber Theil haben wir genommen an der angenehmen Empfindung, die ihm des Herzogs Wohlwollen für

euch alle macht. Und für eure Söhne hat's gewiß manchen Vortheil in der Zukunft; dieß muß der Hausvater wohl erwägen und die Minna nicht auslachen, die etwas Freundliches in ihrem Herzen drüber fühlte.

Ich lege dir noch die Distichen auf Ringethal bei.

Dresden, den 13. Januar 1803.

Sag dem theuren Schiller meinen innigsten Dank, daß er uns die Bücher[1] geschickt hat. Ich habe immer gerne etwas, was ich die Kinder kann unbedingt lesen lassen, und das glaub ich, ist bei der Flora. Wenn auch nicht Alles Wein ist, was man da findet, so ist doch das Wasser unschädlich; und Karl besonders ist so ein wüthender Leser, daß ich bald nicht mehr weiß, was ich ihm geben soll.

Unser geliebter Schiller ist wohl sehr fleißig? Wie freuen wir uns, wenn bald was kommen wird. Körner hat vor Sehnsucht Visionen. Neulich wollte er nicht in die Comödie gehen, weil Posttag wäre, und das Manuscript gewiß ankäme; aber er kam mir bald traurig nachgeschlichen, und beseufzte seine fehlgeschlagene Hoffnung.[2]

Schiller hat lange nicht geschrieben, und wir geben alle es der emsigen Arbeit Schuld. Am Sylvesterabend spielten meine Kinder den Hahnenschlag von Kotzebue und den Stammbaum von Anton Wall. Karl gelingen komische Rollen besser als sentimentale: sein Schnaps im Stammbaum belustigte alle Zuhörer.

Dresden, den 12. Mai 1803.

Wolzogen war uns eine liebe Erscheinung, er ist uns allen so werth, daß wir uns kindisch freuten, wie wir ihn sahen. Er wird euch Geliebten sagen, daß wir alle wohl sind.

Der Prinz[3] hat allgemein hier gefallen; ich hab' ihn zweimal

[1] Aeschylus, Memoires und die Zeitschrift Flora. An K. IV. 306.

[2] Er erhielt die Braut von Messina erst am 17. Februar. K. an Sch. IV. 313.

[3] Der spätere Großherzog Karl Friedrich von Weimar.

in Gesellschaft gesehen; einmal am Sonntag bei Racknitz, wo ich bei Tisch neben ihn zu sitzen kam; auf der andern Seite wär die Racknitz, wo er uns so angenehm unterhalten hat, so verständig, daß wir fanden, daß er viel zu gutmüthig und klug für einen Prinzen wäre. Das zweitemal sah ich ihn in einer Assemblee bei der Felgenheuer, wo er gegen jeden so verbindlich war, der in seine Nähe kam.

Loschwitz, den 12. Juli 1803.

Seit vier Wochen, da wir hier sind, waren wir noch keinen Tag allein; es scheinen sich alle Menschen verschworen zu haben, die nur eine Idee von Bekanntschaft mit uns hatten, uns ihre Besuche zu gönnen. Keine Erinnerung von diesen Tagen bleibt mir zurück. Nur das liebliche Bild unserer verehrten Stein steht größer unter dem bunten Gewirr vor mir da. Ihr Erscheinen hat uns sehr erfreut.

Zelter haben wir oft gesehen. Wir schienen ihm zu behagen. Er würde uns noch besser gefallen haben, wenn er nicht manchmal ganz sonderbare Sachen sagte. Er kennt keine Musik, die nicht etliche hundert Jahr alt ist. Die neuen Meister kennt er gar nicht. Das Stabatmater von Pergolese nannte er einen elenden Wisch, das er nicht hören möchte. Und dieses alles in einem entscheidenden Ton gesagt, der jede Erwiederung abschneiden sollte, machte seine Unterhaltung manchmal lästig. So zu sein, muß man etwas Außerordentliches schon geleistet haben, um daß man diesen Ton ertragen kann. Noch kennt man von Zelter nichts als seine kleinen Lieder, die ich sehr liebe und die zum Theil schön sind; aber auch viele, wo er den Sinn des Dichters nicht erreicht, z. B. „Was hör' ich draußen vor dem Thor" ist gemein; auch noch eins von Schillers neuen Sachen. Sein Taucher ist schön und originell, sowie der Mahadö. Er kömmt mir wie Schlegels und Tieck vor, die in der Malerei niemand anders als Lukas Kranach und Albrecht Dürer gelten lassen. Wer von Neumanns Kirchensachen nichts kennt, von Paesiello, Sarti, Salieri, Paers Opern nichts kennen

oder hören mag, thut mir leid. Den Künstler bei Seite, und Zelter der Mensch ist gut und schätzbar. War er bei euch auch so verschlegelt, oder zeigte er's vor Schiller nicht so wie hier? Die Kunstwuth, die jetzt unter die Menschen gerathen ist, ist ein possierliches Phänomen, und die litterarische Welt wird sehr mit Produkten darüber bereichert. Da war der Herr Falk von Weimar hier und schrieb auf der Gallerie über Kunst. Ich habe einmal beim Kanzler Zedlitz mit Falks gegessen; sie zogen mich aber nicht sehr an, und K. auch nicht. Er ist nach Wien gegangen, um den Wiener so recht in seiner heitern ruhigen Potenz zu beobachten; vielleicht schreibt er auch etwas darüber. Der Ziebinger, Burgsdorf und Tieck sind nach Nürnberg gegangen, um den Albrecht Dürer an der Quelle zu studiren. Hat dir Dorchen von der neuen Sekte in der Malerei geschrieben?

Wenn ich mit Körnern den Gang nach der Linde auf- und abgehe, so erinnern wir uns überall der frohen Tage, die ihr Theuren unter uns verlebtet!

Was ist Schillers Rudolph von Habsburg göttlich! Wir lesen uns nicht satt daran; jedesmal bringt es eine sanfte Rührung bei uns hervor, und eine fromme Thräne netzt uns die Augen, gedenken wir des göttlichen Waltens. Gott segne den Theuren für die Freuden, die uns sein Geist gibt. Körner möchte gern scheel aussehen, wenn er könnte, daß Schiller so lang nicht geschrieben hat!

Juni 1805.

Kein Wort, geliebte Freundin, kann dir unsre Gefühle sagen, die uns ergriffen, seit wir der verehrten Karoline Brief erhielten! Wir empfinden mit dir alles das unendlich Große, was uns entrissen wurde! Wir weinen um dich, um uns, daß das Höchste des Lebens für uns verloren ist! Du geliebteste, treue Freundin und Gattin des edelsten Menschen, suche dich aufrecht in deinem endlosen Schmerz für deine Kinder zu erhalten! Gott stärke dich ertragen zu lernen! Trösten können deine Freunde dich nicht,

aber um deine Gesundheit können sie zum Himmel flehn. Was hast du, was die Welt, was seine Freunde verloren! Welche Schätze seines unendlichen Geistes schlafen nun den ewigen Schlaf! Laß uns zusammen weinen, laß uns einander die Hand reichen, daß nie die Freundschaft und Liebe unter uns vergehe, weil er sich uns entzog, der sie band.

Sein letzter Brief [1] war in voller Kraft geschrieben, mit so vieler Heiterkeit des Geistes; desto stärker traf uns sein Scheiden. Die ersten Stunden hat mich mein Körner geängstigt; aber nach einer Stunde Einsamkeit kam er sehr verweint wieder zu uns, und nun fing er an, alle seine Briefe vorzusuchen, und beschäftigt sich seit dem unglücklichen Moment in stiller Wehmuth nur mit ihm!

Daß die Welt so viel an ihm hatte, meine theure Freundin, das kannst du dir zu deinem Trost oft sagen, dazu hast du viel beigetragen. Die völlige Freiheit, das Streben seines Geistes wurde nicht von dir gehemmt und gedrückt. Keine Weiblichkeit von deiner Seite zog den Flug seiner Phantasie zur Wirklichkeit nieder. Dieß preisen deine Freunde an dir, und dieser Gedanke muß dir lichte Momente geben.

Gott sei mit dir! Deine Freunde umgeben dich und weinen mit dir.

Minna.

Dresden, den 6. August 1805.

Nach einer beinahe fünfwöchentlichen Reise [2] finde ich bei meiner Nachhausekunft deinen mir so werthen Brief, theure Freundin! Wie sehr bewundre ich die Stimmung deiner Seele, die Kraft, die du errungen hast, das Unvermeidliche zu ertragen. In deinem schönen Empfinden lebt das Glück deines Lebens, und das hat, meine Theure, dich aufrecht erhalten und dir die Stimmung erworben, womit du jetzt deines Geliebten gedenkest. Gott erhalte

[1] Vom 25. April. An K. IV. 391.

[2] Zu der Tante nach Zerbst.

dir deine Gesundheit! Du sagst, daß du dich gestärkt durch deine Reise fühlst, und deine treffliche Mutter auch.

Ueberall hat mir's wohl gethan, wo wir waren, den unendlichen Schmerz zu sehen, womit der edlere Theil der Welt den Verlust unseres verewigten Freundes ansieht; an manchem Menschen, an dem man kalt vorüber gegangen wäre, fand man eine schöne Seite, weil er in unser Trauern einstimmte.

Wenn du zu uns kommst, sollst du, Liebe, manchen musikalischen Genuß haben. Körner hat nun das erlangt, was er immer so wünschte, alle Wochen einmal eine kleine Versammlung, die alte geistliche Musik singt bei Begleitung eines Pianofortes. Wir haben schöne Stimmen, besonders einen köstlichen Tenor; es sind schöne Stunden für uns, denn das Ganze ist gewählt und gut. Ich bin gewiß, es wird dir und deiner Schwester viel Freude machen.

Den 24. Januar 1807.

Wie sehr hat mich dein Brief erfreut, theure Freundin! Ich freue mich des Gedeihens deiner Kinder und preise dich glücklich, daß dir Gott in ihnen einen Ersatz des großen Verlustes gibt. Karl ist der einzige, den ich unter ihnen kenne. Wie sehr werde ich mich freuen, sie einmal alle von Angesicht zu Angesicht zu sehen, besonders Ernst, aus dem der Vater so viel machte, und die lieblichen Mädchen. Schreib' mir ja recht viel von ihnen. Mein Karl ist nun ein großer Mensch, und Ostern 1808 kommt er aus dem Haus. Wie bald wird die Zeit dahin sein, und wie schmerzlich für uns Eltern ihn von uns zu lassen. Mein Mann wird dir gesagt haben, daß er sich den Bergbau gewählt hat für seine künftige Bestimmung. Seine Wahl ist klug; der kluge Bergmann findet überall sein Brod, wenn's auch nicht im Vaterland ist; er kommt erst auf die Bergakademie $2^1/_2$ Jahr, ehe er andere Universitäten besucht. So haben wir ihn doch die erste Zeit nur wenige Meilen weit von uns entfernt und können ihn öfter sehen.

Er ist viel größer als ich und der Vater, und hat die Schwester sehr überwachsen, die auch größer als ich ist. Er ist ein guter Mensch und hat uns jetzt nur durch Krankheit betrübt.

Emma ist ein gutes vortreffliches Mädchen, die sich jedermanns Achtung erwirbt durch ihren Charakter und ihre Talente. Sie malt brav Oel und Miniatur vorzüglich. Sie singt sehr artig; aber ihre Stimme wird durch Juliens[1] wunderschöne Stimme verdunkelt. Juliens Gesang ist wirklich was Vorzügliches; sie ist überhaupt ein liebes Mädchen, das ich wie mein eigen Kind liebe. Sie ist uns auch mit kindlicher Zärtlichkeit zugethan; sie gehört so zum Ganzen.

Verzeih' daß ich dir so viel von mir und den Meinen sage; du hast mich dazu aufgefordert, und so hast du einen Blick von unserm Leben und Thun.

Du weißt, daß vor elf Jahren, wie wir zuletzt in Jena waren, die Kalb einen förmlichen Absagebrief an uns schrieb, weil wir nicht nach Weimar kamen. Seit der Zeit haben wir von ihr selbst nichts gehört. Wie Berlin vierzehn Tage eingenommen war und die Posten wieder gingen, bekam mein Mann einen Brief in ihrer Art von ihr, woraus wir sahen, daß sie da lebte, wo sie dringend um ein Darlehen von 100 Rthlrn. ihn ansprach, woraus man sah, daß sie in der drückendsten Lage war. Ich habe wenig Mitleid mit ihr, aber das Schicksal der Tochter geht mir nahe, von der mir Jakobis vor dem Jahr so viel Interessantes erzählt haben. Wenn man doch etwas Reelles für das arme Kind thun könnte; wie schlecht ist sie bei so einer verrückten Mutter aufgehoben. Ich habe mir hier Mühe bei einer Verwandtin gegeben, aber man findet in jetzigen Zeiten nur selbstsüchtige eiserne Herzen. Und es ist doch jetzt eine Zeit, wo dieses Gefühl in steten Anspruch genommen wird; wer nur viel hätte!

[1] Kunze, um welche sich der Dichter Heinrich von Kleist 1808 bewarb. Der Bruch mit ihr wirkte auf Käthchen von Heilbronn ein; die Kunigunde ist vielleicht Dorchen Stock. S. Bülow bei Wolff, Körners Werke IV. S. 101.

Ich habe jetzt oft die Erfahrung gemacht, daß der Aermere der ist, der am liebsten gibt. Wo mein Beutel nicht mehr konnte, hab' ich jetzt zu kleinen Sammlungen meine Zuflucht genommen, und da war's das Scherflein der Armen, das am schnellsten kam, und am gernsten gegeben wurde.

Ich habe manches schöne Herz da kennen lernen. O welche Zeiten der Noth und Bedürfnisse!

Berlin, den 30. August 1815.[1]

Du hast mir freundliche Momente durch deinen Brief, theure Freundin, gegeben, und die schöne Vergangenheit hat in meiner Seele gelebt. Die Blumen, die mir blühten, hast du in ihren ersten Keimen gekannt, nie aber ihr schönes ganzes Erblühn. Was waren es für himmlische Kinder! Ihr Tagewerk war so früh vollbracht, und sie eilten der Heimath zu, ließen aber die arme Mutter trostlos zurück! Ich suche das Leben zu ertragen, weil ich muß, nicht, weil ich es liebe, das erbärmliche, elende Leben. Daß man nicht vor Schmerz, Angst und Sorge stirbt, bin ich ein Beweis. Was ist das Jahr dreizehn für mich gewesen! stets um des Sohnes Leben, um Körners Sicherheit in Sorge, habe ich mein Leben furchtbar dahin gebracht, und nun wurde mir mein tröstender Engel auch genommen.[2]

Unsere theure Humboldt ist uns hier ein tröstender Engel erschienen. Ihr ganzes Sein hat durch die Jahre gewonnen, und es hat sich ein liebender Sinn mit ihrem Geist verbunden, der für ihre Freunde sehr wohlthuend ist. In meinem Alter war wohl das Scheiden mancher Gewohnheit, die ich sonst genoß, schwer; ich vermisse außer dem unendlichen Verlust noch eine Menge Gefühle, die daran gekettet waren; doch Dresden zu verlassen, wo ich so unglücklich war, wurde mir leicht; kein sehnender Blick blieb dahinten, nur einige treue Seelen vermisse ich, die meine Kinder

[1] K. war im April als Staatsrath dahingekommen.

[2] Am 15. März war auch Emma gestorben.

kannten und sie liebten, und deren Nähe daher wohlthuend für mich war. Unsern guten Schönberg nicht mehr zu sehen, ward uns schwer. Sein Loos traf ihn, wie er es wünschte, in das Herzogthum Sachsen zu kommen, um da für sein Vaterland noch zu wirken, für das er so treu sich in den alten Verhältnissen geopfert hatte. Was Körner und Schönberg so treu gethan haben, ist nicht erkannt, sondern verkannt worden. Kein Flecken ist auf diesen beiden Edlen! Schönberg ist der Organisationscommissarius der neuen Verfassung, die der abgerissene Theil Sachsens erhält. Deinen Brief vom 15. August geschrieben hab' ich erst den 28. August erhalten. Denselben Tag hab' ich auch einen Brief von Schönberg erhalten, wo er mir vertraut, daß er von Weimar aus das Anerbieten erhalten hätte,[1] wovon du mir auch schreibst. Er sagt mir: „Ich habe das Zutrauen zu mir, unseren Theuern, der Wolzogen und Schillern, zu verdanken, was mich tief gerührt hat; aber ich ein Hofmann! Auch kann bei mir nur zweierlei stattfinden, entweder Preußen dienen und dadurch meinem Vaterland, oder gar nicht dienen." Doch du schreibst so vieles Herzliche und Gute über den Wunsch, daß Schönberg das Anerbieten annehmen möchte, daß ich ihm heute auch schreibe, und ihm das mittheile, was du mir schreibst. Du siehst, die Trennung von Schönberg ist schon bei uns geschehen; doch war der treue Freund noch acht Tage hier bei uns ehe er nach Merseburg ging. Einer deiner Söhne hat Schönberg besucht, worüber dieser sehr erfreut ist. Er sagt mir, er hat mir sehr gefallen, und ich kann sagen durch seine Gesichtsbildung und Größe recht lebhaft an unsern Theodor erinnert.

Machst du in dieser Zeit nicht eine Reise nach Rudolstadt? Unsere fromme, vortreffliche Prinzeß Wilhelm ist da. Du kennst sie wohl schon? Es würde dir hohen Genuß geben mit diesem Engel zu sein.[2]

1 In die Dienste der Großfürstin zu treten.

2 Siehe die Beilage.

Körner ist wohl und gefällt sich in seinen Dienstverhältnissen, wo er auch noch für sein Vaterland wirken kann.

Lebt Frau von Stein noch?

Deine

Körner.

Körner und meine Schwester sagen dir viel Herzliches.

Beilage.

Prinzessin Marianne von Preußen.

Berlin, den 13. December 1815.

Wie sehr bin ich Ihnen dankbar liebe Frau v. Schiller für das so gütig mir bewahrte Andenken, und für das theure Erinnerungsblatt von dem so unaussprechlich verehrten Schiller. Für beides herzlichen Dank, aber ich fühle das besser, wie ich es auszudrücken vermag; das werden Sie sich selbst dabei schon denken, das ist mein Trost. Wie gut sind Sie, sich für mich von einer so lieben Reliquie zu trennen, ich erkenne das ganz wie ich es soll, aber das versichere ich Ihnen auch, daß nach Ihnen es gewiß in keine treuere Hände kommen konnte, es soll recht heilig verwahrt bleiben.

Wie werth ist es mir gewesen, daß auch Sie gerade die Zeit mit mir in Rudolstadt zubrachten und sie mir noch verschönerten; das war eine herrliche unvergeßliche Zeit, die mir geistig und körperlich so wohl gethan hat; sie hatte mir gleichsam meine Stimmung einmal wieder nach langer Zeit so recht aufgeklärt und erheitert, so glücklich fand ich mich in der schönen Natur der freien Bergluft (beides ist mein wahres Element), im Seelenumgang der geliebten Schwestern, in der Umgebung so lieber guter Menschen, die alle so freundlich mit mir waren; mein Herz hat das so dankbar

gerührt anerkannt! Doppelt gnädig war Gott mir diese Stärkung gesandt zu haben, vor all den Hoffesten, in die ich bald darauf verfiel, doch ich will auch darüber nichts sagen, denn auch dabei hatte ich schöne Stunden. Marie wieder zu sehn und recht zu genießen, war mir lange nicht so geworden wie diesesmal, und das war mir auch eine große Freude. Leider konnte Caroline [1] nicht kommen; ihr Bruder, der sie besuchte, fand sie so übel nicht, wie ich jetzt zu meiner Betrübniß höre, daß sie sein soll; wenn sie nur die Reise nach Italien bald unternehmen wollte!

Danken Sie Ihren Kindern sehr, daß sie noch mein gedenken, und grüßen Sie Caroline und Ernst recht sehr von mir; recht würde es mich freuen, wenn Ihr ältester auch einmal herkäme; Sie brauchen ihn weder mir noch dem Prinzen (der sich Ihnen sehr empfiehlt) zu empfehlen, er heißt ja Schiller.

Meine Kinder sind sehr wohl, Elisabeth sehr dick und rothwangig. Adelbert denkt noch oft an Rudolstadt, vorzüglich an Lili und die Berge.

Beschämt muß ich Ihnen auch danken, meine Liebe, für die viel zu gute Meinung von mir, daran ist nur Ihr eignes edles warmes Herz schuld, das die andern gern sehen will wie sich selbst.

Adieu, vergessen Sie mich auch ferner nicht, und glauben Sie an die Gesinnungen der Hochachtung Ihrer Freundin

Marianne Pr. von Preußen.

[1] Die Erbgroßherzogin von Mecklenburg.

Auch Körner unterhielt mit Charlotten einen regelmäßigen Briefwechsel, der bei Gelegenheit der Herausgabe der Schiller'schen Werke lebhaft wurde.

III.

Körner.

Dresden, den 2. April 1790.

Zeilen von Ihrer Hand, theuerste Freundin, sind mir ein sehr schätzbares Geschenk. Und Sie äußern sich auf eine Art über mich, die mir doppelt schmeichelhaft ist. Es scheint fast, als ob ich nicht bloß um Schillers willen hoffen dürfte, Ihr Freund zu werden.

Was Schiller in Ihnen gefunden hat, wird mir immer klarer, und ich freue mich nunmehr seines Glücks. Der ganze Ton seiner jetzigen Briefe beweist seine heitere Stimmung, und die Spuren derselben sind gewiß in seinen nächsten dichterischen Arbeiten unverkennbar. Sie ehren mich durch das Zutrauen, daß ich Ihre Gefühle in Ihrer jetzigen Lage verstehe, und Sie täuschen sich nicht. Meine Theilnehmung kann ich Ihnen eben so wenig durch Worte ausdrücken, die gewöhnliche Sprache ist in solchen Fällen zu oft schon entweiht worden. Ein einziger Tag bei Ihnen zugebracht, würde Sie in Stand setzen, in meiner Seele zu lesen.

Wir alle freuen uns auf den Zeitpunkt des Wiedersehens und bedauern noch immer, daß wir uns bei der ersten Zusammenkunft einander so wenig nähern konnten.[1]

Dresden, den 11. Februar 91.[2]

Nach Ihrem vorletzten Briefe, theuerste Freundin, war ich schon außer Sorgen und hätte nicht geglaubt, daß Sie noch so

[1] Schiller und Lotte S. 363. Körner an Schiller II. 162.
[2] Charlotte an K. II. S. 228 f.

viel zu überstehen gehabt hätten. Jetzt ist hoffentlich bloß die Frage, wie wir in Zukunft dergleichen Vorfälle zu verhüten haben. Ich zweifle, ob er die Vorlesungen so bald wird anfangen können, und alle andern Rücksichten müssen der Gesundheit nachstehen. Auch sollte ich nicht glauben, daß irgend etwas, was er in dieser Absicht thut oder unterläßt, ihm von denjenigen verargt werden könnte, an deren Meinung ihm etwas gelegen ist. Der künftige Sommer muß größtentheils der Erholung gewidmet sein, und ein Theil davon gehört **uns**. Auch verbitten wir uns sehr, daß Sie bloß eine Karte bei uns abgeben. Dresden und Löschwitz besonders ist nicht so bald abgefertigt.

Löschwitz, den 24. Juni 91.

Herzlichen Dank, theure Freundin, für die liebevolle Aufmerksamkeit, mich durch öftere Nachrichten zu beruhigen. Ohne diese Erleichterung würde es mir zu schwer werden, die peinliche Ungewißheit über den Zustand unseres Schiller zu ertragen.

Ich sehe immer mehr, was für ein Glück es für ihn ist, eine solche Gattin gefunden zu haben, und mit einer so würdigen Familie verbunden zu sein. Ihrer und der Ihrigen zärtlicher Sorgfalt allein haben seine Freunde seine Genesung zu verdanken.

Dresden, den 29. September 91.

Daß meine Frau niedergekommen ist, theure Freundin, wissen Sie schon aus meinem Briefe an Schiller. Aber was ich Ihnen selbst dabei zu sagen habe, sollen Sie noch von mir erfahren. Ich denke mir, daß Sie gern Pathe bei meinem Jungen sein werden, und wir rechnen auf Ihre Erlaubniß, Ihren Namen zu den Abwesenden setzen zu dürfen, die wir gern in Verbindung mit unserem Kinde denken. Die Herzogin von Curland, Frau v. Recke und Kunze sind die übrigen Auswärtigen. Der Name ist Carl Theodor.

Den 17. Mai 1805.

Etwas zur Linderung Ihres Schmerzens beitragen zu können, darf ich nicht hoffen. Aber Leidende kommen gern zusammen und

verstehen sich durch einen Händedruck und durch Blicke, für so etwas mögen diese Zeilen gelten.

Nach seinem letzten Briefe an mich,[1] den er vierzehn Tage vor seinem Tode schrieb, war er damals noch in vollem Gefühl seiner Kraft und mit einer neuen Arbeit[2] beschäftigt. Mir war es, wenn ich bloß an ihn dachte, Erleichterung, daß er auf diese Art endete, ohne die Annäherung des Todes zu ahnden und die Leiden des Alters; besonders bei seinem durch Krankheiten zerstörten Körper, durch Unvermögen zu geistiger Thätigkeit doppelt zu empfinden.

Die Zahl seiner Verehrer, und besonders derer, die sein Persönliches zu schätzen wußten, ist groß. Es wird Ihnen also auch in dieser Rücksicht nicht an Freunden fehlen. Gibt es aber irgend ein Geschäft, wobei Sie mich gebrauchen könnten, so darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, wie sehr ich mich durch Ihr Vertrauen geehrt fühlen würde. Ihr eigenes wichtigstes Geschäft ist jetzt für Ihre Gesundheit zu sorgen und sich Ihren Kindern zu erhalten.

Die Meinigen grüßen herzlich und theilen Ihren Schmerz.

Dresden, 17. Juni 1805.

Haben Sie herzlichen Dank für Ihr theures Geschenk. Eine Stelle finde ich geändert gegen das Manuscript, das ich bekommen hatte:

Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

hieß es vorher. Dieß sollte gemildert werden.[3]

Dresden, am 31. Mai 1806.

Ich hätte gern mit ihm (Cotta) über die Idee gesprochen, Fragmente aus Schillers Briefen herauszugeben, und den Ertrag zu dem Denkmale nach Beckers Idee zu bestimmen. Daß man in Berlin so viel Wärme gezeigt hat, freut mich sehr. Hamburg hat

[1] Am 25. April; IV. S. 393.

[2] Dem Trauerspiel: Prinzessin von Celle, dessen ausgearbeiteter Plan in der neuen Ausgabe der Werke zum erstenmale veröffentlicht wird.

[3] So hat Körner die Stelle in der Huldigung der Künste wieder drucken lassen. (Ausgabe von 1860, IV. 168.)

verhältnißmäßig weit weniger gethan, Leipzig wenig, und Dresden gar nichts.

Dresden, am 28. Juni 1807.

Stein ist auch einer von meinen Lieblingen, ein Mann von ächt deutscher Art.

Wie wär' er sonst so edel, wär' so stille,
Und doch voll Kraft und Muth?

Dresden, 22. Januar 1808.

Daß Werner bei Goethen Glück machen würde, hätte ich nicht geglaubt. Ich erwartete viel von Wernern nach seinen Söhnen des Thales. Das Kreuz an der Ostsee befriedigte mich schon weniger, und bei der Weihe der Kraft hat er an meiner Meinung sehr verloren. Auch ist er kein Jüngling mehr, wie ich anfänglich glaubte, bei dem man noch Fortschritte hoffen könnte.

9. Mai 1809.

Es sollte mich freuen, wenn meine Bearbeitung (des theatralischen Nachlasses) nach Ihrem Wunsche ausgefallen wäre. Ich habe, wo es mir möglich war, Schillers eigne Worte beibehalten und mir bloß bei Nachlässigkeiten, die er selbst dafür erkannt haben würde, eine Abänderung erlaubt. Der Plan zu den Kindern des Hauses könnte vielleicht ungedruckt bleiben, aber die Ideen über eine dramatische Behandlung der Pariser Polizei möchten ein größeres Interesse haben.

Es wird mir schwer zu glauben, daß über die Malteser gar keine Papiere vorhanden sein sollten. So viel weiß ich ganz genau, daß er mir bei seinem letzten Aufenthalt in Dresden die erste Scene in Jamben vorgelesen hat.[1] Mit dem Plane hat er sich lange beschäftigt, und mir viel davon gesagt. Wenn Sie nur einige Papiere darüber fänden, so würde ich Manches aus dem Gedächtniß ergänzen können.

[1] Ist gedruckt. Die Papiere wurden am 15. December geschickt. Werke IV. S. 499 ff.

Ihre Frau Schwester schrieb mir, daß Sie noch einige Briefe von mir gefunden habe; dieß ist mir sehr lieb, weil sie zum Zusammenhange der Schiller'schen Briefe in den letzten Jahren mir fehlten.[1]

7. August 1809.

Es war Ihnen ein Besuch von meinem Sohne zugedacht, der jetzt nach Werners Vorschrift mineralogische Fußreisen macht. Aber Werner hat den Plan geändert und schickt ihn vorjetzt ins Riesengebirge. Mein Sohn bildet sich immer mehr aus und macht uns Freude. Er hat das Praktische der bergmännischen Geschäfte aufgegeben, und widmet sich ganz dem Studium der Naturwissenschaften, wobei er viel Eifer zeigt.

Wir selbst werden eine kleine Reise nach Leipzig und zu unserer Pflegetochter,[2] der Frau von Einsiedel in Grundtstein, machen.

Der öftere Umgang mit Goethe wird Ihnen vielen Genuß geben. Auf seinen neuen Roman bin ich äußerst begierig. Eugenie wird wohl nicht fortgesetzt? Und die Pandora, wovon im Prometheus Fragmente stehen, hoffte man auch bald zu sehen.

Dresden, am 31. December 1809.

Mit großer Begierde habe ich die Fragmente über die Malteser gelesen. Sie enthalten genug, um daraus einen ähnlichen Plan wie von Warbeck mit Schillers eignen Worten aufzustellen. Indessen wird hier dieß Geschäft ein wenig schwieriger.

Emma hat jetzt mit der größten Sorgfalt ein Portrait von Schiller in Miniatur für mich gemacht, das unter allen, die ich besitze, das ähnlichste ist. Die Dannecker'sche Büste und Graffs Gemälde liegen dabei zum Grunde, und sie selbst hatte noch ein lebhaftes Bild von dem Original in der Seele. Mein Sohn ist fleißig in seinem Fache, dabei kräftig und lebensfroh, und zeigt ein nicht gemeines dichterisches Talent.

[1] Siehe die Beilage.
[2] Julie Kunze.

An den Wahlverwandtschaften habe ich die Hand des Meisters erkannt und mich sehr über diese Erscheinung gefreut. Indessen wundere ich mich nicht, wenn es Personen gibt, die bei aller Empfänglichkeit für die Behandlung in dem Stoffe einiges Anstößige finden.

Dresden, am 9. Februar 1810.

Von meines Sohns Gedichten werden Sie etwas in Methfessels[1] Sammlungen finden. Er hat einige Sachen von ihm recht glücklich componirt. Meine Tochter macht sich eine Freude daraus, Ihnen eine Copie ihres Miniaturbildes von Schiller zu schicken und wird sobald als möglich damit fertig zu werden suchen.[2]

18. Mai 1810.

Die Malteser hatten bei der Redaction mehr Schwierigkeiten als bei andern Fragmenten und Planen, weil Schiller hier oft seine Ideen geändert hatte, und das Ganze weniger geordnet war. Ich habe wieder so viel möglich Schillers Worte beibehalten.[3]

4. Juni 1810.

Ihnen habe ich noch einen Vorschlag zu thun. Schillers Werke, das weiß ich wohl, bedürfen keiner Empfehlung durch einen berühmten Herausgeber. Aber in Schillers Seele würde ich mich freuen, wenn Goethe sich zur Direction der Herausgabe bekännte und eine Charakteristik Schillers dem ersten Bande vorausschickte. Eine solche Erscheinung wäre an sich schön und würde den mercantilischen Werth der Sammlung erhöhen. Goethe sollte gar keine Arbeit bei der Herausgabe haben. Diese wollte ich ganz übernehmen und hoffte in den Grundsätzen mit ihm übereinzustimmen, wäre auch äußersten Falls bereit mich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Ich sehe Goethen in Carlsbad, wohin wir zu Ende des

[1] Hatte sich auf Kosten der Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt in Dresden als Componist ausgebildet.

[2] Es wurde am 7. April 1812 abgeschickt und begleitete Charlotte stets auf ihren Reisen. Nach ihrem Tode bekam es die Tochter Caroline.

[3] Ein anderer Plan bei Boas, Nachträge III. 439 ff.

jetzigen Monats abgehen. Wollen Sie mir Auftrag geben, mit ihm darüber zu sprechen, so disponiren Sie über mich. Finden Sie ein Bedenken dabei, so stehe ich auch allein zu Ihren Diensten.

Daß Sie meine Bearbeitung der Malteser befriedigt hat, ist mir sehr erfreulich. Vielleicht finden sich noch Papiere zum Menschenfeind, um sie ebenso behandeln zu können.

20. Juni 1810.

Es freut mich sehr, theuerste Freundin, daß Sie mit meinen Ansichten über die Herausgabe der Schiller'schen Werke einverstanden sind. In Carlsbad werde ich die erste Gelegenheit benützen, um Goethen zu erforschen, ob und unter welchen Bedingungen er an der Herausgabe Antheil nehmen, und selbst einen Aufsatz über Schiller liefern würde. Ich werde bloß meine Privatwünsche äußern und mich aller Erklärungen enthalten, wodurch Sie oder Cotta zu etwas verbunden wären. Da Humboldt, wie ich höre, als Gesandter nach Wien geht, so wird er mehr Muße haben, und sehr gut etwas über Schiller liefern können.[1] Hoffentlich spreche ich ihn bei seiner Durchreise.

Daß keine Papiere mehr vorhanden sind, ist sehr Schade. Ich finde in Schillers Briefen, daß er sich einige Male mit dem Menschenfeind, dem Geisterseher[2] beschäftigt hat, und hoffte über den Plan wenigstens noch einige Aufschlüsse zu erhalten.

5. August 1810.

Mit Goethen habe ich in Carlsbad über Schillers Werke gesprochen. Ich fand bei ihm zwar Wärme für Schiller, aber keine Neigung sich mit der Herausgabe der Werke zu befassen. Auch zur Fortsetzung des Demetrius schien er keine Lust zu haben. Es wären, meinte er, noch nicht zwei Acte fertig, also über die Hälfte noch

[1] Sein Brief vom 26. Januar 1811 bei Diezmann, Weimars Glanzzeit S. 30 f.

[2] Das philosophische Gespräch daraus, das Körner IV. S. 44 ff., 64 ff. unverhältnißmäßig fand, ausführlich wieder bei Boas, Nachtr. II. S. 231 und andere Stücke eben da S. 414.

zu machen. Auf meinen Vorschlag, daß ich bei der Herausgabe der Werke alles Mühsame besorgen wolle, und er nur die Direction des Ganzen übernehmen möchte, erwiderte er, daß dieß sehr thunlich sein würde, wenn wir an einem Orte wohnten, aber durch Briefe lasse es sich nicht machen. Weiter bin ich nicht mit ihm gekommen, und habe mir bloß vorbehalten, ihm noch den Plan zur Billigung vorzulegen. Den Aufsatz über Schillers schriftstellerische Eigenthümlichkeit lehnte er unter der Aeußerung ab, daß ihn dieß zu weit führen und zu viel Zeit kosten würde, die er jetzt zu mehreren angestrengten Arbeiten nöthig habe.

10. Januar 1811.

Ich kenne Petersen[1] nicht, aber so viel getraue ich mir zu behaupten, daß er von Schillern seit seinem Aufenthalte in Sachsen nichts wissen kann. Ich habe ihn nie von Schiller nennen gehört, auch wüßte ich nicht, daß er von Dresden aus je an ihn geschrieben hätte. Wie Sie bemerkt haben, daß Schillers Jugendfreunde auf der Stufe stehen geblieben waren, auf der er sie verließ, so ist freilich von ihnen nichts zu erwarten. Schiller in Weimar und Jena war eine ganz andere Art von Wesen als Schiller in Stuttgart.

Die folgenden Briefe enthalten Fragen und Bemerkungen zu Schillers Biographie, von denen die meisten jetzt kein Interesse mehr haben. Sie zeigen eben, wie sorgfältig und ernsthaft Körner seine Aufgabe betrieb.

2. Juni 1811.

Mit dem Bischof von Würzburg war Schiller, dünkt mich, auch in Correspondenz. Was wissen Sie denn von diesem Verhältnisse? Dieser Fürst hatte, so viel ich weiß, viel Verdienste um sein Land.[2]

[1] Schillers Freund auf der Karlsschule, der ebenfalls an einer Biographie Schillers arbeitete.

[2] Georg von Fechenbach. Es hat sich keine Spur von diesem Verhältnisse gefunden, die II. 300 abgedruckte Stelle ausgenommen.

22. October 1811.

Erinnern Sie sich nicht, ob Schiller selbst schon einen Theil des Theaters für den Druck redigirt hatte? Ich finde die Semele sehr verändert gegen den Druck in der Anthologie.[1] Auch ist merkwürdig, daß die Räuber nicht nach der zweiten Mannheimer, sondern ganz nach der ersten Stuttgarter Ausgabe abgedruckt sind. Dieß muß doch wohl Schiller selbst angeordnet haben.[2]

1. November 1811.

Der beleidigende Ausfall auf Graubündten in den Räubern bleibt in dem jetzigen Abdrucke weg.[3]

Dresden, am 14. November 1811.

Sie erinnern sich ohne Zweifel, theuerste Freundin, an wen Schiller im Jahr 1801 außer an Herrn v. Humboldt und mich über seine Arbeiten geschrieben hat. In der Minerva, einem Taschenbuche für 1812, steht ein Brief Schillers über die Jungfrau von Orleans, der das Gepräge der Aechtheit hat und sehr interessant ist. Es wird gesagt, daß er 1801 an einen Freund geschrieben wäre, und wie ich höre, ist Böttiger[4] derjenige, der ihn bekannt gemacht hat. Dieser Mensch ist mir zu fatal, als daß ich über irgend etwas, das mir lieb ist, mit ihm reden könnte, aber Hartmann, mit dem ich darüber sprach, hat mich auf eine Idee gebracht. Er erinnert sich von Ihrer Frau Schwester gehört zu haben, daß Schiller mit der Frau Gräfin von Reventlau[5] correspondirt

[1] Boas, Nachtr. I. S. 197.

[2] Dagegen Meyer in der Ausgabe von 1860 II. S. III—VII.

[3] Hergestellt in der Ausg. von 1860. II. 66. Auch die Antwort auf Bürgers Antikritik, Boas II. S. 334 ließ Körner mit Absicht aus.

[4] Er hatte schon im Jahrg. 1811 S. 37 auf die Aufsätze über Wallenstein (Boas II. 37 ff.) hingewiesen.

[5] Lies: Schimmelmann, vgl. ihren Brief vom 2. Oktober II. 390. Schillers Briefe sind leider nicht mehr aufzufinden. Auch Körners Bemühungen blieben fruchtlos. Es scheint nicht, daß Charlotte seinen wiederholten Bitten gemäß die Gräfin Schimmelmann um die Mittheilung jener Briefe ersucht hat; und die kürzlich von Frau von Gleichen gemachten Versuche haben keinen Erfolg gehabt.

hätte. Daß er nach Dänemark einen Briefwechsel hatte und seine neuen Arbeiten dorthin schickte, erinnere ich mich auch. Diese dänische Correspondenz müßte sehr interessant sein, und es fragt sich, ob man nicht dazu gelangen könnte.

Dresden, am 13. December 1812.

Meinen Sohn werden Sie in einigen Monaten in Weimar sehen. Seine Abreise von Wien wird durch die verspätigte Aufführung eines seiner größern Stücke verzögert. Es geht ihm dort sehr wohl, und er hat in den besten Häusern eine freundliche Aufnahme gefunden. Was die Welt zur Bildung eines Jünglings beiträgt, ist in Wien geschehen, und ich bin mit dem Erfolg sehr wohl zufrieden. Das Humboldtische Haus hat besonders viel Güte für ihn gehabt. Was Sie mir von der Aufnahme seiner Stücke in Weimar schreiben, hat mich sehr gefreut. Indessen darf ich sagen, daß seine späteren Arbeiten mehr Gehalt noch haben als dasjenige, was Ihnen bekannt ist.

Dresden, 27. December 1812.

Meine Frau hat mir von Höckner Schillers Portrait in Stein schneiden und in einen Ring antiker Form fassen lassen. Mir scheint es recht gelungen. Ich lege Ihnen einige Abdrücke bei und bitte Sie, einen Ihrer Frau Schwester und einen dem Geheimenrath Goethe zuzustellen. [1]

28. Januar 1813.

Mein Sohn ist in Wien bei dem Hoftheater mit 1800 Gulden Gehalt als Theaterdichter angestellt worden. Sein Zrini hat viel Beifall gefunden, und seine Existenz in Wien wird immer angenehmer. Nach Weimar wird er nun wohl etwas später kommen, aber ich hoffe doch noch vor dem Sommer.

21. Februar 1813.

Die Uebersetzung, deren Sie gedenken, ist wohl das merkwürdige Beispiel einer weiblichen Rache in der Thalia. Da aber

[1] Dieser Ring ist im Besitz des Hofraths Förster in Berlin.

die Uebersetzung aus einem bekannten Buche ist, so war ich nicht gesonnen sie in die Werke aufzunehmen.[1] Ein andrer Fall ist bei den poetischen Originalen[2] und bei den Uebersetzungen der französischen Lustspiele.

Von dem Sohne habe ich gute Nachrichten, und bei mir ist Alles wohl. Auch haben wir bei den öffentlichen Ereignissen den Muth nicht verloren.

19. Juli 1813.

Mein Sohn ist in großer Gefahr gewesen, aber durch göttliche Hülfe gerettet worden, und jetzt habe ich von ihm die besten Nachrichten. Seit vierzehn Tagen sind wir wieder hier und üben uns in der Geduld.

3. Januar 1814.

Herzlichen Dank, theuerste Freundin, für Ihren liebevollen Brief. Ich nehme alle meine Kraft zusammen, um mich bei meinem Verlust nicht niederschlagen zu lassen. Erleichtert wird es mir dadurch, daß die Gesundheit der Meinigen diesen harten Schlag auszuhalten scheint, ob sie gleich sehr dadurch erschüttert waren, und daß ich beschäftigt genug bin, um weniger an mich selbst zu denken. Die erhaltene Auszeichnung von dem russischen Kaiser weiß ich zu schätzen, aber fast lieber war mir noch meine Anstellung zu einer Zeit, wo ich so gern für die gute Sache thätig sein wollte.

Dresden, 30. März 1815.

Daß Sie und Ihre verehrte Frau Schwester mit uns trauern würden,[3] theuerste Freundin, waren wir überzeugt. Emma war uns theuer und wurde es immer mehr, je mehr sich ihr Geist und Charakter ausbildete. Seit einigen Jahren hatte sie sich besonders entwickelt. Für manche Verhältnisse hätte sie nicht gepaßt, und es war vielleicht eine Wohlthat von Gott, sie zu einer Zeit von der

[1] Jetzt von Boas. II. 363 wieder hervorgezogen.

[2] Wohl Schreibfehler statt Uebertragungen. Auch die unbedeutenden Recensionen (Diezmann, W. Glanzzeit S. 72) ließ Körner absichtlich aus.

[3] Ueber den Tod der Tochter Emma.

Welt zu nehmen, da sie außer dem Tod ihres Bruders von der Nachtseite des Lebens noch wenig erfahren hatte. An diesem Bruder hing sie sehr, wie ich aus ihren Papieren sehe, und daß sie ihn verlor, war der Keim ihres Todes. Sie wird neben ihm begraben.

Die Gesundheit der Mutter und Tante ist leidlich. Die Geschäfte der Ortsveränderung gaben einige Erleichterung. Denn in vierzehn Tagen gehe ich von hier nach Berlin, wo ich als Staatsrath bei dem Ministerium des Innern angestellt werde. Mir war es nicht möglich, unter den jetzigen Umständen hier zu bleiben. In Berlin verspreche ich mir einen interessanten Wirkungskreis und für mich und die Meinigen manche Annehmlichkeiten. Der Mutter wird es auch wohl thun, sich von Allem zu entfernen, was ihren Schmerz erneuert.

Der gute Geßler hat sich gleich aufgemacht, wie er von unserem Verlust gehört hat, und steht uns hier treulich bei.

Dresden, am 9. April 1815.

Sie erhalten hierbei, theuerste Freundin, zwei Exemplare der Sammlung, die ich bloß für die Freunde meines Sohnes habe drucken lassen, eines für Sie und eines für Ihre Frau Schwester. Von Berlin aus schicke ich Ihnen beiden noch Abdrücke von dem Bildniß und von dem Kupferstich der Grabstätte.

Berlin, 10. Januar 1817.

General v. Wolzogen wird Ihnen von uns erzählt haben. Bei seiner Abreise trug er mir auf mich zu erkundigen, ob nicht eine Forstsecretärstelle in Schleusingen vacant wäre, zu der Ihr älterer Herr Sohn gelangen könnte. Eine solche Stelle würde wohl noch zu haben sein, aber es ist nicht rathsam sich darum zu bewerben, weil sie nicht weiter führt. Dagegen wäre vortheilhafter eine Anstellung bei der Regierung in Merseburg oder Erfurt als Referendarius in Forstsachen zu suchen, womit zwar keine Besoldung verbunden ist, aber wodurch Aussichten zu guten Stellen eröffnet werden. In Erfurt hätten Sie einen Fürsprecher an

dem Grafen Keller, der zugleich Gesandter in Weimar ist; in Merseburg würde sich der Präsident Schönberg gern für die Sache interessiren.

Beilage.

Die oben S. 55 erwähnten Briefe Körners an Schiller müssen in Charlottens Händen zurückgeblieben sein. Es sind folgende:

5. Juli 91 (über Sch. Absicht nach Löschwitz zu kommen).

22. Juli 91 (nach Carlsbad).

— — Schreib' mir doch eigentlich, was dich hieher zu kommen hindert. Die Beschwerlichkeit der Reise kann es nicht sein — — Zeitversäumniß kann auch nicht die Ursache sein. Allenfalls kannst du hier auch in den Vormittagen arbeiten und hast die Bibliothek bei der Hand. Und ernstlich darfst du diesen Sommer nicht arbeiten. Also bliebe nichts übrig als der gelbe Quark. Und von dem ist doch hoffentlich unter uns die Rede nicht. Zweimal so viel als dich die Reise kosten kann, gäbe ich gern darum, wenn ich zu dir kommen könnte. Also sei gescheidt und laß dir von Göschen geben, so viel du brauchst, oder schreib' mir wie du es haben willst.

Göschen schreibt, du wolltest von mir einen kleinen Aufsatz über Oxenstiern haben. Der Auftrag ist anziehend, und ich will mein Heil versuchen. (Schiller's Antwort II. 252).

Dresden, den 23. November 92. (Antwort auf II. 348.)

Ehe Dein letzter Brief ankam, hatte mir Göschen schon von einem andern Plane geschrieben, der mir besser gefällt . . . Das achtzehnte Jahrhundert ist reich an interessantem Stoff. Ich habe mir vorjetzt den spanischen Erbfolgekrieg gewählt, da du nicht haben willst, daß man auf dich rechnen soll. Aber eine allgemeine Uebersicht über den Zustand von Europa zu Anfange des Jahrhunderts

könntest du doch vorausschicken. Ob Göschen wohl thut, daß er mehrere Verfasser gebrauchen will, ist seine Sache. Ein buntes Gemisch wird es werden. Heydenreich hat die Artikel Locke, Leibnitz, Thomasius, Erhard hat Newton, Hommel den nordischen Krieg. Hubers Ankunft ist mir sehr ungelegen. Ueberhaupt hätten die Franzosen etwas Klügeres thun können als Mainz erobern. Dem Coadjutor machen sie auf alle Fälle schlimmes Spiel. Schreib' mir ja gleich, wann Huber nach Jena kommt. Ich muß ihm noch begreiflich machen, wenn er es nicht selbst fühlt, daß er jetzt nicht zu uns kommen darf. Es ist der dümmste Streich, der begegnen kann. D. war auf dem besten Wege. (Sch. Antwort II. 350.)

Dresden, 16. Mai 1802. (S. Sch. Antwort IV. 281).

(Professor Grassi (nicht Gresse) wird empfohlen). — — Turandot ist in Leipzig gegeben worden, um den Geburtstag der Kurfürstin zu feiern. Die Maskenrollen hat man beibehalten, und Ochsenheimer hat den Pantalon gemacht. — Im Meßkatalogus finde ich eine neue verbesserte Auflage deiner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Hast du denn viel daran geändert?

Dresden, 28. Juli 1802.

Humboldts kommen nicht hieher. Ich hätte sie gern gesehen. Er hat dem Politiker Gentz einen Brief an mich gegeben. Mir konnte er nicht behagen, und ich wundere mich, daß Humboldt an ihm Geschmack findet.

Dresden, 18. März 1803. (Antwort auf IV. 318).

— Meine Kinder sind nunmehr wieder hergestellt, und der Arzt hat uns nun gestanden, daß beide das Scharlachfieber gehabt haben. — Dein neues Werk[1] schick' ich zurück und bitte dich mir bald das Theaterexemplar zu schicken. Daß du es Opitz nicht gibst, bedaure ich wirklich nicht, weil ich mir von der hiesigen Aufführung keinen Genuß versprechen kann, außer etwa bei dem

[1] Die Braut von Messina.

Monolog der Beatrice. — Wo mir etwas in der Diction aufgefallen ist, habe ich die Worte mit Bleistift angestrichen.

Was du zur Rechtfertigung des Ideencostüms sagst, halte ich zwar für richtig, aber man muß mit der Geschichte von Sicilien sehr bekannt sein, um eine solche Eigenheit dieses Volks wahr zu finden. Es fragt sich, ob der Dichter dergleichen historische Kenntnisse bei seinem Publikum voraussetzen darf.

Ich lese jetzt oft im Euripides. Mir scheint, daß er oft falsch beurtheilt wird. Ich finde viel Kraft und Tiefe bei ihm in Darstellung der Leidenschaft, und in seinen Chören viel rhythmische Pracht. Manches, was Ungeschicklichkeit scheint, war wohl absichtlich, oder vielleicht Folge eines verdorbenen Geschmacks. Vergleichungen zwischen ihm und Sophokles und Aeschylus, die mehr in's Einzelne gingen, würden zu manchen interessanten Bemerkungen Stoff geben.

Hast du die Delphine schon gelesen? u. s. w.

17. März 1804. (Antwort auf IV. 357.)

Gestern kam der Tell an, und morgen schicke ich ihn zurück. Aber ehe ich ein Wort darüber schreibe, muß es zuvor wegen der Sicherheit deiner Manuscripte bei mir zwischen uns ins Reine kommen. Was Opitz geschrieben hat, halte ich für eine Windbeutelei, um dir eine unangenehme Empfindung zu machen, weil er sich durch Verweigerung des Manuscripts beleidigt fand. So gewiß als man irgend etwas wissen kann, weiß ich, daß das Manuscript nicht aus meinen Zimmern gekommen ist als einen einzigen Nachmittag, da ich es der Frau von Rackenitz mit ihren Schwestern zu lesen gab. Ich weiß, daß diese bis Nachts um zwölf darin gelesen haben, und den andern Morgen früh um acht Uhr hatte ich es wieder. Es müßte also in der Zeit von zwölf bis acht von Rackenitzens Domestiquen abgeschrieben worden sein, und ich frage dich, ob dieß wahrscheinlich ist. Hätte Rackenitz dieß selbst für das Theater veranstaltet — eine Schurkerei, wozu er wenigstens zu feig ist — so würde Opitz wohl schwerlich etwas davon geäußert haben.

Uebrigens sei es, wie es wolle, so hättest du mir einen großen Gefallen gethan, wenn du zu irgend einer andern Zeit über Opitzens Aeußerung geschrieben hättest. Die Ankunft eines neuen Werkes von dir ist für mich allemal ein Fest, und auf den Tell hatte ich mich besonders gefreut. In einem solchen Momente ist jede Dissonanz eine peinliche Störung. Jedes Kunstwerk genieße ich gern mit freier unbefangener Seele, und dießmal war ich so verstimmt, daß der ganze Eindruck des ersten Lesens geschwächt wurde. Erst beim zweiten Lesen ergriff mich das Werk, so wie ich es von einem solchen Produkte erwartet hatte.

Der Stoff hatte manche nicht unbedeutende Schwierigkeiten, die du, wie mir däucht, glücklich überwunden hast. Die Schweizer-Charaktere aus der damaligen Zeit mußten einander ziemlich ähnlich sein, und gleichwohl brauchtest du mehrere Personen, die sich durch bestimmte Umrisse von einander unterscheiden sollten. Eine so rechtliche Revolution hatte natürlicher Weise einen langsamen bedächtigen Gang, aber in unsern Tagen sind wir an stürmische Scenen so gewöhnt, daß die gehaltene Kraft auf dem Theater leicht verkannt wird. — Geßler durfte nicht als Carricatur erscheinen, aber das Widrige an ihm nicht zu sehr gemildert werden. Hassen soll man ihn, aber nicht verachten. Es muß einleuchten, daß auf ihm das ganze Werk der Unterdrückung beruht, daß sein Tod die Schweizer von ihrem gefährlichsten Feinde befreit. Du läßt ihn sehr weislich nur zweimal in den entscheidendsten Momenten auftreten. — Daß Tell seinen Feind nicht im offenen Kampfe tödtet, sondern auf der Straße auf ihn lauert, macht an sich einen fatalen Eindruck, und du hast Alles in dem vorhergehenden Monolog aufgeboten, um diese Situation zu heben. Besonders ist es dir sehr gelungen, Tells Widerwillen gegen einen solchen Mord auf eine Art anzudeuten, die seinen Charakter nicht schwächt. Ueberhaupt ist die biedere Anspruchlosigkeit in Tell sehr glücklich mit seinem Heroismus gemischt.

Johannes Parricida trägt als Gegenstück des Tell am Schlusse

viel zur Befriedigung bei.[1] In der Darstellung überhaupt möchte ich nichts anders haben. Das Gemälde ist reich, aber doch nichts entbehrlich, vielmehr hast du vielleicht noch manches abgekürzt, wobei man gerne mit Liebe verweilt hätte.

Der Dialog ist weniger geschmückt als in deinen frühern Werken, so wie es hier der Stoff erfordert. Nur in der ersten Scene des vierten Acts spricht vielleicht der Fischer noch zu poetisch. — Die Einmischung der schweizerischen Provinzialworte und die vielen Localzüge geben dem Ganzen eine sehr willkommene Individualität.

Mehr über das Detail behalte ich mir vor, sobald ich das Werk länger bei mir haben kann. (Sch. Antwort IV. 358.)

6. August 1804.

(Ueber Schillers Krankheit u. s. w.) — Eine Reise würde vielleicht wohlthätig sein, aber wie ich von Böttiger höre, wird der Erbprinz mit seiner Gemahlin bald in Weimar erwartet, und bei seiner Ankunft wirst du gern gegenwärtig sein wollen. Böttiger habe ich zur Zeit noch ziemlich in gehöriger Entfernung gehalten.[2] Nach dem gewöhnlichen Kartenwechsel ist er einmal bei mir gewesen. Wir nahmen ihn bloß höflich auf, und kurz darauf war er wieder da. Nun vor dem Einladen wollen wir uns hüten, ob er gleich ganz bequem dazu wäre, manchmal einem Fremden, den wir bei uns sehen müssen, etwas vorzureden. Der hiesigen vornehmen Classe wird er ohne Zweifel gefallen. Er weiß allerhand Anecdoten und sucht jedem das zu sagen, was er gern hört.

[1] Diese Scene wurde von Charlotte v. Schiller verlangt. Emilie v. Gleichen.

[2] „Zu der neuen Acquisition, die ihr in Böttiger gemacht, gratulire ich — uns!" schreibt Schiller am 4. Januar IV. 354.

IV.

v. Schönberg,

starb als Oberpräsident von Pommern.

Dresden, 8. Oktober 1802.

Minna hat mir gesagt, daß sie Ihnen geschrieben und mein Andenken bei Ihnen erneuert habe. Aber ich kann dieses nicht so geschehen lassen, sondern benutze die Gelegenheit, unter dem Schutze meiner Freunde Ihnen einen Brief von dem guten Schönberg zukommen zu lassen. Sie werden ihn noch kennen, den armen geplagten Menschen, der von der berühmten Dora so viel leiden muß, und dessen Zufriedenheit nur in der Zeit wieder zunahm, als Sie ihn beschützten und vertheidigten.

Wenn Sie den Umfang meiner Leiden ganz kännten, so würden Sie, durch die Theilnahme und das Mitleid bewogen, Weimar bald wieder verlassen und nach Dresden eilen, um mich gegen die Dora zu beschützen, und das um so mehr, weil mich in ganz Dresden Niemand in Schutz nimmt. Die Leute irren sich in meinem Aeußern, weil ich so einen Anstrich von Gesundheit und Zufriedenheit habe, aber dieses erhöht den Grad meines Uebels, daß ich auf diese Art verkannt werde. Jedoch ich will von meinen Leiden schweigen, und es dem Professor Carl von Carlsberg überlassen, mich nächstens zu beschreiben. Ich eile daher über diese Jammerscenen hinweg, zu meiner Freude und zu meinem herzlichsten Dank, den ich Ihnen

für das freundschaftliche Andenken sage, dessen Sie mich von Leipzig schriftlich versicherten.

In der Erinnerung erneuern wir uns das Glück, das wir in den Tagen genossen, als der vortreffliche Schiller mit Ihnen unter uns lebte. Ich spreche das Uns mit inniger Rührung aus, und Sie fühlen es, meine Freundin, was das heißt, zu Körners zu gehören. Leipzig ist mir seitdem werther geworden, als man Schillers Verdienst auf eine so edle, rühmliche Weise öffentlich bezeugt und anerkannt hat. Wie gern wäre ich mit nach Leipzig gereist und hätte meine geheime Kanzlei geschwänzt, aber es war nicht möglich, und ich mußte daher aushalten und das Haus hüten.

Ihre Frau Schwester hat am 2. dieses das schöne Requiem von Hasse und gestern die Oper Acis und Galatea von Neumann gehört. Adolf ist sehr zufrieden von Dresden und Weimar hat sehr bei ihm verloren.

Morgen werden wir Weinlese halten und den Ort wieder betreten, wo Sie und Schiller wohnten. Sagen Sie dem von mir unaussprechlich verehrten Schiller, daß er mir die Ueberzeugung lassen soll, daß er mit dem Andenken an meine Körners auch das an mich verbinde, daß er mich seiner Freundschaft, seines Wohlwollens werth halte

ꝛc. Schönberg.

Merseburg, den 28. August 1815.

Ihr lieber Brief, meine verehrte Freundin, hat mich sehr beglückt. Ihre freundliche, herzliche Ansprache versetzt mich in jene Zeiten, wo wir einst wie in einem Familienkreise lebten, und als die noch unter uns waren, deren Andenken nie, am wenigsten bei uns verlöschen wird.

Der treffliche Sohn hat uns recht überrascht. Ich wußte nicht, daß er so nahe von Merseburg sich befände und es hat mich recht beglückt, daß er seinen alten Freund selbst aufsuchte. Aus dem lieben Knaben ist ein herrlicher, stattlicher Jüngling geworden. Mit großer Liebe sprach er von der trefflichen Mutter. Wir

plauderten über seine Zukunft, und es freute mich, daß er den Soldatenstand nicht als Zweck seines künftigen Lebens, sondern nur als Mittel betrachtete, um sich zu einer Zeit in die Reihen der Kämpfer zu stellen, wo jeder Arm gerüstet sein mußte. In der Figur, im Gesicht und der Sprache hat er mich lebhaft an Theodor Körner erinnert.

Ich habe es den lieben Eltern geschrieben, bei denen ich vor einigen Wochen verschiedene Tage sehr glücklich in Berlin gelebt habe.

In einer bösen Zeit habe ich auch mit den Stürmen des Schicksals zu kämpfen gehabt und das Unglück erlebt, mein schönes Vaterland getrennt zu sehen. Eine höhere Ansicht von dem Standpunkt der Völker und der Nationalität hat mich ohne alles Schwanken für den Staat bestimmt, an den ein Theil von Sachsen und somit auch mein Vaterland übergegangen ist. Ich habe dieses Bekenntniß zu jeder Zeit frei abgelegt und hoffe ehrenmäßig von dem verbliebenen Sachsen geschieden zu sein. Der preußische Staat hat mich zuvorkommend und mit Wohlwollen aufgenommen; ihm sind meine Pflichten geweihet, und ich habe ihm den Eid der Treue und des Gehorsams aus voller Seele geleistet. So sehr daher auch mein Gemüth durch den mich ehrenden Antrag erfüllt wurde, in die Dienste der erhabenen Großfürstin zu treten, so konnte ich dem Gedanken daran nicht Raum geben. Ich habe dem Grafen Edling, meinem Jugendfreund, über diesen Gegenstand geschrieben und ihm die Gründe weiter auseinandergesetzt, die mich verpflichten, auf der Bahn dermalen fortzuwandeln, die ich betreten habe. Indessen, meine verehrte Freundin, hat mich das Vertrauen und die Huld der herrlichen Großfürstin sehr beglückt, und ich bewahre dieses in meinem Herzen als ein Geschenk ihrer schönen Seele.

Meine liebe Frau ist seit einigen Tagen mit mir vereinigt. Ich habe ein sehr liebes Kind und bin der Glücklichste, wenn ich in meinem Familienkreise bin. Meine Louise ist sehr gerührt über das, was Sie über sie sagen. Sie will Ihnen freundlichst empfohlen sein.

Der Herr gebe ihnen Freude und Segen durch Ihre geliebten Kinder. Gönnen Sie mir die Fortdauer Ihres mich beglückenden Wohlwollens und Ihrer Freundschaft.

Schönberg.

Merseburg, 15. Februar 1820.

Der hochverehrte General Graf Kleist hatte bei seiner mehrmaligen Anwesenheit in dem schönen Weimar das Glück, Sie theure Freundin zu sehen und indem er mir bei seiner Zurückkunft immer davon erzählte, versicherte er mich, daß Sie sich des alten Freundes mit inniger Theilnahme stets erinnert hätten. Der General eilt morgen wieder nach Weimar, um einem, einer seltenen Fürstin geweihten Feste mit wahrer Huldigung beizuwohnen. Er hat mir versprochen, Ihnen, meine theure Freundin dieses Lebenszeichen einzuhändigen, das Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihr liebevolles Andenken darbringen soll ꝛc.

Von mir kann ich sagen, daß es mir wohl geht. Gesunden Körpers und munteren Geistes treibe ich Geschäfte, die großes Interesse für mich haben, und wenn ich demnächst in meine Häuslichkeit schaue, meine gute treffliche Frau, mein blühendes nun 11jähriges Mädchen — ach! dann bekenne ich demüthig, daß ich alles des Glücks nicht werth bin ꝛc.

Die guten Körners haben mich zweimal hier besucht. Wen das Schicksal so hart angegriffen hat, wie diese, dann kann man von Glück und Zufriedenheit nicht viel sagen. Sonst aber geht es ihnen ganz wohl, und nach meiner Ueberzeugung befindet sich der gute Körner in einer Stellung, die ihm im Ganzen angenehm ist.

ꝛc. Schönberg.

Der Jenaer Kreis.

Die jungen Freunde und Zuhörer Schillers.

I.

Gustav Behaghel von Adlerskron [1]

aus Friedrichsort bei Dorpat.

„Ein Liefländer, der besonderer Familienverhältnisse wegen unter einem angenommenen Namen in Jena studierte, zeigte einen so anhaltenden Eifer und eine solche Umsicht und Zartheit in Schillers Wartung, daß er diesem sehr werth wurde und immer als treuer Hausfreund angesehen blieb.“ (Frau v. Wolzogen, Schillers Leben S. 226). Er hatte es in der Garde bis zum Rang eines Capitäns gebracht, reiste 1788 wegen einer Erbschaft nach Deutschland, wo er die Lust zum russischen Militärdienst verlor. Seine Mutter, mit dem Plane in Deutschand sich zum weiteren Fortkommen auszubilden unzufrieden, gab ihm keine Unterstützung, und er studierte seit dem Herbst 1789 mit einem Wechsel von 150 Thlr. unter dem Namen Le Bon in Jena, wo er u. A. bei Schiller Universalgeschichte hörte. Voigt an Hufeland, bei Diezmann, aus W. Glanzzeit S. 50. Er verließ Jena um Ostern 1791 und setzte seine Studien in Stuttgart an der Karlsschule fort.

Verehrungswürdige Freundin!

Oede ist mir jetzt jeder Ort, und gleichgültig jeder Blick auf die Menschen, denn es verändert unser Gemüth sehr, wenn eine Veränderung geschehen mußte, die uns auf eine lange Zeit von unsern Freunden entfernt. Diese Trennung eben fühle ich sehr, und

[1] Die Liebe und Hochachtung, womit die Jugend in Jena an Schiller hing, zeigte sich in der rührenden Theilnahme, welche seine Krankheit im Winter 1791 fand, und in dem Eifer, womit seine Zuhörer die Pflege und Nachtwachen übernahmen. Ein herzliches Freundschaftsverhältniß knüpfte Mehrere bleibend an beide Gatten, und Schiller selbst nahm sich derselben mit dankbarem Eifer an.

hätte ich keine Hoffnung Sie wieder zu sehen, so wüßte ich nicht, wo ich für mich Trost hätte finden können, und hätte ich nicht feste Versicherungen, daß Sie meine Freundin auch in der Entfernung bleiben, so würde mir jeder Ort noch unerträglicher sein. Ruhe herrscht jetzt in meiner Seele, und die Zurückerinnerung an die glücklichen Tage meines Lebens, die ich bei Ihnen zubrachte, heitert wieder manche Stunden in mir auf. Ihnen, schätzbare Freundin, verdanke ich die glückliche Existenz, die ich in Ihrer Gesellschaft hatte. Denn mit aller meiner Unwissenheit erlaubten Sie mir öfters bei Ihnen zu sein, und eben dieses Glück bildete mich, weil kein Tag vorüber ging, wo nicht mein Herz und Verstand Gelegenheit fanden von Ihnen zu lernen. Nehmen Sie meinen innigen Dank an für Ihre Freundschaft, für alle die guten Empfindungen, die Sie in mir erweckt haben, und für die Bekanntschaft mit Ihrer Frau Schwester. Wenige Menschen werden sich rühmen können, das Glück je gehabt zu haben, die Freundschaft zweier Schwestern zu besitzen, die mit so vieler Wärme einander lieben. Ich bitte Sie, entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht, sondern unterstützen Sie durch Ihr öfteres Schreiben das Gute, das Sie in mich legten.

Morgen endlich fange ich an meine Collegia zu besuchen, und ich hoffe hier viel lernen zu können.

Darf ich Sie, meine gnädige Frau, bitten, die besten Empfehlungen Ihrer Frau Mutter abzustatten, und ihr für jede Freundschaft danken, die sie mir erwiesen hat, und auch für die Zeilen, die sie mir zum Andenken gab. Empfehlen Sie mich auch allen guten Menschen, deren Bekanntschaft ich gemacht habe, wenn sie sich meiner erinnern.

Mit unveränderlichen Gesinnungen bin ich

Ihr aufrichtiger Freund

G. v. Adlerskron.

Stuttgart, den 29. Mai 1791.

Liebenswürdigste Freundin!

Sie erinnern sich meiner mit so zärtlichen und reinen Gefühlen. Wie glücklich macht mich dieß! Das Gute das Sie von mir denken, fordert mich auf, mir es in dem Grade eigen zu machen. Ja mein Herz hat es mir gesagt, daß ich Ihre Freundschaft verdienen konnte; nur muß ich erst so gut werden wie Sie, sonst kann ich die Dauer Ihrer Freundschaft nicht fordern; und zwei freundschaftliche Herzen, wenn sie sich nicht gleich, können nicht harmoniren. Ihre Duldsamkeit und gütige Nachsicht ließ Sie meine Fehler noch nicht in ihrem wahren Lichte bemerken. Und dieses war gerade mein Glück. Die Freundschaft, die Sie mir geschenkt haben, fordert mich auf selbst an mir zu arbeiten, alles zu realisiren nach dem Muster, das Sie mir durch Ihre vortrefflichen Eigenschaften gegeben haben.

Ihr lieber Brief war äußerst wichtig um Ruhe herzustellen, aber ich mußte mir eine Freiheit erlauben, die Sie mir verzeihen müssen. Ihren Brief sowie ich ihn erhielt, schickte ich sogleich auf die Solitude, wo sie alle in der größten Unruhe und Schrecken waren über die ausgesprengte Nachricht von Schillers Tod. Jetzt sind sie aber völlig ruhig, und Alle empfehlen sich Ihnen auf's beste. O äußerst traurig ist es noch für mich, daß die Anfälle wieder kommen. Aber, verehrungswürdige Freundin, haben Sie auch wahr gesprochen, daß keine Gefahr zu befürchten ist? O ich fühle, wie Sie, eine gewisse Bangigkeit, deren ich nicht los werden kann. Es ist schrecklich so lange von einer Krankheit gemartert zu werden; doch ich will wohl hoffen, daß sich Alles bessern wird, nur zu lange muß diese Herstellung nicht ausbleiben. Möchte nur das Pyrmonter Wasser die beste Wirkung thun. Eine Bitte habe ich auch an Sie, und da ich weiß, daß sie mir gewährt wird, so schonen Sie sich doch auch selbst. Ihr Körper bedarf einer anhaltenden Ruhe und eine große Veränderung, um ganz gesund zu werden. Eine Frühjahrskur und mineralisches Wasser würde am meisten Ihnen dienlich sein, und wenn Sie es nur hübsch einen

Sommer durchsetzen, werden Sie die Wirkung desselben schon gewahr werden. Ihr jetziger Brief hat meine so kränkende Unruhe gehoben; beunruhigen Sie sich nicht durch meinen letzten Brief. Das Schreiben linderte damals meinen Schmerz, und dadurch wurde ich mir selbst überlassen mit mir allein zu kämpfen. Ich bitte Sie, meine theure Freundin, fahren Sie immer fort aufrichtig gegen mich zu sein, und verhehlen Sie mir nichts, denn Ihr Wohl und nicht Ihr Wohlwollen muß ich wissen; nichts Schrecklicheres würde für mich sein, als wenn Sie mir diesen einzigen Trost rauben würden; denn an wen sollte ich mich wenden, da ich doch unmöglich ohne treue Nachrichten von Ihnen zufrieden sein könnte? Das Ausfahren und jede starke Erschütterung für Ihren lieben Herrn Gemahl, glaube ich, muß lange ausgesetzt werden; denn das Fahren hat jetzt schon zum zweitenmal üble Wirkungen verursacht, und öfteres Gehen bei guter Witterung wird ihm am zuträglichsten sein.

Stuttgart, den 14. Juni 1791.

An Schiller.

Schätzbarer Freund! [1]

Welch eine Freude nach langer Zeit empfand mein ganzes Wesen wieder. Ich habe Sie also noch theurer Freund; und Ihre vortrefflichen Eltern ebenfalls, die durch eine ausgestreute Nachricht von Ihrem Tode schon fast allen Muth verloren hatten. Hier war die ganze Stadt voll von dieser traurigen Nachricht, und eine Zeitung nach der andern mußte ich erhalten, worin diese schreckliche Zeilen standen. Jeden Posttag erwartete ich Nachrichten von Ihnen; und war ich allein für mich, so überfiel mich immer eine Traurigkeit, die mich für die Ankunft eines Briefes zittern machte. Vor acht Tagen war ich bei Ihren Eltern, [2] die Trost von mir verlangten; aber welchen Trost konnte ich geben, da ich selbst einen bedurfte! Kämpfen mußte ich, um meine innre Empfindung von Wehmuth

[1] Nach dem Rückfall in Rudolstadt, wonach Schiller am 24. Mai an Körner schrieb (an Körner II. 21, 37, Charlotte Bd. I. S. 335).

[2] Wolzogens Beziehungen S. 95.

zu unterdrücken, und bei Ihren Eltern konnte ich nur durch Hoffnung die Möglichkeit dieser Nachricht widerlegen. Ich wurde selbst immer furchtsamer durch die Beispiele, die Ihre Frau Mutter von Krankheiten mir erzählte, und da sie mir sagte, Sie hätten schon in Ihrer Jugend über Ihre Brust geklagt, da wurde mir immer bänger; die Furcht bei Ihren vortrefflichen Eltern durfte ich auch nicht aufheben, denn ich bereitete sie äußerst schonend vor, damit, wenn diese schrecklichen Nachrichten kommen sollten, ihre fürchterlichen Wirkungen geschwächt wären. Bis Sonnabend bat ich um Geduld, wo ich einen Brief für gewiß von Ihnen hoffte, und dieser Tag wurde von der hingerissenen Empfindung zur Entscheidung bestimmt. Wie bange war mir für den Tag, wenn ich keinen Brief von Ihnen bekommen hätte! Was sollte ich für Trost Ihren Eltern geben? Ja ich hatte es schon darauf angelegt eine Hand aus meinem Stammbuch, die mir von Ihnen dreien am leichtesten war, nachzumachen, und so einen Brief auf die Solitude zu schicken. Nun zu meinem Glück und zur Ruhe meiner bangen Seele bekam ich einen Brief von Ihrer Frau Gemahlin. Sogleich schickte ich diesen Brief auf die Solitude, und nach den Zeilen zu urtheilen, die mir Ihre Eltern auf meinen Brief antworteten, finde ich, daß sie alle ruhig sind und keine Gefahr mehr befürchten. Ihre Eltern und Schwestern sind vortreffliche Geschöpfe. Ihr Herr Vater hat einen wahren, ächten, biedern, teutschen Charakter, voll von Gutmüthigkeit, und ein Herz, das im Stillen äußerst weich ist; Ihre Frau Mutter hingegen ist so zärtlich, als ich noch irgend eine Mutter gesehen habe, aber ängstlich und durch ihre so reizbare Empfindung und Phantasie furchtsam für jede Erschütterung; und Ihre beiden Schwestern von sehr gutem Herzen und reiner Seele. Aber, verehrungswürdiger Freund, ruhig kann ich noch nicht sein. Wie, die Anfälle kommen noch immer, und den Schmerzen sind Sie noch immer ausgesetzt? Wäre ich nicht überzeugt worden von Ihrem starken und gut organisirten Körper, der nur eine ruhige Zeit braucht, um seine völligen Kräfte wieder zu bekommen, o so wüßte

ich nicht woher Gründe zu nehmen, mir eine feste Hoffnung einzuflößen. Ganz leben müssen Sie bald für uns, und schonen Sie nur die Kräfte Ihres Geistes. Wie danke ich Ihnen, Sie Wohlthäter meiner Seele, daß Sie mir Ihre Freundschaft geschenkt haben; nur haben Sie Geduld mit mir; ich werde suchen diese Freundschaft recht zu verdienen, daß es Ihr Herz nie gereuen soll, mich zu einem glücklichen Menschen gemacht zu haben. Ich fühle, ich bin noch empfänglich um das wahre Gute zu empfinden und zu schätzen; diese Gefühle treiben mich, und die Beispiele, die Sie mir gegeben haben, geben mir eine Stärke der Seele, alle Kräfte anzuwenden, mich so viel möglich zu vervollkommnen, um Ihre Freundschaft auf ewig erhalten zu können.

In meinen Arbeiten geht es recht gut, und ich fühle, daß ich meinen Körper anstrengen kann, so viel als ich will, ohne daß sich eine unangenehme Empfindung äußerte. Das Lateinische fange ich an allein für mich zu studiren; es kostet zwar viele Mühe, doch nur wie jeder Anfang in irgend einer Wissenschaft.

Eben da ich Ihren Brief endigen wollte, trat Ihre Frau Mutter in meine Stube. Eine große Freude hat sie mir gemacht durch die Ruhe, die ich jetzt in ihr finde, und ich bewundere ihre körperliche Stärke, da sie zu Fuß von der Solitude gekommen ist. Wie sie mir sagt, hat sie auch einen Brief an Sie auf die Post geschickt.

Ihr treuer aufrichtiger Freund
G. v. Adlerskron.

Stuttgart, den 14. Juni 1791.

Verehrungswürdige Freundin!

Ihre liebevolle, freundschaftliche Zeilen haben mir wieder von neuem Ruhe eingeflößt. Sie sprechen darin von Belohnungen, die mir künftig das Schicksal zuführen soll; aber Sie haben vergessen, daß Sie mich jetzt aufs höchste belohnt haben. Wie, Sie nennen mich Ihren Bruder! Sollte ich denn wirklich so glücklich sein, diesen Namen zu verdienen? Nein, liebenswürdigste Freundin, zu früh ist

diese Belohnung für mich. Doch, ich will dieses große Geschenk annehmen; ich gebe es nicht mehr zurück; es soll mich anfeuern, anhaltend nach Vervollkommnung, nach völliger Ausbildung zu streben, bis ich mir selbst sagen kann: jetzt verdiene ich Ihre schwesterliche Liebe ganz. Für jetzt bitte ich Sie, nennen Sie mich nur Freund, und nicht Bruder, denn ich fühle eine Besorgniß, ich möchte nie das Ziel erreichen, es zu verdienen, so von Ihnen genannt zu werden. O wie froh bin ich, daß es in Ihrem Herzen auch ruhiger ist, daß mein inniger und einziger Freund wieder aus aller Gefahr ist und sich jetzt besser befindet. Grüßen Sie ihn herzlich, und drücken Sie ihm mit eben der Wärme die Hand von mir, wie Sie es gewiß ihm gethan haben, als Sie ihn aus der Gefahr gerettet sahen.

Liebe beste Freundin, behalten Sie mich immer in so gutem Andenken, wie ich jetzt bei Ihnen stehe; es ist von großer Wichtigkeit zu meiner Beruhigung. Ein großes Glück war mir Ihre Bekanntschaft, die ich für nichts auf der Welt vertausche. Hier war es erst, wo mir mein Schicksal endlich günstig war; ich glaube, es hat seinen letzten Dienst an mir gethan und wird nie einen wichtigeren leisten können wie diese Bekanntschaft zweier Freundinnen und eines Freundes.

H. von Wolzogen ist hier. Vielleicht wird er Sie bald besuchen. Er ist ein guter, sehr munterer Junge.

Ihre Adresse bitte ich mir zu melden, wenn Sie nach Erfurt gehen werden.

Stuttgart, den 21. Juni 1791.

Den 9. Juli (1791).

Ein herrlicher Gedanke von Stark! Ich freue mich sehr über die gute Wirkung, die die Reise[1] machen wird, weil Zerstreuung, andere Luft und die Verlassung eines Zimmers, wo man so krank gelegen hat, wo einem die Gefühle von Schmerz öfters erneuert

[1] Nach Karlsbad.

werden können, ja sogar die Verlassung eines Bettes, wo man Unruhe und fürchterliche Träume gehabt hat, helfen schon viel zur baldigen Genesung. Das natürliche Eisenwasser wird gewiß besser wirken. Sie, verehrungswürdige Freundin, müssen auch hübsch das Bad brauchen, um wieder recht munter zu werden; denn ich habe wohl gemerkt, wenn Sie um Schiller recht munter sind, ihn mit Ihrem munteren Geist beschäftigen und mit feiner Art die kleine Coquette machen, dann ist er auch vergnügt, und ihm ist ganz wohl. Ueberhaupt die Liebe muß denken, wie sie sich immer erhält, um jung und neu zu sein. Lachen Sie doch herzlich über mich, daß ich Regeln der Liebe vorschreibe, Ihnen es sage, die ihren Schiller mit so viel Wärme liebt, daß ich jeder Frau wünschte, Sie zum Muster zu wählen.

Ich danke Ihnen innig, daß Sie mich nicht vergessen und fleißig an mich immer schreiben wollen. Wie glücklich fühle ich mich, unveränderliche Freunde zu haben, die mich lieben! und welch eine Wonne wird es für meine Seele sein, wenn ich meinen Freund gesund und meine Freundinnen werde zufrieden umarmen können.

Befürchten Sie nicht, daß ich auf der Solitude mein Glück, von Ihnen öfter Nachrichten zu erhalten, entdecken werde. Ich kenne meine Leute; sie erfahren wenig von mir, nur äußerst wenig, was sie wissen können. Ich bin klug und keiner fängt mich so leicht. Ich sehe sie auch selten, denn meine Geschäfte erlauben mir es nicht, öfters sie zu besuchen. Zweimal bin ich schon auf der Solitude gewesen, und schwerlich hoffe ich diesen Sommer hinaufgehen zu können. Mit dem Alten bin ich in Correspondenz, und so erfahre ich wie es Ihnen oben geht. Nicht wahr, theure Freundin, vom Bade schreiben Sie mir, so oft es Ihre Zeit erlauben wird, nur immer aufrichtig. Es ist mir so wohl, wenn ich voraus einen Brief von Ihnen erwarte, und ich an dem Posttag einen erhalte, worin ich auf so eine angenehme Art getäuscht werde, als wären Sie mir alle recht gut. Nein, keine Täuschung, sondern ich glaube dieß Glück zu besitzen.

Schätzbare Freundin!

Wie groß ist das Geschenk der Natur, daß die Freundschaft durch die Kraft unserer Empfindungen sich immer höher entwickeln kann, ein Gut, das am ersten das Herz der Menschen veredeln kann. Ja, hätten Sie, verehrungswürdige Freundin, nicht mit gearbeitet, dieß Gefühl in seiner ganzen Größe in mir hervorzurufen, so hätte mein Herz noch immer meinem rauhen, frostigen Vaterland geglichen. Meine Natur ist ganz anders geworden, die Wirkungskraft in mir hat eine ganz andere Richtung erhalten, und auf der Bahn der Freundschaft entwickeln sich Fähigkeiten der Thätigkeit, die man nur auf diesem Wege findet. Sie haben, liebenswürdigste Freundin, mit ergründet die Gefühle, die ich in meinem Busen trage. Glücklich, recht glücklich bin ich! Und jetzt kann das härteste Schicksal, das mir begegnen könnte, nur äußerlich auf mich wirken, aber nicht auf meine Seele; ich will dadurch so viel sagen, daß selbst die Lagen, in die ich noch, Gott weiß, versetzt werden kann, nicht im Stande wären, das Gefühl der Freundschaft für Sie auf irgend eine Art zernichten zu können. Dieß Ihr Gepräg ist mir heilig und unauslöschbar auf ewig. Wie froh bin ich jetzt, daß Sie und unser Freund bald die völlige Gesundheit genießen werden. Heitern Sie Ihre Seele, wie es nur immer möglich ist, auf; genießen Sie bald die völlige Schönheit, die das zufriedene Herz einem darreicht. Wie glücklich, hoffe ich, werde ich dann noch einmal sein, wenn ich wiederum die sanften Züge der Ruhe sehen werde, die Ihr ganzes Wesen so verschönerten.

Stuttgart, den 5. Oktober 1791.

An Schiller.

Theurer Freund!

Lange schon habe ich nicht an Sie geschrieben, verzeihen Sie aber dieses Stillschweigen; doch täglich war ich mit meinem Geiste bei Ihnen, und wie wohl war es mir jedesmal, wenn mein

Gedächtniß alle die Güte und Freundschaft, die Sie gegen mich hegten, mir vorstellte, wenn meine Einbildungskraft mich in den angenehmen Zustand versetzte, daß ich glaubte, wirklich um denjenigen zu sein, bei dem ich so viele glückliche Tage verlebte. Aber jetzt wirkt auch diese Täuschung leider nicht mehr! Ich fühle zu sehr die weite Entfernung von Ihnen, die den Faden meiner süßesten Zufriedenheit zerrissen hat. Hier finde ich keinen um mich, der nur in etwas dem Manne gliche, den ich zum Muster mir gewählt habe. Ich muß eingezogen für mich leben und nur aus Büchern mein Herz und meinen Verstand bereichern; aber wie schwach und langsam wirken die wissenschaftlichen Kenntnisse auf unsern Geist! Zwar er erhält vielen Stoff, auch eine gewisse Fertigkeit schnell zu denken. Nur geben alle die wissenschaftlichen Kenntnisse keine so wohlwollende Richtung der Empfindung, als wenn das Auge den Mann immer vor sich hat, um den sich alle vortrefflichen Eigenschaften vereinigen, der die Ideen verknüpfende Kraft in der größten Stärke besitzt, um immer in einer weiten Sphäre von Schönheit und Größe thätig zu sein. Ach ich darf nicht an meinen Verlust denken; sonst wird mir das Muß, das mich von Ihnen getrennt hat, noch weit schmerzhafter.

Innig freut es mich, verehrungswürdiger Freund, daß Sie wieder wohl sind, daß die Wohnung Ihrer edlen Seele wieder ganz hergestellt ist, und daß Ihr Geist heiter und frei wieder wirken kann, ohne von körperlichen Leiden gestört zu werden.

Stuttgart, den 5. Oktober 1791.

J'ai bien raison de me fâcher contre ceux qui se sont avisés de vous en imposer par des contes inventés à mon sujet. Ces bonnes gens ne me connaissent pas, et voilà la raison pourquoi ils croient que je ne suis pas content et que je me ruine, puisque je ne fréquente pas les sociétés. Au bout d'un an j'espère avoir l'honneur de vous revoir, persuadé que vous serez bien contente de moi, parceque vous

verrez que je ne hais pas le monde, et que je suis toujours de plus en plus

Votre sincère ami
Adlerskron.

Stuttgard, le 29ème Nov. 1791.

In dem folgenden Jahre gestalteten sich Adlerskrons Verhältnisse ungünstiger, und er suchte irgend eine Anstellung als Erzieher, aber seine Bemühungen blieben vergeblich, so sehr sich auch Schiller und Frau v. Wolzogen für ihn interessierten (II. 51, 54, 56, Dora oben S. 8, Körner an Schiller II. 353). Da eröffnete ein Brief der Frau v. Kalb, mit welcher Schiller alle Beziehungen abgebrochen hatte, vom 27. April 1793 (II. 220) eine neue Aussicht. Schiller versprach am 8. Mai sich nach einem Hofmeister für ihren Sohn Fritz umzusehen, und schrieb, da Frau v. Kalb am 28. von Neuem ihr Vertrauen auf seine Wahl bezeugte, nebst Lotten an Adlerskron. Dieser hatte sich indessen, da der Krieg in den Niederlanden heftiger entbrannt war, um Kriegsdienste bemüht und hielt sich damals meistens in Homburg auf, wo er durch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Rudolstädter und Homburger Hofe empfohlen worden war.

Homburg, den 18. Juni 93.[1]

Schätzbare Freundin!

Eine unerwartende Freude machte mir Ihr lieber Brief; erwünschter hätte mir die Hofmeister-Stelle nicht sein können wie jetzt; und herzlich danke ich Ihnen für Ihre Freundschaft für Ihre Bemühungen.

Sie hätten schon längst theure Freundin ein Brief von mir erhalten, aber ich wartete immer auf günstigere Zeit bis sich meine Umstände geändert hätten um Sie nicht mit meine traurige Lage bekannt zu machen, da Sie mir öfters überzeugten wie sehr es Ihnen kränkte wenn es mir nicht wohl gienge. Jetzt habe ich nichts zu befürchten, denn durch Ihre Güte ist mein so längst strebender Wunsch endlich erfüllt.

Täuschende Hoffnungen verführten mich zu manche Unternehmungen, und ich konnte zu meiner eigenen Beruhigung mit meinem Gesuch nicht eher aufhören, bis alle Versuche mißlungen und bis

[1] Wir geben diesen Brief in dem Deutsch des Verfassers, das ihn freilich zu einer Hofmeisterstelle nicht sehr empfehlen konnte.

mir keine Hoffnung mehr übrig blieb. Versehen mit den besten empfehlungs Schreiben reißte ich nach Holland; viele vergebliche Reisen mußte ich mache, bis ich den Prinzen von Orannien erreichte; als freiwilliger auf meine eigene Kosten wollte er mich bei seiner Armee annehmen, aber nicht meine Bitte erfüllen mich bei einem Regiment anzustellen. Wie ich also sahe, daß ich nichts bei ihm ausrichten konnte, verließ ich den Haag und reißte über Antwerpen, Brüssel und Mons nach Quievrain in der Hoffnung durch die Briefe, die ich an den Prinzen von Coburg, an den Prinzen Ferdinand von Würtemberg und an den Prinzen von Hohenlohe-Kirchberg hatte, was für mich auszuwürken. Ich überreichte zuerst den beiden letzteren Prinzen meine Briefe, aber sie versicherten mich, in ihre Macht stünde es nicht, mich im Kaiserlichen Dienst anzunehmen. Meine Hoffnung fieng schon an zu sinken, und ich begab mich wieder zu dem Hauptquartier des Prinzen von Coburg. Viele Mühe kostete es mich bis ich den Prinzen sprechen konnte, denn bei allen den Officieren, die ihm umgaben, sah man den Mißgunst den Neid aus ihre Augen. Den 1. Mai und den 8. viel vor Valencienes ein Treffen vor; voll Muth, vielleicht was auszurichten, daß dem Prinzen von Coburg bewegen könnte mich in seinem Dienst anzunehmen, sprang ich auf ein geliehenes Pferd und zog mit den freiwilligen Ulaner und hernach in der Suite vom Prinzen von Coburg zu Felde. Ich wagte viel, rekognoszierte um viele gefärliche Pletze, sogar, oft war ich nur auf 10 Schritte von dem feindlichen Vorposten und niemand hielt mich an, nichts wurde mir verwehrt, ich konnte thun, was ich wollte und ich fand keine Hinderniße vor mir; ja ich hätte bis im feindlichen Lager reiten können und man hätte mir nicht gewahr genommen; selbst die kaiserliche Vorposten ließen mir ab und eingehen. 2 Stunde stand ich auf eine kaiserliche Batterie, die von den Franzosen beschossen wurde, viele Soldaten wurden neben mir blessirt, aber keine Kugel berührt mich. Das Gefecht vom 1. Mai dauerte von 4 Uhr des Morgens bis 7 Uhr des Abends und um mich sausten

die Kugel aber ich fand doch keine Gelegenheit mich auszuzeichnen. So war es auch den 8. Mai. Bei dem Treffen bemerkte mich der Prinz von Coburg und ich erhielt Audienz. Er sagte mir, es thäte ihm sehr leid mich nicht im Dienst anzunehmen; fremde Officiere anzustellen, hänge blos vom Kaiser ab; und wollte ich durchaus in kaiserlichen Dienst eintreten, so sollte ich nach Wien reisen und dem Kaiser [1] eine Bittschrift überreichen. Ich machte noch die Bekanntschaft mit dem Obersten Fischer und mit dem Obersten Mack, beide mißriethen mir in Dienst zu gehen wenn ich nicht viel Geld aufzuopfern hätte, denn kein Dienst ist so schlecht bezahlt; und bei keiner Armee habe ich so ein verschwendrischen Aufwand gefunden, der jezt bis zur Bedürfniß eingerissen ist. Ich verließ balde das Hauptquartier und reißte nach Tournai um noch einen Versuch bei dem Prinzen von Jork (York) zu machen; aber auch da mißlung mir mein Gesuch. Voll Mißmuth zersprenkte ich meine Pistolen, stumpfte meinen Säbel ab und schwur nie mehr in Kriegsdienste zu gehen. Alle Aussichten waren mir jezt benommen und ich mußte den Entschluß fassen nach Stuttgard zurück zu reisen um von da nach der Schweiz zu gehen und eine Hofmeister-Stelle zu suchen. Wie ich in Frankfurt kam, erfuhr ich daß der Fürst von Rudolstadt todt sei und daß der Erbprinz die Regierung angetreten hatte. Mir fiel gleich die Güte des Erbprinz ein die viele Beweise die er mir davon gab und die Versicherungen die er mir gegeben hatte; doch fiel mir auch die Aeußerung des alten Königs von Preußen ein, der als er zum König avancirte vielen Leuten denen er noch als Prinz die Versicherung gab, daß sie, wenn er König würde, allen Anspruch auf ihn machen dürften, bei vorkommenden Fällen antwortete „le Roi ne soit rien de ce que le Prince a promis“ und so dachte ich denken eben noch viele Große in der Welt. Ich gieng aber doch nach Homburg bath den Herrn Landgraf und die Frau Landgräfin um ihr gütiges Vor-

[1] Der übrigens damals bei der Armee war.

wort; sie gaben mir den Rath dem Fürsten von Rudolstadt zu schreiben, und so lange hier zu bleiben bis der Fürst hieher kommen würde. An Ihre Frau Schwester an Ihre Frau Mutter und an den Fürsten schrieb ich aber von allen dreien erhielt ich keine Antwort.

Endlich kam der Fürst den 13. hier an und vor einige Tage machte ich ihm meine Aufwartung. Ehe ich ihm noch meine Bitte vortrug schlug er mir alles rund ab, und selbst die Bitten der Fürstin und der Frau Landgräfin konnten ihm nicht bewegen mein Wunsch zu erfüllen. Niedergeschlagen durch mein hartes Schicksal fühlte ich mich äußerst unglücklich. Ich dachte hin und her und konnte kein Mittel mehr finden mir selbst zu helfen, so gar keinen Trost geben, mich zu beruhigen. In dem tiefsten Nachsinnen über meine Bestimmung erhielt ich Ihr gütiges Schreiben. Ach, wie leicht wurde es mir auf einmal, wie froh wurde mir mein Gemüth; eine Freude, die ich lange nicht empfunden hatte. Ihnen, schätzbare Freundin, habe ich meine Ruhe zu verdanken, Sie haben mir meine Heiterkeit wieder gegeben, und ein drückenden Kummer von meinem Herzen abgewälzt. Ewig werde ich Ihnen danken, daß Sie mich nicht vergessen haben und so im Stillen für mich sorgen.

Gerne nehme ich diese Hofmeister=Stelle an; Ihnen und dem lieben S. überlasse ich alles; machen Sie die Bedingungen mit der Familie und ich unterwerf mich zu allem. Mein Streben wird immer dahin gerichtet sein der Familie nützlich zu werden und dem Sohn eine gute Erziehung zu geben. Die Pflichten eines Erziehers sind zwar wichtig aber ich fühle ihren ganzen Umfang und ich würde erschrecken, wenn diese Empfindung meiner Seele nicht neue Kräfte geben würde, gewissenhaft meine Pflichten zu beobachten; ich bitte Sie also schreiben Sie der Familie daß ich diese Stelle annehme und daß Sie so bald wie möglich ihre Antwort Ihnen zu schicken; der Aufenthalt hier ist sehr kostbar und länger als 14 Tage könnte ich nicht hier bleiben. Ich bitte Sie melden Sie es doch Ihrer lieben Schwester daß Sie mir eine Stelle verschafft haben wodurch ich versorgt bin. Ich würde ihr schreiben, aber ich weiß

nicht wo ihr auffenthalt ist, und es scheint, als wenn Sie ungehalten über mich wäre. Ich hoffte durch den Herrn von Beulwitz oder durch Ihre Frau Mutter ein Brief von Ihre Frau Schwester zu bekommen aber ich erhielt keins. Ich wünschte gerne zu wissen wo ihr auffenthalt ist; warum sie verreist, ob ihre Kränklichkeit noch nicht nachgelassen hat, und ob sie über mich böse geworden ist. Ihre Frau Mutter habe ich noch nicht allein sprechen können, sonst hätte ich mich schon bei ihr erkundigt.

Sollte Stegmann balde das Glück haben Sie zu sprechen, so bitte ich Sie mich zu entschuldigen, daß ich nicht an ihm schreiben kann. Erzählen Sie ihm wie es mir gegangen ist, und sagen Sie ihm daß ich noch immer sein alter Freund bin.

Mein Namen als Hoffmeister würde ich behalten, aber den unnützen Vorwort von wegstreichen. Ich wünschte nicht, daß die Familie wüßte, daß ich Rittmeister gewesen bin, sonst kann sie alles wissen, auch daß ich ein Lievländer von gebuhrt bin.

Meine Reise zu der Familie würde ich über Jena machen Ihnen und dem lieben S. mündlich noch meinen Dank abzustatten.

Nie werde ich aufhören zu bleiben

Ihr Freund
Adlerskron.

Sie verzeihen doch meine Eilfertigkeit?

Ebenso dankte Adlerskron Schiller in einem kurzen Briefe. Dieser zeigte seiner Freundin die Bereitwilligkeit des jungen Mannes an, ohne seinen Namen zu nennen. Sie erwiederte am 3. Juli, daß er von Frankfurt aus ihren Mann im preußischen Lager bei Mainz aufsuchen möge. Als aber Adlerskron sich zwischen dem 11. und 13. Juli bei dem Sekretär des Herzogs von Weimar Weiland nach dem Major v. Kalb erkundigte, war dieser gerade in Mannheim. Am 14. erhielt derselbe einen Brief Schillers nebst einem Billet von Adlerskron, traf aber diesen nicht mehr an. Schiller schrieb nun am 29. Juli noch einmal nach Waltershausen, wohin Kalb zurückgereist war; am 1. August antwortete Frau v. Kalb, „daß ihr Mann nie einen Menschen seines Standes als Hofmeister seines Sohnes zu sehen bestimmt sei.“ Herr v. Kalb bat Schiller, sich in Schwaben nach einem Hofmeister umzusehen. Schiller versuchte noch einmal eine Annäherung, und antwortete, wohl beleidigt, auf mehrere Briefe nicht, empfahl aber zu Ende des Jahrs Hölderlin, der auch wirklich eintrat.

Adlerskron war inzwischen nach Homburg zurückgekehrt, und reiste von dort nach Schwaben, wo sich Caroline bei Cannstatt aufhielt, dann verweilte er zehn Tage in Jena, wo er Frau v. Kalbs persönliche Bekanntschaft machte. „Sie haben mich sehr geehrt, als Sie Adlerskron für meinen Fritz und mich wählten," schreibt sie am 18. Oktober an Schiller. In der Mitte des Oktober reiste er nach Leipzig, von wo er mit einem Engländer nach Petersburg reisen wollte. Dieser ließ ihn vier Wochen auf seine Genesung warten und dann im Stiche. Im December machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Rußland. Vor seiner Abreise schrieb er einen langen Abschiedsbrief an Frau v. Beulwitz, der auf ein inniges Freundschaftsverhältniß schließen läßt.

(Der Anfang und die Adresse fehlt; der Brief ist aber offenbar an Caroline gerichtet.)

Ihren Rath habe ich befolgt und bin über Jena gereist; einen Reisegesellschafter aber habe ich nicht finden können. Einige Tage blieb ich in dem Hause der Fräulein v. Segner, die die Artigkeit hatte, mir ein Logis anzubieten.

Denken Sie, wie sonderbar es sich traf, hier mußte ich noch die Bekanntschaft der Frau v. Kalb machen.[1] Eine Frau, die mich äußerst neugierig machte, sie kennen zu lernen, und was mich beim ersten Sehen an ihr interessirte, war, sie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen. Ganz habe ich sie nicht prüfen können, dazu war unsere Bekanntschaft zu kurz; auch ereignete sich, daß sie einige Tage nach meiner Ankunft[2] mit einem Sohn niederkam, welches mich hinderte, mehr mit ihr zu sprechen. So wie ich sie kennen gelernt habe, ist sie eine Frau von vielem Verstand und Belesenheit, die eine scharfe Beurtheilungskraft besitzt, und dabei sehr klug ist, nur zu viele weibliche List, Eitelkeit und feine Verstellungskunst hat, oft auch gewöhnliche Weiberschwachheiten. Aeußerst viele Güte des Herzens scheint sie zu haben und besondere Züge des Charakters, die ihr nur allein eigen und beinahe mit

[1] Sie wohnte in demselben Hause. „Mein jetziges Zimmer erinnert mich oft an Sie", schreibt sie an Schiller 22. September; „hier sind Ihre Bilder, Körners Porträt, Ihre Schwester, das Tableau vom Fürsten von Rudolstadt" (eine Scene aus dem Geisterseher, noch im Besitz der Frau v. Gleichen).

[2] Am 7. Oktober.

männlichem Stolz verwebt sind. An Forschungsgeist, an Welt, an Erfahrungen fehlt es ihr nicht, nur zu oft überläßt sie sich dem Schwung ihrer Einbildungskraft, verfällt dann in Empfindelei und überläßt sich ihren Lieblingsideen, wobei innere Gefühle sie bis zu Thränen in eine tiefe Melancholie bringen. Aeußerst leicht war sie zu afficiren, ja manche Begebenheiten konnten ihr ganzes Gemüth erschüttern, so, daß es sichtbar an ihrem Körper wurde. Gewiß wäre sie mir interessant geworden, wenn sie ihrem enthusiastischen Gefühl und einem solchen Charakter gemäßes Genie besäße und dabei mehr natürliche Sanftmuth und Anmuth in ihrem Charakter und in ihrem Aeußern hätte. Sie ist in allen Fällen kein gewöhnliches Weib. Ich wünschte, Sie machten genauer ihre Bekanntschaft, weil es so selten ist, ein Weib dieser Art zu finden, und interessiren wird sie Sie auf alle Fälle. Sie war sehr artig gegen mich; gewiß muß der liebe Sch. zu viel Gutes von mir geschrieben haben, denn sie hatte hohe Begriffe über mein armseliges Ich gefaßt, und ich hatte gewiß viel zu thun, sie zu überführen, daß ich bei weitem so nicht bin, wofür sie mich hält, und ich gerne nie anders scheinen möchte, als ich bin. Ich merkte wohl, sie gab sich viele Mühe, mich zu studiren und besonders mich gerne auszuforschen; ja sie wendete oft alle ihre Kunst an, aber jedesmal mißlang es ihr, und ich glaube, sie erstaunte oft darüber, daß ich schon so viele Weiberlist kannte, mich nicht so leicht fangen zu lassen. Beim Abschied mußte ich ihr versprechen, zu schreiben; das macht mich wirklich verlegen, denn ich weiß nicht, was ich ihr schreiben soll, und doch möchte ich eine Correspondenz mit ihr haben, denn als Menschenbeobachter würde ich hier vielen Stoff zu neuen Belehrungen bekommen. Bei allen meinen Erfahrungen und Beobachtungen, wie arm ist die Welt für mich; sie hat nur eine, und ihr gleicht kein Weib, kein Wesen wird ihr gleichen können, nur hohe Geister werden Aehnliches mit ihr haben, wenn sie das Schöne und Große so empfinden, wie es in alle Züge ihres Charakters ausgebreitet ist.

In Nürnberg habe ich den Herrn Doctor [1] — besucht. Wir sprachen viel von Ihrer Krankheit, und in vielen Stücken hatte er Recht; ja er sagte mir, in einem halben Jahr müßten Sie völlig hergestellt sein, wenn Sie folgen würden. Er wünsche sehr, von Ihnen einen Brief zu bekommen, worin Sie ihm offenherzig geständen, wie Sie sich befänden, um Ihnen alsdann seine Gedanken schriftlich zu geben. Er ist gewiß einer der Vernünftigsten, der Ihnen mit Nutzen behülflich sein kann, und ich bitte Sie inständigst, versäumen Sie nicht, oft und balde seinen Rath zu befragen und dann strenge zu befolgen.

Wegen eines Umstandes habe ich beinahe einen Monat hier in Leipzig zubringen müssen; in einigen Tagen werde ich von hier abreisen und meine Reise nach Hause wird sehr langsam gehen, kaum werde ich vor Neujahr zu Hause sein können.

Darf ich, geliebte Seele, dich bitten, mir dein Portrait zu schicken, ach wie glücklich würdest du mich machen, wenn ich es gegen Neujahr bekäme.

Wollen Sie die Güte haben, mich der lieben Lotte und Sch. aufs beste zu empfehlen; danken Sie ihnen beiden für ihre mir erwiesene Freundschaft und sagen Sie, nächstens würde ich ihnen schreiben, würde ihnen selbst danken und ihnen dann sagen, wie glücklich mich ihre Freundschaft macht. Schreiben Sie mir doch, wie der kleine Sch. sich befindet, und welch eine Veränderung er in die Herzen der Eltern und auf Sie gemacht hat. Nun suchen Sie alle, ihn nur hübsch zu erziehen, erhalten Sie ihm seine natürliche Freiheit so lange wie möglich, und lassen Sie ihn die glücklichen Kinderjahre recht genießen, denn diese goldene Zeit erlebt man nur einmal; ja verschönern Sie seine Existenz, dann ist er glücklich und gut erzogen. Lebe wohl, theure Seele. Empfange hier den letzten Abschiedskuß auf deutschem Grund und Boden. Diese Thränen hier sind die schmerzlichsten, die je aus meinem

[1] Erhard; A. scheint ihn auf der Reise von Cannstatt nach Jena besucht zu haben.

Auge gequollen sind; möchte ich nur nie erleben, noch peinlichere Thränen zu vergießen. Die Vorsehung erhalte mir dein schönes Leben recht lange und beglücke es mit heiteren, frohen, gesunden Stunden, daß kein Kummer deine Haare krümme, kein Leiden seine Spur in deinem Wesen zurücklasse. Und hat die Gottheit ein künftiges Wiedersehen für Herzen, die einander gehören, bestimmt, o so hoffe ich dich doch wieder zu haben, dir zu zeigen, meine Liebe war innig, aufrichtig und treu.

Leipzig, den 4. November 1793.

Beim Durchlesen meines Briefes fand ich, daß ich Ihnen die Ursache meines hiesigen Aufenthalts und warum ich so lange unterwegs sein werde, nicht erwähnt habe. Ich hatte einen kleinen Schaden an meinem Fuß, den ich nicht sehr achtete; durch die Reise und durch innere Unruhe wurde es immer schlimmer, so daß ich mehrere Wochen zubringen mußte, um ihn gänzlich zu heilen. Jetzt freue ich mich, daß ich hergestellt bin, denn zu meinem Vorhaben brauche ich gesunde Füße. — Denken Sie, den Muth habe ich gefaßt, oder soll ich sagen, äußere Umstände zwangen mich zu diesem Entschluß, meine Reise bis nach Hause zu Fuß zu machen. Alle meine Sachen habe ich verkauft bis auf einige Stücke, die ich in einem Bündel auf meinen Schultern tragen werde. Der Natur sei gedankt, daß ich Kraft und Körper habe, meinem harten Schicksal Trotz zu bieten, und jetzt fühle ich erst, nichts kann mich ganz zu Boden drücken, so lange meine Seele und Körper in diesem Sinn genommen gesund sind. In diesen Stücken bin ich also glücklich! Denn in einer abscheulichen Lage wäre der Mensch, der in meiner Lage sich befände und dabei einen schwächlichen Körper, nicht Herz genug, keine Standhaftigkeit noch Kraft zu solch einem festen Entschluß hätte, das unternehmen zu können, was ich jetzt mit frohem Muth ausführen werde. Jetzt schreckt mich weder die Jahreszeit noch die größte langweiligste Reise ab, und Neujahr gedenke ich heiter und gesund zu Hause zu sein; und gelingt mir

diese Fußreise, wie viele solche große Reisen sollen alsdann noch unternommen werden, wenn mich einige Gattungen von Menschen quälen und zu sehr mich noch ihre Härte fühlen lassen wollen. Den 14. dieses Monats trete ich meine Reise an. Möge Ihr Genius mein Schutzengel unterwegs sein.

Dieser Brief ist der letzte — was später aus A. geworden ist, weiß ich nicht. Wolzogen kam nach Schwaben, oder war er schon dort?

II.

Dr. Erhard aus Nürnberg. [1]

Nürnberg, den 13. Mai 1795.

Freundin!

Das Mitgefühl, das Sie mir in Ihrem Briefe zeigen, ist für mich der wohlthätigste Trost, den ich wünschen kann, und der einzige, den ich wünsche.

Da Sie das Journal von Leipzig bekommen können, so schicke ich es Ihnen nicht. Vorrede, Abhandlungen und die Recensionen bis auf die über Göttlers Kupferstecherkunst sind von mir, das Uebrige von einem Patricier allhier, Herrn Haller, der sich aber nicht von seinem Stammbaume, sondern von der Kunst nähren will, [2] er ist ein Neffe von Herrn v. Thümmel.

Wenn ich um Sie wohnen könnte, wenn ich Schillers Unterhaltung genießen könnte, so würde ich sehr viel glücklicher sein als jetzt; daß es geschehen könne, daran verzweifle ich auch nicht.

Herbert [3] scheint mir nicht so schlecht zu stehen, als es Baggesen glaubt, denn sein Kredit ist noch ganz; aber einziehen muß er, wenn er es bleiben soll, weil er sehr durch den Krieg leidet.

Ihr

Erhard.

[1] Schiller an Körner II. 240.
[2] Der Reisende in Griechenland, der Mitentdecker der Aegineten.
[3] Schiller an Körner a. a. O.

III.

J. K. von Fichard aus Frankfurt.[1]

Frankfurt a. M., den 11. April 1820.

Ich fühle es lebhaft, daß die Trennung von Ihren Herren Söhnen Ihnen manche Leere und Sehnsucht nach den Abwesenden verursacht. Hart ist der Verlust des Gatten, härter noch durch die Pflicht, nun allein der Erziehung der Kinder vorzustehen. Die Sorgen und das Streben, Alles glücklich zum Ziele zu führen, die einer Dame, solcher Leitung zuvor unkundig, nun die besten Jahre des Lebens durchwebt, sind Erfüllung von Pflichten, deren Werth, sowie die dabei gebrachten Opfer selten von den Umlebenden gewürdigt und ihrem Werthe gemäß anerkannt werden. Belohnt der Erfolg die Mühe, so findet man es ganz natürlich, ohne der Schläge des besorgten Mutterherzens, das liebevoll der Kinder Geschick leitete, auch nur zu gedenken. Der Schimmer der Hoffnung, einst in dem Hause des Sohnes als Matrone zu leben, der aufblühenden Generation der Enkel die endliche Sorgfalt zu widmen, Trost und Beruhigung bei den täglichen Vorfällen des häuslichen Lebens in dem Zusammensein mit dem zu finden, dem

[1] Als Student unter der Leitung von Göritz in Jena 1792, Tischgenosse von Schiller (Fr. v. Wolzogen S. 231), später großer Geschichtskenner und Verfasser eines geschätzten Werks über die Geschichte und Verfassung von Frankfurt, 1811—13 Herausgeber des Frankfurter Archivs für ältere deutsche Literatur und Geschichte; auch Dichter und der Verfasser des Pilgers. Charlotte an Knebel (Briefe an einen vertrauten Freund S. 336); Knebels Brief s. unten. Er übersandte regelmäßig die Dalbergische Pension von 600 fl.

die Mutter nicht allein das Leben gab, den sie es auch führen lehrte — ward zum steten Wunsch, der in den früheren Zeiten oft erfüllt wurde, wo das beschränktere einzelne Land die Seinen erhielt und Alles mehr an den Boden der Vaterstadt gefesselt blieb. Die Vereinigung großer Ländermassen und die tägliche Versetzung der Staatsdiener hat den Familienkreis zerrissen und so manche Mutter genöthigt, den Funken des Lichts, der ihr entgegenleuchte, in den Gestirnen des Himmels zu suchen, weil sie ihn nicht in den Augen des geliebten Sohnes beobachten kann.

Euer Gnaden unterthäniger Diener

v. Fichard.

Frankfurt, den 15. Januar 1821.

Die frohen Nachrichten, welche Sie mir von dem Fortschreiten Ihres Herrn Sohnes auf der beschrittenen Laufbahn ertheilten, haben mir die größte Freude gemacht, und die Erwähnung des Antheils, welchen Ihr unsterblicher Herr Gemahl an dem Fache der Rechtsgelehrsamkeit durch Beförderung der Uebersetzung von Pitavals Rechtsfällen nahm, mich an meinen frohen Aufenthalt in Jena erinnert. Diese Uebersetzung ward von Niethammer besorgt, und ich selbst nahm Antheil an der Uebertragung des ersten Theiles.

Königstein, den 3. Juli 1822.

Ohnlängst starb ein sehr verdienstvoller und allgemein geschätzter Mann, Herr Regierungspräsident v. Mühlmann zu Wiesbaden, in seinen besten Jahren. Da er ein früherer Bekannter [1] Ihrer gnädigen Schwester war, so darf ich bitten, ihr diesen Todesfall zu melden.

[1] Der Ami I. 589. II. 92.

IV.

Bartholomäus Fischenich,[1]

geboren zu Bonn am 2. August 1768, gestorben als Staatsrath und Geheimer Ober-Revisionsrath am rheinischen Revisions- und Cassationshof zu Berlin am 4. Juli 1831.

Liebe Mutter! Auf meiner Reise hat sich nichts Merkwürdiges zugetragen, als daß ich nicht weit von Meißen einen braven Landsmann antraf, der mich bis Leipzig begleitete 2c.

Am Freitag werde ich Ihnen bis Borsdorf entgegen gehen. Schon jetzt fühle ich's sehr lebhaft, wie schwer mir die Trennung von Ihnen und Ihrem Schiller werden wird, und wie unentbehrlich mir Ihre Gesellschaft ist. Noch nie fand ich solche Lücke in mir, als seit meiner Abreise von Dresden.

Leben Sie wohl, und empfehlen Sie mich der Appellationsräthin und der Dorilis bestens, auch der Doctorin,[2] wenn sie noch nicht abgereist ist.

Ihr ergebenster

Fischenich.

Leipzig, am 5. Mai 1792.

30. Mai 1792.

Ja, liebe Mutter! wir sehen uns bald wieder, und noch recht lange wird mir das Vergnügen, in Ihrer Gesellschaft zu leben, zu Theil werden.

1 S. die schöne Schrift von Hennes, Andenken an Bartholomäus Fischenich. Stuttgart 1841, worin die Briefe Schillers und seiner Frau abgedruckt sind.
2 Hartwig.

Ich kann zwar meine Ankunft, die jedoch nach ohngefähr 14 Tagen erfolgen wird, noch nicht genau bestimmen; so viel aber ist nach Briefen aus Bonn gewiß, daß meine Gegenwart daselbst vor dem September nicht nothwendig ist. Ich bitte Sie daher, mit Stein, den ich herzlich grüße, zu überlegen, ob ich sein Zimmer bewohnen kann.

Dorchen ist vor einigen Tagen nach Dresden, und Fleischer, Göschen und Kunze am nämlichen Tage zur Hochzeit abgereist. Jene hat mir mehrmalen das Compliment gemacht, ich sei ein unbegreiflicher Mensch; dem ungeachtet hat sie mich nach Loschwitz auf einige Wochen eingeladen, wo mir Schillers Lusthaus eingeräumt werden sollte.

Mit dem innigsten Vergnügen habe ich vernommen, daß Sie und mein Freund gesund in Jena angekommen sind; wenn es möglich ist, so lassen Sie mich noch vor meiner Ankunft etwas von seinen Gesundheitsumständen erfahren. Möchte er doch endlich einmal wieder einer dauerhaften Gesundheit genießen!

Glauben Sie, meine Freundin! bei keinem kann dieser Wunsch lebhafter als bei mir sein.

(Auf der Reise) den 13. Oktober 1792.[1]

Sie werden mich schon in Bonn vermuthen und ich bin noch hier, und werde erst morgen von hier nach Mainz und gleich den folgenden Tag weiter reisen. Vielleicht, daß an meinem Bestimmungsort die Lücke, die ich empfinde, weniger schmerzlich sein wird. Ich kann mich von unserer Trennung noch kaum überzeugen, und doch bin ich schon einige 30 Meilen von den Meinigen, die ich liebe und schätze, entfernt. Wann werden wir wieder bei einem frohen Mahl schäkern? wann werde ich mit S. kantisiren, mit ihm entschlummern und aufwachen? Besser, daß ich jetzt schweige und eine Zeit abwarte, wo sich meine Empfindungen weniger durchkreuzen.

[1] Fischenich war im Sommer noch einmal in Dresden, s. oben den Brief von Dora vom 27. August. So erledigt sich Hennes Bedenken S. 20. Von Jena reiste er zu Ende September nach Bonn ab. Dora (21. Sept.) S. 7.

Leben Sie wohl, liebe Mutter, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Schwester und der ganzen Tischgesellschaft.

(Bonn) am 26. Januar 1793.

Ist es nicht zu beklagen, meine Freundin! daß sich bald nach meiner Ankunft die Kriegsfurien zwischen uns lagern und unsern Briefwechsel als den einzigen Ersatz unserer Trennung stören mußten? So zufrieden ich hier noch immer bei meinen Geschäften lebe, so ist doch eine Lücke in mir zurückgeblieben, die nichts in der Welt auszufüllen vermag, die manchmal, wenn ich an das Schicksal von Mainz denke, bis zum Uebermaß schmerzlich wird. Allein ungeachtet der kritischen Lage dieser Stadt harre ich einer bessern Zukunft, die uns gewiß mit der Zeit einander näher bringen wird. Die Politik gleicht zu sehr einem Wetterhahn, als daß man nicht berechtigt sein sollte, sogar gegen alle Wahrscheinlichkeit, was doch hier nicht der Fall ist, eine günstigere Wendung zu hoffen.

Wie leben Sie, wie geht's mit Schillers Gesundheit, ist nichts merkwürdiges in Ihrer Gegend vorgefallen? Wenn der Krieg sich nicht bald endigt, so entstehen in hiesigen Gegenden Hungersnoth und ansteckende Krankheiten. In einigen Dörfern, wo sehr viele Soldaten zusammen gedrängt liegen, sind schon mehrere Bauern an einem ansteckenden Fieber gestorben, und in Köln haben sich die Franziskaner aus ihrem Kloster geflüchtet, weil in kurzer Zeit zehn Mönche von der unter den Soldaten herrschenden Krankheit weggerafft wurden. In Köln und den umliegenden Dorfschaften wimmelt es von Kaiserlichen, und fast täglich passiren neue Divisionen. Hier in Bonn liegen nur 1600. In Koblenz haben sehr viele Bürger zwölf und mehrere Preußen in ihren Wohnungen.

Ich lege Ihnen eine Composition der Feuerfarbe bei, und wünschte Ihr Urtheil darüber zu vernehmen. Sie ist von einem hiesigen jungen Mann,[1] dessen musikalische Talente allgemein

[1] Beethoven. „Die Composition der Feuerfarbe ist sehr gut; ich verspreche mir viel von dem Künstler," schreibt Lotte am 11. Februar S. 23. „Das lateinische Lied" aber ist das Dies irae.

angerühmt werden, und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schillers Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn so viel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene. Haydn hat hieher berichtet „er würde ihm große Opern aufgeben, und bald aufhören müssen zu componiren.“ Sonst gibt er sich nicht mit solchen Kleinigkeiten wie die Beilage ist, ab, die er nur auf Ersuchen einer Dame verfertigt hat.

Ich bitte Sie Dorchen für ihr gütiges Andenken zu danken, und der Frau v. Beulwitz und Frau v. Stein mich zu empfehlen. Ich würde Dorchen von hier geschrieben haben, wenn ich nicht immer einen Brief von ihr erwartet hätte, indem Sie Ihnen kurz vor meiner Abreise bedeutete, Sie würde mir hieher schreiben, wenn sie wieder besser aufgelegt sei. Oder ist ihre Wunde noch nicht geheilt?

Das Dies irae habe ich bisher noch nicht erhalten, obgleich ich einem Organisten den Auftrag gab.

B. F.

(Ende Juli 1793).[1]

Wie oft bin ich bei Ihnen! Es ist noch immer mein einziges Vergnügen, der Vergangenheit mich zu erinnern; alle die reinen Freuden, die lehrreichen Unterredungen, das freie Leben ins Gedächtniß zurückzurufen, und einer bessern Zukunft zu harren, die uns zum wenigsten einander näher bringen wird. Mainz ist wieder in den Händen der Teutschen,[2] wahrscheinlich durch Verrätherei.[3] Die Holländer sollen die Summe dazu hergegeben haben, um ihre Waaren, die bisher in Köln liegen blieben, wieder nach Mainz schiffen zu können. Der durch die Kanonen verursachte Schaden ist nicht so beträchtlich, als er in den Zeitungen ausposaunt wird.

1 Antwort auf den Brief vom 23. Juli (Hennes S. 34).

2 Seit dem 22. Juli.

3 Von einer Bestechung des Generals d'Oyré redet auch die braunschweigische Correspondenz bei Sybel Geschichte der Revolutionszeit II. 369.

Einige fünfzig Häuser sind theils beschädigt, theils zu Grunde gerichtet. Die Clubisten sind nach Koblenz auf die Festung gebracht worden.

Ich hoffe, Ihr Aufenthalt in Heilbronn wird Ihrer und Schillers Gesundheit zuträglich sein. Vollends aber werden Sie erst in Bonn genesen.

Was macht Stein in Hamburg? [1] warum ist er nicht nach Baireuth gegangen? Wird Göritz und sein Eleve [2] nicht nach Jena zurückkommen? Reinhold thut wohl, wenn er nach Kiel geht; in einigen Gegenden Teutschlands sinkt seine Celebrität; man rügt unter andern, daß er jeden seiner Gedanken unter verschiedenen Rubriken drei= bis viermal verkauft und sich ewig wiederholt.

Wenn Sie noch eine oder andere Gegend um Jena gezeichnet haben, [3] und keine bessere Bestimmung für sie wissen, so lasse ich mich empfohlen sein.

Ihr herzlich ergebener

B. F.

Bonn, den 18. November 1793. [4]

Mit innigem Vergnügen lese ich Ihre glückliche Entbindung, und nehme auch daran den wärmsten Antheil, daß ein Sohn nichts zu wünschen übrig läßt. Hätte ich doch diese Freude noch bei Ihnen erlebt, nachdem ich Zeuge von so vielen körperlichen Leiden war. Und wann werde ich ihn sehen, meinen Bruder? Sie wünschen von mir zu hören, wie es mir gehe, und wie ich lebe. Meine Vorlesungen werden auch in diesem Jahre ebenso zahlreich besucht, und Ihnen kann ich es wohl sagen, daß meine Zuhörer mir die auffallendsten Beweise ihrer Zuneigung geben. [5] Unter ihnen sind helle Köpfe und thätige junge Männer, von

1 Er reiste am 9. oder 10. September dahin ab (I. 439). Von dem Plane, nach Baireuth zu gehen, ist sonst nichts bekannt.

2 Fichard. Vgl. II. 311.

3 Hennes S. 23.

4 Antwort auf Lottens Brief vom 7., Hennes S. 37.

5 Hennes S. 14.

denen ich besonders für die künftige juristische Generation viel erwarte. Ich überzeuge mich täglich, welchen herrlichen Wirkungskreis ein Lehrer der Moral und des Naturrechts hat, wie sehr aber auch diese Fächer auf den meisten Universitäten vernachlässigt werden. Dieß war auch die Ursache, warum ich neulich eine ansehnliche Stelle, die mir angetragen wurde, ausschlug, weil die Professur sich nicht damit verbinden ließ. Nun hat mich der Kurfürst vor einiger Zeit zum wirklichen Hof- und Regierungsrath ernannt.

Vor einigen Tagen hat mich der Herr v. Gutenhof [1] besucht; er reiste von hier nach Mainz. Es war just jemand zugegen, da er mir einen Gruß von dem Professorsclub in Jena brachte; wie, sagte dieser, ist auch ein Club in Jena? er verband gleich mit diesem Ausdruck den in Frankreich gewöhnlichen Begriff, bis ich ihm das Mißverständniß erklärte.

In diesem Jahr sind drei junge Männer von hier nach Jena gegangen, um da ihre Studien fortzusetzen. Sie werden sich, wie ich glaube, unter den dasigen Studenten an Sitten und Kenntnissen auszeichnen.

Der Papa [2] ist wieder in Mainz. Wie man sagt, will er das zerstörte Lustschloß wieder herstellen lassen. Durch dieses kostspielige Unternehmen würde er sich am Ende seiner Lebenstage vollends verächtlich machen, und unter den Flüchen seiner Unterthanen hinscheiden. Vor der Revolution hätte er eher zehn Palläste bauen können; denn nun wird die Vorstellung, daß so Viele durch seine Eitelkeit ihr Hab und Gut verloren, von neuem erwachen und mächtig wirken. Kaum ist einem Regenten ein Spiegel vorgehalten worden, in dem er sich in seiner ganzen Abscheulichkeit sehen konnte, als diesem während der Anwesenheit der Franzosen in Mainz. In mehreren Reden sind alle seine Schwachheiten und Laster aufgedeckt, und wenn nur die Hälfte wahr ist, so hatte die Maitressenregierung in Mainz nie ihres Gleichen.

[1] Coudenhoven?
[2] Der Kurfürst.

Ich grüße Schillern herzlich, und bitte ihn in meinem Namen zu umarmen. Ich war gesinnt, einige Zeilen für ihn beizulegen; allein ich ward unterbrochen, und muß nun diesen Brief auf die Post abgeben. B. F.

Am 14. April 94.[1]

Die Nachricht von Ihrem Karl erfreut mich ungemein. Daß ich ihn doch kännte, Ihren und Schillers Sohn! Aber es scheint diese Freude soll mir so bald nicht zu Theil werden. Leider sind die politischen Constellationen von der Art, daß uns vielleicht von unserm schönen Plan mit Mainz nur die Erinnerung übrig bleiben dürfte. Das teutsche Reich scheint seiner Auflösung nahe zu sein, und Mainz mit andern Provinzen das Opfer zu werden. Wenigstens bin ich davon gewiß, daß eine polnische Theilung im Plan war; ob aber, und wann die Ausführung erfolgen werde, hängt zu sehr von gewissen Umständen ab, als daß man hierüber etwas Bestimmtes angeben könnte. Daher ist es auch ganz wahrscheinlich, daß wir von den Franzosen keinen Einfall zu befürchten haben; obgleich die am Rhein zurückgelassenen Truppen seit dem Rückzug der Preußen[2] gar nicht im Stande sind, dem zahlreichen und kräftigen Feinde wirksamen Widerstand zu leisten. Gibt es nicht bald Frieden, so kann das Loos der Rheingegenden kein anderes sein, als entweder von den Republikanern erobert oder von mächtigeren Reichsfürsten verschlungen zu werden.

Das ist das Sublime in der Politik.

Noch ist, wie mir scheint, der Zeitpunkt weit entfernt, der diesem unseligen Kriege ein Ende machen wird. Die Aussichten sind für die überlegenen Franzosen zu günstig; der Krieg ist ihren inneren Angelegenheiten zu angemessen, als daß sie die Hände zum Frieden bieten werden.

So wenig Energie Oesterreich eine zeitlang bewiesen hat, so wird es dennoch nicht um Frieden betteln. Das Ministerium kann

[1] Antwort auf einen verlorenen Brief.
[2] Sybel III. 56.

noch lange durch seine Heere gefristet werden und durch diesen starken Arm, freilich nicht auf die Dauer, ersetzen, was ihm an Klugheit und Schnellkraft abgeht.

Sie fragen, was ich mache, wie ich lebe? Mein Leben dreht sich um Vorlesungen und Akten. Die ersteren sind meine angenehmste Beschäftigung; bei den letzteren bedauere ich nichts mehr, als daß sie mir keine Zeit übrig lassen, einige wissenschaftliche Pläne auszuführen. Ich bin so voll von manchem Gegenstand, möchte so gerne einige Vorurtheile in der Jurisprudenz bekämpfen, und kann nicht Hand ans Werk legen. Dieser Drang, meine Freundin, und daß so meine besten Jahre schwinden, ist ein peinliches Gefühl. Gerne wollte ich dieses Opfer bringen, wenn ich nur einen Menschen hätte, an den ich mich wie an Schiller anschließen könnte.

Just in dem Zeitpunkt, wo wir uns so ganz verstanden, wo die wichtigste menschliche Angelegenheit uns unerschöpflichen Stoff darbot, mußte ich fort, vielleicht auf immer mich losreißen. Dieses Bedürfniß ist drückender als jedes andere; die Zeit ist kein Heilmittel: denn seine Quelle ist unversiegbar; es entspringt aus der Vernunft und stürmt in der Brust, und kann und soll durch jene nicht bekämpft werden.

Ihre Nachricht, daß Schiller eine dramatische Arbeit vorhabe,[1] macht mir viel Vergnügen. Ich wünschte, daß er einmal das Ideal eines sittlichen Mannes nach kantischen Grundsätzen, den Triumph der Moralität über die Klugheit, darstellte, und diesen herrlichen Anblick durch die verschiedenen Gradationen der menschlichen Handelsweise contrastirte. Schiller könnte mich durch nichts so sehr als durch dieses Unternehmen verbinden. Ich bin von der mächtigen Wirkung überzeugt. Jeder bewahrt dieses Ideal in sich, und wird eine treffliche Nachahmung außer sich mit Innigkeit umfassen. Bei jeder Handlung wird ihm der Held als Richter vorschweben, und wie an einem Gott wird er seinen Muth aufrichten.

[1] Wallenstein. Schiller an Körner III. 167.

Ich kann Ihnen nicht beschreiben: wie jeder Unbefangene von dem Erhabenen dieser Moral hingerissen wird. Nur diejenigen werden die Kantianer als Phantasten schildern, die sich ein empirisches System zusammenflickten, und mit ihm all ihr Wissen zu verlieren fürchten. Aber sie heucheln und können den Glanz dieser Herrlichkeit nicht ertragen. Daß aber jener überraschende Eindruck bei Manchen so bald verlöscht, ist wohl sehr erklärbar; gewiß aber wäre die dramatische Darstellung ein zweckmäßiges Mittel, diese Wirkung zu verstärken und die Sinnlichkeit in ihren Schranken zu halten. Die meisten Menschen wollen ihre Ideale außer sich anschauen und anbeten; der Sinn will betasten, was die Vernunft ihm vorhält. Hier ist eine so geheime Sympathie, wie zwischen dem Auge und dem Gefühl. Einen Gegenstand, der uns reizt, verschlingen wir mit den Augen, und unwillkürlich dehnt sich unser Arm nach ihm aus. Wo diese Sinne nicht gleichzeitig geübt werden, da wird einer dem andern seine Dienste versagen. Diese Sympathie gab den Gottheiten ihr Dasein, und ohne sie würde mancher lächerliche Fetisch wenig Glück gemacht haben. Aber es ist ein Gott in uns, dem nur die Sinnlichkeit so verschiedene Formen gab, ihn in so verschiedenen Gestalten anbetet. Diese Formen sind einem ewigen Wechsel unterworfen, diese Gestalten werden untergehen; aber ewig lebt ihr Urbild, immer eins und das nämliche.

Daß ich hier von meinem Wege abgekommen bin, sehe ich wohl ein; ich wollte nur so viel sagen, lassen Sie Schillern unserm kraftlosen sinnlichen Jahrhundert, das eitle Götzen verehrt, das Ideal der Sittlichkeit personificiren. Was wollen Sie damit sagen, „ich möchte so gerne wissen, was Sie indessen gesehen haben, seit ich Ihnen geschrieben, denn ich weiß ein Geheimniß, das sich vielleicht jetzt schon entwickelt hat.“ [1] Gute Mutter, ich habe indeß viel gesehen; Sie müssen bestimmter fragen, und ich kann bestimmt antworten.

[1] Steins Besuch.

Bonn, 12. August 1794.

Wir sind hier von neuem in Furcht von den Franzosen überfallen zu werden. Kaum hat sich von unten die Gefahr nur etwas entfernt, so droht das nämliche Uebel von oben. Trier ist eingenommen,[1] die weitläuftigen Verschanzungen sind gestürmt; und unser Schicksal hängt zum Theil davon ab: ob die Franzosen diesen mit leichter Mühe errungenen Vortheil benutzen, Koblenz umgehen, und durch die Eifel an den Rhein dringen. In diesem unfruchtbaren Lande, worin sie keine Lebensmittel finden, sind zwar die Pässe sehr enge, und ein Berg liegt auf dem andern; aber wenn keine Hülfe kommt, wenn nicht überall Widerstand geleistet wird, so kann ihnen ein Durchbruch nicht mißlingen. Denn noch verhalten sich die beiderseitigen Armeen wie 10 zu 70, und die Paar Tausend Mann, die von dem koburgischen Corps auf dem Wege nach Trier sind, werden der Sache keine günstigere Wendung geben. So eben vernehme ich, daß auch von preußischer Seite Verstärkung ankommen wird. In der Eifel und den umliegenden Ortschaften wird man die Bauern bewaffnen; aber dieß dürfte unser Loos verschlimmern. Alles ist hier in ängstlicher Erwartung; Viele, besonders der Adel flüchtet von hier, worüber der dritte Stand murrt — die Geschäfte stocken zum Theil, und man hört den ganzen langen Tag nichts als von dieser Angelegenheit sprechen. Die meisten Studenten sind bereits (aus Furcht als Soldaten von den Franzosen ausgehoben zu werden) von hier gewandert, und dieß hat viele Professoren veranlaßt, ihre Vorlesungen zu endigen. Ich fahre noch immer fort, obgleich die Anzahl meiner Zuhörer in einem Collegium auf 16, in dem andern auf 12 vermindert ist. Ich kann Ihnen die allgemeine Verwirrung nicht schildern, denn man erwartet eine schlimme Behandlung. Müssen sich die Kaiserlichen von der Maas zurückziehen (heißt es), so würden diese das meiste Eigenthum mit sich fortschleppen, um dem Feinde alle nur mögliche Unterstützung zu entziehen. So fürchtet man zum wenigsten, und daher ist fast jeder

[1] Sybel III. 259.

zu Geschäften gar nicht aufgelegt. Bisher war ich entschlossen, hier zu bleiben und alles abzuwarten, aber seitdem mir von mehreren Seiten dringende Vorstellungen gemacht wurden, habe ich zu wanken angefangen. Das Bedenklichste bei der Sache ist, weil man nicht weiß, wie lange die Franzosen sich hier behaupten werden. So viel scheint mir zwar unbezweifelt, daß Holland und England alles aufopfern werden, um den Rhein wieder zu erhalten, weil ihr Handel durch diesen Verlust dahin wäre; aber eben dadurch kann der Krieg noch mehrere Jahre währen, und aus diesem Grunde muß man Anstand finden, so aufs Gerathewohl auszuwandern. Auf der andern Seite könnte ich aber auch hier als Mitglied der Regierung in unangenehme Vorfälle verwickelt werden. Mein Entschluß wird zum Theil davon abhängen, wie sich die Republikaner in den benachbarten Gegenden benehmen werden. Vor der Hand ist mir ihre Ankunft nicht wahrscheinlich; der Streich bei Trier scheint mir ein Stratagem zu seyn, um ihre Absichten auf Holland desto sicherer durchzusetzen.

Stein [1] hat mich überrascht. Ich begleitete just einen Besuch bis zur Thür; im Hause sah ich eine Gestalt, die in der Dämmerung mit einem hiesigen Studenten Aehnlichkeit hatte. Kaum aber hatte mich Stein gesehen, so rufte er mir entgegen: „ach da ist er," und ich erkannte ihn gleich an der Stimme. Ich freute mich ungemein, diese reine Seele wieder zu sehen, und hätte gewünscht, daß er sich einige Tage aufgehalten hätte. Aber er eilte von hier, hat mir jedoch versprochen, im September bei seiner Rückkunft länger zu verweilen.

Bonn, 4. Oktober 1794.

Endlich scheint unser Schicksal der Entscheidung nahe, nachdem wir zwei Jahre zwischen Furcht und Hoffnung schwankten. Die kaiserliche Armee wird sich über den Rhein zurückziehen, weil die Uebermacht der Franzosen so groß ist. [2] Diese Nacht sind schon

[1] Auf der Reise nach England.
[2] Sybel III. 277.

ein paar tausend durch Bonn gekommen. Die übrigen werden bei Köln über den Rhein gehen. - Die Franzosen verfolgen sie und werden nun bald hier eintreffen, sie sind nicht über 8 Stunden von Bonn entfernt. Ich bin entschlossen hier zu bleiben und werde, so lang als möglich ist, dem Schauspiel zusehen.

Der erste Brief nach dem Einzug der Franzosen, welchen Lotte am 24. Juli 1799 beantwortete (Hennes S. 50), hat sich nicht erhalten.

(19. März 1802 abgesandt.)

In einer Lage, wie die unsrige, ist ein Brief, wie der Ihrige, meine theuerste Freundin! ein köstliches Geschenk. Ich habe auf einige Augenblicke das tausendfache Ungemach um mich her vergessen und mich ganz dem Eindruck hingegeben, der durch jede Zeile mehr und mehr verstärkt wurde. Wenn man die Verkehrtheit der Menschen so kennen gelernt hat, wie ich, so thut es wohl, einmal wieder an gute Menschen erinnert zu werden, um nicht den Glauben an sie vollends zu verlieren.

Welchen Eindruck bei diesen Empfindungen die Frage auf mich gemacht habe? ob wir uns nicht wieder sehen würden, und welche meine Plane für die Zukunft seien? können Sie leicht denken. Wer kann jenes mehr wünschen, als ich? Ich hoffe es auch, und diese Hoffnung ist so lebhaft in mir, als wenn ich mehr Grund dazu hätte, als ich wirklich habe. Mein Plan für die Zukunft ist folgender: sollten diese Länder das Unglück haben, mit Frankreich vereinigt zu werden — wozu aber jetzt kein Anschein mehr ist, es müßten denn ganz unerwartete Ereignisse eintreten [1] —, so würde ich diese Rheinseite verlassen und auswärtige Dienste suchen. Meine Abneigung gegen die entartete bis auf den Grund verdorbene Nation ist zur Leidenschaft geworden, und die ganz verkehrten

[1] „Dieser Brief wurde im März 1800 geschrieben. Seitdem sind leider diese Ereignisse zum großen Unglück für diese Länder und zu Deutschlands unauslöschlicher Schande eingetreten. Doch läßt sich noch nicht mit Gewißheit behaupten, daß sie französisch bleiben; schwerlich aber treten sie in ihre vorige Verfassung zurück.“

Grundsätze, die zur Tagesordnung geworden sind, streiten so sehr mit meiner Denkart, daß ich bei jedem Schritt in Collision gerathen muß. Dieß hat sich, als die Landesregierung durch den General Hoche wieder hergestellt war, offenbart. Daher ward ich endlich auch, besonders weil ich mich dem ungereimten Projekt einer Cisrhenanischen Republik widersetzte, mit Gewalt daraus verdrängt. Man hat mir zwar seitdem, was sonderbar genug ist, mehrere Stellen angeboten, und ich bin, was noch sonderbarer ist, von solchen, deren Denk- und Handelsweise mit der meinigen wenig übereinstimmt, in Vorschlag gebracht worden; ich habe aber keine angenommen, und bin auch noch entschlossen, außer wenn die Universität auf irgend eine Art wieder hergestellt wird, keine anzunehmen. Damals hatte ich mir fest vorgenommen, meinen Posten bis aufs äußerste zu behaupten; unsere Lage erforderte dieß, und ich konnte immer noch viel Böses verhindern, und selbst einiges Gutes wirken. Was ich aber dabei ausgestanden habe, hat kein Mensch erfahren, obgleich viele es zu wissen glauben. Unter hundert Beispielen will ich nur ein einziges anführen. Diejenigen, von denen ich ganz zuverlässig wußte, daß sie an meinem Untergange arbeiteten, nahmen in meiner Gegenwart die Maske der innigsten Freundschaft an. Ich mußte zum Besten meiner Mitbürger ihre geheuchelten Umarmungen ertragen, und obgleich ich sie nicht erwiederte, dennoch, da wir täglich in Geschäften versammelt waren, ein Betragen beobachten, das mir nicht ans Herz ging. Daß der General Hoche mir und einigen andern Regierungsräthen einmal drohte, uns nach Paris in die Abbaye führen zu lassen, und sich wirklich nach dem Stadtcommandanten, der aber just aus dem Zimmer gegangen war, umsah, um ihm den Befehl zu ertheilen, rechne ich unter die geringfügigen Vorfälle, die mich wenig rührten. Ich habe mich auch so gleichgültig dabei benommen, daß der hochmüthige Soldat, der wahrscheinlich nur die Absicht hatte, uns zu schrecken, sich nicht wenig geärgert haben mag, als er so ganz seinen Zweck verfehlte. Ich werde nie den Ton affektirter Größe

vergessen, womit er uns fragte: „qui commande le pays?“ Die Geschichte ausführlich zu erzählen, würde zu viel Raum einnehmen; sie ist aber ein Beweis, welche Mittel der Franzose sich erlaubt, wenn es darauf ankommt, seine Rache zu befriedigen. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich bei diesen Gegenständen länger verweilen wollte; ich kehre also wieder zu meinem Plan für die Zukunft zurück.

Auf den Fall, daß diese Länder, geschähe es auch unter einigen Modifikationen, in ihre alte Verfassung zurücktreten, bleibe ich in meinem Vaterlande, und dann würde ich Sie höchstens nur auf eine kurze Zeit besuchen können. Doch wäre es möglich, daß mich ein glücklicher Stern Ihnen auf einige Zeit näher brächte. Ich hege nämlich seit mehreren Jahren im Stillen einen Plan, wodurch dieses bewirkt werden könnte. Es ist freilich noch zweifelhaft, ob die Bedingung je eintreten werde, unter der die Ausführung desselben möglich ist. Tritt sie aber ein, so werde ich nichts unversucht lassen, den Plan selbst auszuführen, und ich habe gegründete Hoffnung dazu.

Sie fragen mich: ob ich noch nicht Schriftsteller sei? Nein, meine Freundin! noch nicht. Wäre ich's, so würde ich Sie und Schiller gewiß davon benachrichtigt haben. Ich glaube, daß man im Wissenschaftlichen noch immer frühe genug vor dem Publikum auftritt. Es wäre aber vielleicht schon geschehen, wenn ich nur Zeit gehabt hätte, ein und anderes, was zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt ist, zu vollenden. Haben wir das Glück, in unsere vorige Verfassung zurückzukommen, so bin ich gesinnt (wahrscheinlich lachen Sie und Schiller bei diesem Wort, wenn Sie sich nur noch an den Katzentisch erinnern), meine Stelle bei der Regierung niederzulegen und mich ganz den Wissenschaften zu widmen.

Wenn es Sie jedoch interessiren kann, ein paar Worte von mir gedruckt zu lesen, so kann ich Ihnen wohl dazu verhelfen. In Posselts Europäischen Annalen vom Jahr 1797 achten Stück finden Sie einen Aufsatz über Pitt und über Englands

gegenwärtigen Finanzzustand. Es ist ein Auszug aus einem Brief an einen deutschen Staatsmann, der durch besondere Umstände in jenes Journal gekommen ist.

Bonn, 5. November 1804.

Ich habe vernommen, daß Schiller krank sei; ich bin so frei Sie, meine theuerste Freundin! zu bitten, mich hierüber zu beruhigen; oder wenn er vielleicht krank war, mir seine Genesung zu melden. Sollte er aber noch nicht hergestellt sein, und also Ihrer Pflege bedürfen, so will ich lieber länger in dieser peinlichen Ungewißheit bleiben, als daß Sie ihm auch nur eine Viertelstunde Ihre pflegende Hand entziehen sollten. Nur dann, wenn dieß ohne die geringste Gefahr geschehen kann, bitte ich um einige Nachricht.

Daß ich bisher keine Nachricht erhielt, daran bin ich einzig Schuld; wenn Sie aber meine Verhältnisse kännten, so würden Sie mich wenigstens entschuldigen. Ich will Sie jetzt nicht damit aufhalten und Ihnen nur sagen, daß ich seit ungefähr zwei Jahren ein neues Amt bekleide, welches sehr unruhig ist, und mir wenig Zeit übrig läßt. Ich habe es angenommen, weil ich voraussah, daß die hiesige Schule bald eingehen würde, wie sie denn wirklich vor einem Monat aufgehört hat. Zu meiner großen Qual muß ich die Stunden, die ich den Wissenschaften widme, wovon ich nun einmal nicht ablassen kann, gleichsam stehlen. Es ist mir aber unmöglich, auf die Dauer in diesem Zustande zu leben; mich auch davon loszureißen, was noch einigermaßen mein Dasein aufrecht hält, dieß würde endlich meine Kräfte aufzehren. Doch ich will nicht klagen, ich weiß, daß Sie, meine liebe gute Mutter, und mein Freund an allem, was mich betrifft, Antheil nehmen. Für jetzt hab' ich keine dringendere Angelegenheit als von Schillers Gesundheit unterrichtet zu sein.

Bonn, 19. December 1804.

Meine theuerste liebste Mutter! Nichts gleicht der Freude, die Ihre Briefe [1] mir gemacht haben. Die frohen Nachrichten, die sie

[1] Vom 8. Nov. Hennes S. 66.

enthalten, die angenehmen Rückerinnerungen, die sie herbeiführten, die tröstlicheren Aussichten, welche die Freundschaft mir öffnete, und daß mir diese überhaupt mit dem herzlichsten Wohlwollen entgegenkam, alles dies wirkte mit solcher Macht auf mich, daß ich wieder einmal des Lebens recht froh ward. So sehr die Nachricht von Schillers Krankheit (sie kam von Fr. Schlegel, der sich jetzt in Köln aufhält, derselbe, den wir in Dresden kennen lernten) mich beunruhigt hatte, so sehr wurde ich für diese Unruhe belohnt, indem dieser unglückliche Zufall uns, wenn möglich, noch enger und inniger verbunden hat. Bei dieser Nachricht empfand ich erst recht lebhaft, wie sehr ich Ihnen angehöre, wie groß meine Schuld sei, daß ich so lange geschwiegen hatte. Einen reumüthigeren Sünder aber hat es wohl nie gegeben, und wenn Sie in diesem Augenblick in meinem Herzen gelesen hätten (wahrscheinlich haben Sie es), so konnten Sie mir nicht unhold werden. Aber Sie sind mir mit großmüthiger Liebe entgegen gekommen; wo ich wirklich einen liebevollen Verweis verdient hätte, räumen Sie mir sogar ein Verdienst ein. Dieser Zug, dessen nur eine ganz für Freundschaft und Liebe gestimmte Seele fähig ist, hat mich tief gerührt, und ich sehe seitdem die gänzliche Verwirrung der menschlichen Angelegenheiten mit etwas heitererem Sinne an.

Diese Verwirrung, meine Freundin, unter der insbesondere mein unglückliches Vaterland und meine tief gebeugte Vaterstadt erliegt, ist es, die mich oft mit Wehmuth erfüllt. Daß ich hier nicht zu helfen vermag, daß so viele Versuche vergeblich sind, daß ich mich aus gewissen Ursachen einem Wirkungskreis entziehen muß, wozu ich mehr Beruf zu haben glaube: dieß und noch manches andere nagt an meiner besten Lebenskraft, so sehr ich kämpfe und widerstrebe, so sehr es mir gelungen ist, so viel Heiterkeit beizubehalten, als in dieser Lage wohl möglich ist.

Sie sagen, theuerste Freundin, Sie fühlten, daß mir nicht wohl sei, nicht wohl sein könne. Sie müßten mich wenig kennen, wenn Sie dieß nicht tief fühlten; ich verdiente nicht Ihr Freund

zu sein, wenn es anders wäre. Aber wie sehr muß ich Ihre Freundschaft verehren, gütige Mutter! Daß Sie sogar mit Schiller auf Mittel sinnen, mich aus diesem Zustande zu befreien, und mein Schicksal zu verbessern. Nehmen Sie meinen innigsten Dank für diese Ihre liebevolle Theilnahme, und erlauben Sie mir Ihnen und Schiller meine Gedanken mitzutheilen.

Eine Anstellung bei D.[1] würde ich in mancher Rücksicht vorziehen. Es sollte mir auch nicht schwer werden, einen Geschäftsmann ausfindig zu machen, der sich für mich interessiren würde, und ich fürchte hier weiter nichts, als daß seine Theilnahme ihn zu weit führen könnte. Da aber eine Lehrstelle, besonders in den jetzigen Zeiten, den meisten Reiz für mich hat, so wäre die Frage: ob es hierzu auf der Schule zu Aschaffenburg keine Gelegenheit gäbe? Ihr Freund würde mich alsdann näher kennen und sich überzeugen, ob ich ihm sonst noch Dienste leisten könnte.

Beiläufig muß ich Sie benachrichtigen, daß mir im vorigen Jahr ein Antrag von Salzburg gemacht worden, als die dortige Universität aufs neue organisirt wurde. Dieser Antrag war zwar noch nicht offiziell, aber doch bestimmt genug, so daß ich gefragt wurde, wie ich angestellt zu werden wünschte. Ich war nicht ungeneigt, diesen Vorschlag je nach den Bedingungen anzunehmen, als mir ein Freund, der den Geist der dortigen Regierung kennt, und der auch mir durch öffentliche Nachrichten verdächtig geworden war, davon abrieth.

Es fällt mir aber noch ein anderer Plan ein, der sich von vielen Seiten empfiehlt. Mit der Zeit und vielleicht bald wird das Schifffahrtsoctroi auf dem Rheine eingeführt werden. Dieses ist bekanntlich dem F. P. zur Entschädigung angewiesen worden, und er hat alle Stellen bei diesem Verwaltungszweig auf dem rechten Rheinufer zu vergeben. Diese Stellen sind ziemlich einträglich, und da die Geschäfte gar nicht häufig sind, und einen Theil des Jahrs

[1] Dem Fürsten Primas. Lotte wünschte, daß F. nach Regensburg reiste.

mit der Schifffahrt ganz ruhen, so könnte ich der Wissenschaft leben, und doch in mancher Rücksicht nützlich wirken.

Ich bitte Sie, liebste Mutter, dieß mit Schiller zu überlegen. Es würde hier keiner besonderen Empfehlung eines Geschäftsmannes bedürfen, da das Geschäft keine besondere Geschicklichkeit voraussetzt. Doch haben Sie sich darüber nur zu erklären. Lieber wäre es mir freilich, wenn das Geheimniß unter uns bleiben könnte; denn auf den Fall, daß das ganze Projekt scheiterte, wäre es mir nicht angenehm, wenn andere Notiz davon hätten.

In jedem Fall halte ich eine Reise zu Ihrem Freunde für zweckmäßig, und ich bin fest entschlossen, diesen Rath zu befolgen. Nur wünschte ich zu gleicher Zeit mit Ihnen und Schiller in R. oder A. zu seyn. Wäre es nicht möglich, daß Sie Ihre Reise bis zum Sommer aufschöben? So ganz bald kann ich aus folgendem Grunde nicht reisen. Alle Präsidenten der Wahlversammlungen, unter deren Zahl ich auch gehöre, sind zur Krönung des Kaisers eingeladen worden. Ich habe mich entschuldigt, und es könnte mir daher sehr übel gedeutet werden, wenn ich in den ersten Monaten eine Reise unternähme, wofür ich die Erlaubniß in Paris nachsuchen muß. Denken Sie mit Schiller über die Sache nach, liebe Freundin! ich werde von meiner Seite das Unmögliche möglich zu machen suchen. Endlich, endlich soll mir doch wieder die Freude werden, Sie und Schiller zu sehen, nach so langer Trennung, nach so vielem Ungemach, das ich gelitten habe, Sie wieder zu sehen. Bei Ihnen, meine unvergeßlichen Freunde, will ich mein Herz ergießen, ich bin gewiß, daß ich leichter zurückkehren werde. Hätte auch diese Reise keine andere Folge als Sie gesehen zu haben, so wäre ich reichlich belohnt; sie würde mir ewig theuer bleiben. Ich werde sie als die Jubelfeier meines Aufenthalts in Jena betrachten. Jedem Menschen ist seine Bildungsgeschichte theuer, und es giebt gewisse Epochen in dem Laufe seines Lebens, die besonders merkwürdig für ihn sind. Eine solche Epoche in meinem Leben ist die Zeit, die ich in Ihrem der Freundschaft und den Musen gewidmeten

Hause zugebracht habe. Eine neue gleich merkwürdige Epoche, wieder durch Sie herbeigeführt, würde für mich beginnen, wenn unser Plan ausgeführt werden könnte. Und wem wollte ich lieber ein besseres und freieres Dasein zu danken haben, als Ihnen, meine Freundin, und Schillern?

Es ist nur die Frage: ob Schiller es dienlich findet, jetzt gleich an D. zu schreiben.

Wenn ich Ihnen sage, daß ich es bei meinem jetzigen Amte nur mit armen Sündern, nur mit Untersuchung und Verfolgung der Verbrecher zu thun habe, so werden Sie mich vielleicht beklagen. Und doch hab' ich dieses Amt manchem andern, das ich wohl hätte erhalten können, aus gewissen Ursachen vorgezogen. Ich bin nämlich eine Art von Fiscal (magistrat de sûreté) für den Bezirk von Bonn, der eine Bevölkerung von ungefähr 80,000 Seelen enthält. Nach dieser Volksmenge können Sie ungefähr urtheilen, daß ich mit Einem Sekretär eben nicht feiern darf; und da eine solche Umwälzung, wie diese Länder erfahren haben, und der Krieg immer Verbrechen nach sich ziehen, so ist leicht zu denken, daß der peinlichen Fälle nicht wenig vorkommen.

An Steins Glück nehme ich wahren Antheil, sein reiner ruhiger Sinn hat mich immer interessirt. Ich denke mir ihn oft zu Pferd, als er, Schiller, Göritz und ich einen Ritt auf einem verbotenen Weg gemacht hatten, und wir von den Feldhütern angehalten wurden. Alles war in Bewegung, Reiter und Pferde, Argulaffer donnerte den Schützen entgegen; nur Stein blieb ruhig und unbewegt.

Die Fortschritte der muntern Knaben und die gute Gemüthsart, die sie und die beredsame Karoline äußern, machen mir viel Vergnügen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sie einst zu sehen. Der Himmel lasse auch die kleine Emilie gedeihen, dieses theure Pfand, mit dem auch Sie wieder zu neuem Leben erwachten. Mutter! wie hat mich die Stelle Ihres Briefs ergriffen, wo Sie sagen, Sie hätten gefürchtet mir zum letztenmal zu schreiben. Wie

groß war die Gefahr, in der ich schwebte, und wie muß ich dem Himmel danken, daß sie glücklich vorüber ist. Leben Sie wohl, theuerste Freundin, lange wohl und glücklich, ich umarme Schillern und die lieben Kinder. Ihrer Frau Mutter und Ihrer ganzen Familie wollen Sie mich empfehlen.

Fischenich.

Wie doch unsere Entwürfe unter unsern Händen schwinden! Noch ehe ich diesen Brief abschicke, wirft der Kölnische Beobachter mein ganzes Kartenhaus über Haufen. Nach dem was ich in dieser und in andern Zeitungen über die bevorstehende Einrichtung der Rheinzölle lese, kann aus meinem Projekt nichts werden. Die Zahl der Zollstellen wird vermindert, so daß mehrere Beamten mit Pension in Ruhe versetzt werden. Außerdem fallen die Gehälter sehr gering aus.

Bonn, 10. Mai 1805.

Bei dem noch frischen Schmerz über den Verlust meiner Schwester [1] kamen mir Ihre beiden Briefe, [2] liebe Mutter, besonders erwünscht. Der erste hat mich sogar in eine heitere Stimmung versetzt, und ich kann noch zur Zeit nicht an die heftige Stelle über das literärische Gesindel [3] denken, ohne daß mich ein Lächeln anwandelt. Die Ursache ist der Contrast, worin mir immer Ihr Gesicht zu dieser Philippika erscheint; denn bei aller Anstrengung kann ich auch nicht einen Zug herausbringen, der dahin passen will. Hieraus folgt denn, daß Sie diese Stelle nicht aussprechen können; denn zu allem, was man von der Art sagt, muß man ein Gesicht machen, und solch ein Gesicht findet sich durchaus nicht in Ihrem Gesicht.

Sie sehen, liebe Mutter! wie Ihr Bild in meiner Seele lebt, das Ganze und alle einzelne Züge sind mir nicht nur klar und deutlich gegenwärtig; ich weiß auch, welches etwas mehr bedeutet,

[1] Verehelichten Heuser, die mit F. bei dem Onkel Löltgen wohnte.

[2] Vom 1. und 14. März. Hennes S. 82 und 95.

[3] Ueber Fr. Schlegel, „den Frager," S. 93.

und auf eine höhere Beziehung hinweist, wie Sie nicht aussehen und nicht aussehen können.

Uebrigens stimme ich Ihrem Urtheil über die gelehrten Renommisten ganz bei. Diese Menschen, von denen ich außer dem Frager keinen persönlich kenne, die mir aber aus ihren Schriften bekannt sind, haben mich lange mit tiefer Verachtung erfüllt; es sei denn, daß ich die meisten mehr bemitleide. Sie verfolgen jeden, der nicht von ihrer Zunft ist, mit vergifteten Waffen, und suchen gleich den Kopf oder den Charakter ihrer Gegner, je nachdem sie das eine oder andere für wirksamer halten, in schlimmen Ruf zu bringen. Verstand lassen sie ihnen wohl, weil sie selbst darauf keinen Anspruch machen; aber sie sind im ausschließenden Besitz der Genialität, die oft nichts als Wahnwitz ist. Diejenigen, die sich zu ihnen gesellen und in ihre Albernheiten einstimmen, werden dafür mit großen Lobeserhebungen belohnt, heimlich aber halten sie sie für kleine abhängige Geister. Sobald sie es aber wagen, nur eine Silbe von dem Symbol ihrer Meister abzuweichen, werden sie in den Staub getreten. Die despotische Demagogie, wonach sie streben, und der sich jeder freie Kopf widersetzen sollte, hat in ihrer Tendenz sehr viel Aehnlichkeit mit dem Despotismus der französischen Demagogen in jener excentrischen Periode der Revolution. Und was sind denn ihre Philosopheme und Dichtungen? Entkleidet man sie von ihrer mystischen Hülle, nimmt man ihnen den Theaterprunk, womit sie sich umgeben, so erscheinen sie in großer Dürftigkeit. Es ist stolze üppige Armuth, die durch den Schimmer des Witzes der Ironie und absichtlicher Paradoxen dem gelehrten Pöbel imponirt, oder wenn man es ja Reichthum nennen will, so ist es ein sehr zweideutiger, oft armseliger Reichthum, dem es gänzlich an der unzerstörbaren Solidität und Klarheit eines gebildeten Geistes, eines mit sich selbst einigen harmonischen Gemüthes fehlt. Nichts aber ist widerlicher als daß einige sogar Wahnwitz affektiren (der ihnen denn endlich auch zu Theil wird), und die abgeschmackte Rolle literärischer Sonderlinge spielen, ohne es zu sein: daß sie

mit ihrer Unbescheidenheit, mit ihrer Inurbanität und man kann wohl sagen, Impotenz prahlen, und uns zumuthen, von allem dem auf Kraft und Energie zu schließen.

Um einen Beweis von ihrer Taktik zu geben, erinnere ich nur daran, daß sie den stillen bescheidenen Glanz ächten gediegenen Goldes an Andern nicht ertragen können, und jenes schimmernde Nichts der Realität, worin ihr ganzes Verdienst besteht, verdienten Männern vorwerfen. Was einer von ihnen im Athenäum von Herder sagt, paßt ganz auf ihn (den Recensenten) und andere seiner Zunftgenossen.

Nichts zeigt mir diese literärische Sansculotten (Sie wollen diesen Ausdruck verzeihen) mehr in ihrer wahren Gestalt, als die Ehrfurcht, mit der sie unaufhörlich von Goethe sprechen. Wie ist es möglich, daß sie, die an die rohesten Produkte, wenn sie nur eine ergiebige, obgleich regellose Phantasie verrathen, so viel Lob verschwenden, gegen diesen Dichter wahre Verehrung hegen können, in dessen Werken wir jene reizende Einfalt, jene edle Simplicität und hohe Ruhe bewundern, wogegen die beliebte Manier eben so sehr absticht, als das Manierirte und Moreske phantastischer Maler von Raphaels idealischen Kunstgebilden. Wenn diese Verehrung nicht geheuchelt ist, so steht man mit sich selbst und seinen Produkten in dem ungereimtesten Widerspruch.

Jean Paul hat in seiner Vorschule der Aesthetik über die Tollheit dieser Kraftmänner, über ihren Stolz, ihre Grobheit u. s. w. manches treffende Wort gesagt, aber — indem er die Geißel hoch aufhebt und schwingt, läßt er sie oft sehr sanft niedersinken, und seine Streiche gleichen hin und wieder buhlerischen Neckereien, die beiden Theilen wohl thun. Dieser reiche aber verschwenderische Mensch (wie ihm die Xenien mit großer Schonung verwiesen haben) würde hin und wieder weniger hart getadelt haben, hin und wieder weniger freigebig mit seinem Lobe gewesen sein, wenn er nicht mitunter dem herrschenden Geiste, der wahrlich kein guter ist, huldigte, wenn er es über sich vermocht hätte, zuweilen einen witzigen

Gedanken, ein glänzendes Bild, ein kühnes Gleichniß der strengen aber nicht unbilligen Wahrheit zum Opfer zu bringen. Daher ist auch sein Lob oft eben so zweideutig als sein Tadel.

Ich habe mich bei dem Gesindel länger aufgehalten, als es anfangs meine Absicht war; ich muß daher die Antwort auf einen wichtigen Punkt, den Sie in Ihrem Brief berühren, bis nächstens verschieben. Nur so viel kann ich Ihnen jetzt sagen, daß ich noch nicht gefunden, aber auch noch nicht gesucht habe.[1]

Noch muß ich Schiller, was ich schon längst hätte thun sollen, für den reinen hohen Genuß danken, den die feindlichen Brüder mir gewährt haben und noch immer gewähren. Wenn dieses ächte Kunstwerk recht gewürdigt wird, so muß mit ihm eine neue Epoche für die Bühne beginnen.

Wie sehr freut mich, daß Ihre Caroline wieder wohl ist, und daß sie alle gesund sind.[2]

Fischenich.

Der Frager war noch nicht in Bonn, er hat sich aber gleich anfangs meiner erinnert, und mich mit einem Besuch bedroht. Sollte er hieher kommen, so dürfen Sie nicht fürchten, daß ich mich mit ihm einlassen werde. Leben Sie recht wohl.

Bonn, 30. Mai 1805.

Was soll ich Ihnen sagen, liebe theure Mutter, welchen Trost kann ich Ihnen bieten? Ihr Schmerz ist gerecht, und ich bin weit entfernt durch leere Tröstungen das Uebel nur noch empfindlicher zu machen. Auch für mich ist der Verlust dieses theuersten Freundes, dieses edlen herrlichen Menschen unersetzlich; aber wenn ich an Sie denke, meine Freundin, so hab' ich Muth diesen Schlag des Schicksals zu ertragen: so sehr ich dabei in zwiefacher Rücksicht leide. Doch so gerecht Ihr Schmerz ist, so dürfen Sie sich ihm nicht ganz überlassen; ich bitte Sie an Ihre theure Gesundheit, an Ihre Kinder zu denken, welchen die Erhaltung ihrer Mutter nun um so

1 Also scheint Hennes Vermuthung irrig zu sein.

2 Schiller war todt.

nothwendiger ist. Ich bin gewiß, daß dieser Gedanke Ihnen Muth und Kraft verleihen wird. Eine gute edle Mutter vermag mehr zu dulden und zu ertragen, als viele Männer glauben; so tief und innig sie empfindet, so wenig gelingt es dem Schmerz sie zu überwältigen, und es scheint als wenn auch er der sanften Macht des Weibes nicht widerstehen könnte.

15. Juni.

Diese wenigen Zeilen hatte ich auf die erste traurige Nachricht zu Papier gebracht; ich konnte sie aber nicht vollenden; es war mir, als wenn ich den theuren Freund noch beim Leben erhalten könnte, so lange ich ihn nicht als wirklich verloren bei Ihnen beklagte. Bloß bei Ihnen anzufragen, dazu war die Nachricht zu bestimmt. Und so war ich mit mir in beständigem Kampf und in offenbarem Widerspruch. Ich hatte eigentlich keinen Zweifel und hoffte doch noch, ich täuschte mich mit Bewußtsein, und doch war es diese Täuschung, die mir die erste schreckliche Botschaft ertragen half. Jetzt erst seh' ich es ein, wie leicht der Mensch, selbst bei klarer heller Einsicht dazu kommen kann, zu abergläubischen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, wenn er etwas sehr fürchtet, aber mit Sehnsucht wünscht. Aber nun ist der letzte nichtige Schimmer von Hoffnung verschwunden, und keine Täuschung mehr möglich. Wo werde ich einen ähnlichen Freund finden? hätte ich ihn doch nur noch einmal gesehen! Dieses Jahr ist für mich ein schreckliches.

Verzeihen Sie, liebe Mutter, daß ich Ihren Schmerz erneuere, daß ich klage, indem ich Sie trösten sollte. Aber Ihr Brief vom 4. d. M.[1] hat mich überzeugt, daß Sie das Unabänderliche mit Ergebung zu dulden sich bestreben. Ich wußte es wohl, daß der Gedanke an Ihre Kinder viel vermögen würde.

Bonn, 9. Juli 1805.[2]

Hielten mich nicht gebieterische Verhältnisse, so wäre mein beklommenes Herz vielleicht in diesem Augenblick, da Sie diese Zeilen

[1] Hennes S. 106.

[2] Nach Brückenau, wohin Frau v. Schiller zu kommen aufgefordert hatte.

lesen, schon um vieles erleichtert. Daß dieß nicht sein kann, ist ein großes Opfer, welches ich nebst so vielen anderen einem unausweichlichen Verhängniß bringen muß. Ich lebte sonst nur in der Wissenschaft und durch sie; sie war es, die mein schwaches Leben fristete; aber ich fühl' es, daß mit dieser kräftigen Stütze endlich meine Lebenskräfte schwinden werden. Ich entbehre dieses mächtigen Princips, seitdem ich meinen liebsten Wirkungskreis verlassen mußte, seitdem ich einer höheren Geistesbeschäftigung gleichsam nur diebischer Weise einige kärgliche Augenblicke widmen kann. Wenn ich Ihnen sage, daß ich darin ziemlich glücklich bin, jeder Beschäftigung eine schöne Seite abzugewinnen, und sie mit dem höchsten und edelsten der Menschheit in Beziehung zu stellen, und daß ich dennoch des Lebens nicht froh werde, so werden Sie sich von meiner Existenz einen Begriff machen können. Glauben Sie aber nicht, meine Freundin, daß ich verzage, ich werde, wie bisher geschehen, redlich kämpfen.

29. November 1805.[1]

Es ist ganz in der Ordnung, wenn Sie sich freuen, daß Gall kein besonderes Organ der Dichtkunst ausfindig gemacht habe; aber er nimmt ein Organ der Phantasie an, welches allen guten Dichtern eigen sein soll. Was mich hierbei am meisten anzieht, ist, daß es sich über der Stirne, gleichsam über alle andere Organe thronend, erhebt, und zwischen dem Organ der Gutmüthigkeit, und jenem der Theosophie in der Mitte, doch diesem näher, das Menschliche mit dem Göttlichen vermittelt. Aber darin kann ich ihm nicht beistimmen, daß er so viel auf körperliche Züchtigung hält. Wer dieser Meinung ist, kann der Menschheit nichts Gutes und nichts Großes zutrauen, und stürzt sie immer tiefer in den Schlamm der Thierheit, aus dem sie sich endlich jeder höheren Kraft beraubt, nie erheben wird. Körperliche Züchtigung ist, selbst beim Thier, das äußerste, und dabei ein höchst gefährliches Mittel. Es ist, als

1 Antwort auf den Brief vom 21. August. Hennes S. 117.

wenn auch sie das schimpfliche der Schläge mehr als den körperlichen Schmerz empfänden. Nur der Hund (bei dem doch das Organ des Muths, aber schwerlich das Organ des Stolzes häufig angetroffen wird) leckt die Peitsche, die ihn mißhandelt. Aber auch der Chinese küßt die Ruthe, die ihn züchtigt; diese chinesische oder Hundesdemuth möchte aber wohl der Menschheit nicht frommen. Wenn Galls oder seiner Schüler Beobachtungen gegründet sind, so findet man die Stelle, wo das Organ des Stolzes seinen Sitz hat, jetzt nur bei wenigen Menschen vertieft. Es wäre zu wünschen, daß wenigstens der Schluß, den man aus dieser Beobachtung ziehen könnte, als Thatsache sich bewährte, und daß man der erlaubten Schätzung eigener Kräfte nur eine bescheidene Richtung gäbe.

Sie haben vor Kurzem einen hohen Gast [1] in Weimar gehabt, ich bitte Sie mir etwas über ihn in Ihrem nächsten Brief zu sagen. Sollte sich einmal eine schickliche Gelegenheit darbieten, so wollen Sie der regierenden Herzogin meine Verehrung bezeugen. Das Bild dieser Fürstin ist mir, wie wenig andere, geblieben. Sie erscheint mir immer in hoher freundlicher Ruhe, und ich kann sie mir nicht anders als gut und gütig denken.

Mit besonderer Freude hab' ich in einigen Zeitungen gelesen, daß man das Andenken Schillers durch ein Denkmal ehren will. Dieses Monument würde dem Teutschen Ehre machen, der vor lauter Weltbürgersinn seine großen Männer sehr vernachlässigt.

Ich muß schließen, liebe Freundin! Raum und Zeit, obgleich unsere Freundschaft davon unabhängig ist, gebieten es. Ich habe jetzt wieder eine recht heitere Stunde gehabt; und wenn es wahr ist, daß jedes Lächeln, wie Sterne sagt, das Leben um eine Spanne verlängert, so danke ich Ihnen, meine unvergeßliche Freundin, schon Jahre. Ich bin überhaupt so heiter, als es unter gewissen gegebenen Umständen nur möglich ist. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen sogar sagen, daß ich mitunter viel Ursache habe, zufrieden zu sein. Leben Sie wohl.

[1] Kaiser Alexander.

1. Jänner 1806.

Noch denke ich des schönen Abends, da ich Sie und ihn (ach daß ich immer Ihre Wunden erneuern muß) zum erstenmal sah, da mein Herz sich sogleich auf immer bestimmte, und es klar und deutlich in mir sprach, daß auch Sie Vertrauen zu mir gefaßt hätten. Ich hatte schon viele Menschen gesehen; aber nie hatte ich dieß sichere Gefühl des Vertrauens, nie hatte ich mich so im ersten Augenblick veräußert, weil ich nie so gewiß war, den reichsten Ersatz dafür zu finden.

Am 14. Jänner.

Es hat mir viel Freude gemacht, daß die Herzogin sich meiner so huldreich erinnert hat. Gedenken Sie zuweilen meiner bei dieser verehrungswürdigen Fürstin; ihr holdes ruhiges Bild wird stets in meinem Andenken leben. Ich denke mir Sie beide oft in Gesellschaft in einem engeren ausgesuchten Cirkel; es ist ein schönes Bild, das ich mir entwerfe, und ich verweile gerne dabei.

Was muß jener schöne Mensch,[1] der Sie so begeistert hat (denn schön ist er sowie sie ihn beschreiben, nach den strengsten Grundsätzen der Aesthetik) vor kurzem nicht gelitten haben! Nie ist wohl jemand mit diesem ungeheuren Schmerz in der Brust nach Hause gekehrt. Möchte es nur um seine Stirne heiter bleiben! Es ist traurig, daß die Welt so sehr nach dem Erfolg urtheilt, und den feurigen Willen so wenig in Anschlag bringt. Dieses ungerechte Urtheil hat manchen großen Plan vereitelt. Mutter, liebe Mutter, das Herz blutet mir, wenn ich um mich schaue, wenn ich vor- oder rückwärts blicke. Die Welt schwankt über ihren Angeln. Wann wird das Gleichgewicht und die unscheinbare Ordnung hergestellt werden?

Bonn, 8. Mai 1807.

Ihr Plan ist schön; aber nach Heidelberg zu reisen und mich dort einige Zeit aufzuhalten, darauf muß ich leider! Verzicht leisten.

[1] Kaiser Alexander.

Eher wäre es möglich Sie in Frankfurt auf einige Tage zu besuchen. Es würde gewiß großes Interesse für mich haben, den Uebersetzer des Homer, den Sänger der Luise, diesen bei weitem nicht genug verehrten Dichter und seine Familie kennen zu lernen. Die persönliche Bekanntschaft dieses teutschen Griechen müßte ich eigentlich noch machen; denn außer ihm kenne ich die größten Dichter unserer Zeit und vieler anderer Zeiten. Auch den Professor Thibaut kenne ich aus seinen Schriften; er ist mir werther, als viele andere unserer Zunftgenossen; ich habe daher auch eine vertrautere Bekanntschaft mit ihm gemacht.

Den Tod der Herzogin Mutter bedauere ich sehr. Der unglückliche Krieg hat wahrscheinlich auch diesem Leben, wie dem Leben so vieler Edlen ein schnelleres Ende gemacht. Für Wielanden ist dieser Verlust nicht zu verschmerzen; ich fürchte, daß er ihn nicht lange überleben wird. Ist die regierende Herzogin in Weimar? Wenn es erlaubt wäre, so würde ich Sie bitten bei der ersten schicklichen Gelegenheit dieser vortrefflichen Fürstin von neuem meine tiefste Verehrung zu bezeugen. Es war mir nicht fremd, was Sie von ihr gesagt haben (in Ihrem Brief vom 30. November v. J.). So mußte s i e handeln; sie wird in jeder Lage ihrer würdig handeln. Wie schön und groß erscheint sie in der Scene mit ihrem Sohne! Hier sehen wir die zarte Weiblichkeit liebend dem Ruf der Pflicht nachgeben, oder vielmehr eine höhere Liebe siegen.

Der Plan, wovon ich Ihnen in meinem letzten im allgemeinen etwas gesagt habe, ist durch den Krieg wenigstens einstweilen vereitelt worden. Die Universität von Duisburg sollte nach Düsseldorf verlegt und auf's neue organisirt werden. Die Liste der Professoren war fertig, und die Vorlesungen sollten im November eröffnet werden. Auf dieser Liste befand ich mich auch. Gerade in dem Augenblick aber, als die letzte Hand an's Werk gelegt werden sollte, brach der Krieg aus. Ich sehe es nun als ein Glück an, daß die Schule ihren Anfang noch nicht genommen hatte; denn mancher Lehrer wäre sicher dadurch in Verlegenheit gekommen. Ich

würde auch eine Lehrstelle angenommen haben, da die Bedingungen, so viel ich vernommen hatte, annehmlich waren.

16. September 1810.

Liebe Freundin! Zanken Sie nicht mit mir, beklagen Sie mich, ich habe einen großen, unersetzlichen Verlust erlitten; mein treuester, geliebtester Freund ist plötzlich gestorben, ein ehemaliger Professor an der hiesigen Universität, Namens Odenkirchen. Er war gerade auf dem Lande bei dem Grafen Belderbusch, der ihn nicht minder liebte und schätzte; noch zwei Tage vorher hatte ich ihn gesehen und gesprochen, und nun auf einmal die schreckliche Nachricht, er starb vom Schlage gerührt. Es war eine kindlich reine Seele, vom ächten Geist der Wissenschaft beseelt. Sich immer gleich ertrug er die Stürme der Zeit, die ihn seinem eigentlichen Beruf entzogen. Aber er feierte darum nicht, er lehrte, rieth, half und förderte, wo sich eine Gelegenheit darbot, wohlwissend, daß der geringste Keim in der großen Saat der Zeit nicht verloren geht. Sein ganzes Wesen war stilles, bescheidenes Wirken.

Wie reich ist man durch Einen wahren Freund! Und bin ich nicht noch reich durch Ihre Freundschaft, liebe theure Freundin! Ihr Brief kam gerade den folgenden Tag, nachdem ich die traurige Botschaft erhalten hatte. Ein guter Geist hatte Ihnen eingegeben mir zu schreiben, so viel Ursache Sie hatten, noch damit zu warten. Wie gütig, edel und großmüthig sind Sie, beste Mutter! Aber Sie kennen meine Gesinnungen, Sie kennen mein dankbares Herz, Sie wissen und müssen es tief fühlen, daß meine Freundschaft ewig ist. War es Zufall, daß Sie mir gerade um diese Zeit schrieben? Entweder ist alles Zufall, oder nichts.

Noch in einer anderen Rücksicht kam Ihr lieber Brief zur rechten Zeit. Durch eine neue Einrichtung im Justizwesen hört meine jetzige Stelle auf; ich werde also in den Fall kommen, entweder Bonn verlassen, oder eine Stelle annehmen zu müssen, die in der Rangordnung und an Gehalt unter derjenigen ist, die ich jetzt bekleide. Wenn man so lange an einem Orte gewohnt hat,

wie ich hier, wenn man mit so mancherlei Wesen in Beziehung getreten, an so mancherlei Umgebungen gewohnt ist, wenn man nun auch in diesem Orte geboren ist, und unzweideutige Beweise der Liebe seiner Mitbürger erhalten hat, so wird man wohl nicht verlangen, daß man sich von allem dem gleichgültig losreiße. Aber ich habe den Muth auch dieses Opfer zu bringen, ich habe frühe entbehren gelernt, und mich von dem, was mir lieb ist, zu trennen. Ich habe ein Probestück bestanden, nach dem mir die übrigen wohl nicht so sehr schwer werden können.

Haben Sie Thibaut gesehen? ich schätze den Mann, den ich nur aus seinen Schriften kenne, sehr; aber auch seine Persönlichkeit ist mir werth geworden, nach dem, was Sie mir einmal von ihm gesagt haben. Wenn Sie ihn sehen und eine schickliche Gelegenheit sich darbietet, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung.

Aachen, 25. November 1811.

Ich bin nicht Präfect, wie man Ihnen gesagt hat, diese Stellen werden hier Teutschen nicht zu Theil; auch habe ich nie darnach gestrebt. Ich bin Präsident des Civilgerichts des Bezirks von Aachen, aber doch täglich im Falle mich mit peinlichen Sachen abzugeben.

Wie freue ich mich liebe Freundin, Carln zu sehen, Ihren Sohn und den Sohn meines Freundes. Lassen Sie ihn doch ja hieher kommen; er muß bei mir, während er sich hier aufhält, wohnen, ich werde für ihn, wie es einem älteren Bruder geziemt, sorgen.

Der hiesige Präfect, M. de Ladoucette, hat Wielands Agathon in's Französische übersetzt; er sagte mir neulich: er habe vor einiger Zeit Wielanden geschrieben, und, wenn ich nicht irre, ihm ein Exemplar seiner Uebersetzung zugeschickt. Da er keine Antwort erhalten, vermuthet er, daß der Brief nicht zu seiner Bestimmung gekommen. Wollten Sie wohl die Güte haben, Wielanden, der, wie ich mit Vergnügen vernommen habe, wieder hergestellt ist, desfalls zu fragen, und mir einige Antwort zukommen zu lassen.

Aachen, 6. Februar 1816.

Ungeachtet des Friedens ist unsere Lage hier an der Grenze nicht ganz geheuer. In Frankreich sind die Dinge bei weitem noch nicht in's Gleichgewicht gekommen, und ich fürchte: die eine und andere Macht geht mit Projekten um, die für uns gefährlich werden könnten, wenigstens in Rücksicht unseres politischen Daseins. Das ist ein trauriges Leben, liebe Freundin! in dieser ewigen Ungewißheit zu bleiben. Die Sachen wollen sich noch nicht gestalten, und ich sehe mit Besorgniß in die Zukunft.

Seit einiger Zeit hat sich hier in der ganzen Gegend das Gerücht verbreitet: ich habe einen Ruf nach Berlin erhalten. Ich weiß aber nichts davon, als daß die Sage geht: mir ist nicht die geringste Eröffnung geschehen. Ich melde es Ihnen; denn es wäre möglich, daß das Gerücht bis zu Ihnen dränge, wie ich denn schon einige Briefe aus dem Innern von Teutschland erhalten habe, worin davon Erwähnung geschieht.

Berlin, 27. Oktober 1820.

Ihren Brief vom 25. September, liebe Freundin, habe ich erst vor einigen Tagen durch Herrn Dr. Kohlrausch erhalten, dem Herr Hofrath Meyer ihn zugestellt hatte, um ihn mir einzuhändigen. Ich habe diesen nicht gesehen, da ich eine Einladung von Herrn Kohlrausch (in dessen Hause ich nicht mehr wohne) gerade nicht annehmen konnte. Er ist mir jedoch aus einigen Aufsätzen bekannt, insbesondere aus Winkelmann und sein Jahrhundert, von Goethe herausgegeben.

Ich habe Ihnen so lange nicht geschrieben, weil ich immer glaubte Ihnen die Zeit meiner Abreise anzeigen zu können. Diese war längstens auf diesen Monat festgesetzt; es sind aber Hindernisse eingetreten, daß ich noch sobald nicht werde reisen können. In jedem Falle werde ich Sie vorläufig davon benachrichtigen; ich habe Ihre freundschaftliche Einladung nicht vergessen, die ich stillschweigend dankbar annahm. Wenn es nur immer möglich ist, werde ich mich einige Tage in Weimar aufhalten. Ich habe Ihnen

liebe Freundin, viel zu sagen, was sich dem Papier nicht anvertrauen läßt.[1]

Wie sehr ich wünsche, daß Ernst seine Absicht erreichen möge, darf ich wohl nicht sagen: ich fürchte aber, daß es dießmal noch nicht gelingen werde. Bei der neuen Organisation konnten viele Beamten, die bis dahin in Richter- oder ähnlichen Posten standen, nicht sogleich wieder auf dieselbe Weise angestellt werden; auf diese wird man vorzüglich Bedacht nehmen. Herr v. Beyme ist seit der letzten Veränderung bloß auf die Revision der Gesetzgebung beschränkt, mit der Organisation und der Verwaltung überhaupt hat er nichts mehr zu thun. Sie dürfen demungeachtet versichert sein, daß ich an Ernst denken und jede Gelegenheit ergreifen werde, ihm nützlich zu sein. Ich wünschte sehr, daß er in Köln bleiben könnte, theils meiner künftigen Bestimmung wegen, theils, weil der für dieses Gericht ernannte Präsident,[2] der es auch früher war, ein hiesiger Revisionsrath, der auch an den Rhein zurückkehren wird, mein genauer Freund und ein wackerer Mann ist, der gewiß alles mögliche für ihn thun würde.

Wie geht es dem guten Carl? Sie haben mir lange nichts von ihm gesagt. Er war der erste, den ich gesehen, eine äußerst freundliche Erscheinung, die mir noch wohl thut.

[1] Dieß Wiedersehen fand wirklich statt.
[2] Ruppenthal.

V.

Karl Graß[1] aus Liefland.

Theologe, dann Schriftsteller und Landschaftsmaler.

(Schiller an Körner II. S. 241.) Gestorben 1815 in Rom (II. 210).

Arnstadt, den 3. Juli 91.

An Herrn Hofrath Schiller.

Durch Herrn v. Hardenberg,[2] der, ohne daß ich ihn kannte, mein Begleiter nach Arnstadt geworden ist, bin ich so freimüthig. Ihnen wenige Worte zu schreiben. Ich freue mich dadurch um so mehr dieser meiner letzten Bekanntschaft in diesen Gegenden, da ohnehin sein gutes unverdorbenes Gefühl, seine warme Liebe für die Wissenschaft und besonders auch für Sie ihn mir sehr werth gemacht haben. Sie können kaum glauben, wie wir uns oft in dem Gedanken an Sie und Gesprächen von Ihnen so ganz verloren, und wie wir so ernstlich das Liebste entbehren und hingeben wollten, um Sie wieder gesund zu wissen. Wenn ich doch mitgehen könnte![3] Wenn ich doch nicht bloß, weil ich so herzlich und innig Ihre Genesung wünsche, Ihr Wohlbefinden ahndete!

Wenn ich mir all' die Menschen denke, die so theilnehmend

[1] In Nagler's Künstler-Lexikon, als K. Graß und Martin Graß in zwei Personen getheilt, erwähnt.

[2] Novalis.

[3] Nach Karlsbad.

dem Augenblicke Ihrer völligen Wiedergenesung entgegensehen, und so Vieles mir denke, was ich nicht aus einander setzen will, dann kann ich's mir nicht denken, daß Sie noch lange krank sein können, und ich möchte in heiligem Eifer mit Toby im Tristram Shandy ausrufen: Bei Gott, er soll nicht sterben! O es wird mir ein geweihter Tag sein, an welchem ich höre: Schiller ist wieder gesund!

Meine Rückreise nach Jena [1] war über meine Erwartung angenehm. Ich fand die Menschen, die ich vor drei Jahren kennen gelernt hatte, eben so gut und wohlwollend, wie ich sie immer verlassen hatte, und die Gegenden schienen mir weitaus schöner als sonst, vielleicht weil ich mich seitdem weit mehr geübt habe, das Malerische in Formen, Farben, Lichtern etc. wahrzunehmen. Vorzüglich schön fand ich die Gegend vor Uhlstädt und ein von der Straße entfernt liegendes Thal, der Reinstädter Grund genannt. Dieser Grund ist wegen seiner Kirschen berühmt, indem das Dorf darin in manchen Jahren für 2000 Thaler Kirschen verkauft hat. Auf diesem Wege hab' ich auch das Gedicht auf den Rheinfall [2] geendigt, aber vollenden kann ich's nicht.

Und hiemit hätt' ich also meine wenigen Geschäfte in Beziehung auf Sie geendigt, und das glückliche Verhältniß, in dem ich zu Ihnen stand, wäre, wie der frohere Theil meines Lebens, vorübergegangen! Ich fühl' es mit gerührtem Herzen, wie viel ich Ihnen zu danken habe, und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten. Daher kann ich sagen, daß Ihr Verlust mir unersetzlich ist, weil nie ein Mensch das über mich vermochte und das in mir wirkte, mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung mich beseelte, wie Sie, theuerster Hofrath. Daher werd' ich aber auch nie die Stunden vergessen, in welchen ich, wenn auch furchtsam Ihnen nahte, und die Wehmuth,

[1] Von Rudolstadt. Graß war, wie es scheint, aus der Schweiz (Schiller an Körner II. 241) direkt nach Rudolstadt gereist, wo Schiller sich in den Osterferien aufhielt und einen schweren Krankheitsfall überstand.

[2] In der Thalia von 1791 abgedruckt.

die mich ergriff, als ich zum letztenmal auf dem Stuhl gelehnt Sie stumm betrachtete, wird noch oft mein Auge feuchten.

Ich bitte Sie mit der herzlichsten Versicherung meines Dankes, der lieben Frau Hofräthin und der Frau Vicekanzlerin mich zu empfehlen. Ich kann Ihnen nicht meine Empfindung über die Liebe dieser trefflichen Schwestern unter einander und zu Ihnen bergen. Es war mir oft, als ob die Frau Hofmeisterin nur Eine Tochter, und Sie, wie der alte Graf von Gleichen, laut der Sage, zwei Frauen hätten.

Wie Vieles hätt' ich Ihnen zu sagen und wie Manches zu fragen, aber ich bin zu wehmüthig gewesen, um mich sogleich sammeln zu können, und es könnte Ihnen vielleicht gerade nicht lieb sein, daß ich jetzt, da ich nicht weiß wie Ihr Befinden ist, mehr schriebe.

Ich will daher abbrechen und, wenn ich Sie nicht wieder sehe, mich darin beruhigen, daß ich Andere kenne, die sich eben so sehr freuen, und es Ihnen eben so sehr danken, und vielleicht auch dessen werther sind, in Ihrer Nähe zu sein und zu bleiben, und dank' es auch in dieser Rücksicht meinem lieben Reisegefährten, daß er mich begleitete.

Wenn Sie nur für die Welt bleiben, und den Lieben, die um Sie sind und ein näheres Recht auf Sie haben, bleiben! Mag auch mich die Welle meines Schicksals zu einem ferneren dunklen Ufer drängen!

Gott helfe Ihnen auf und erhalte Sie uns allen, die so herzlich und innig Sie lieben!

Ihr Freund und Verehrer

Karl Graß.

(Aus Liefland 1795.)

Es sind vier Jahre, vier Jahre! verflossen, seit ich in Rudolstadt von Ihnen ging; nur wenn ich auf die Lebhaftigkeit meiner Rückerinnerungen an jene Augenblicke sehe, scheinen es mir so viel Tage zu sein. Ich sehe noch jeden einzelnen Moment unverrückt

und deutlich vor mir. Wie wir am Bett saßen und Ihnen vorlasen und was wir lasen; wie wir die Mondlandschaft vor Ihnen aufstellten; dann wieder wie Ihre Gattin an Ihrem Bett kniete und die Thränen verbarg und Ihre Hände sie umschlangen; wie Sie mit mir Malaga und auf Wiedersehen tranken; dieß alles, und was Sie mir sagten und was ich empfand — dieß alles ist mir so gegenwärtig, wie von gestern her. Ich kenne jeden Zug Ihres Gesichts, ich höre Ihre Stimme, und die leiseste Berührung dieser Erinnerungen durchdringt meine ganze Seele, und doch ließ ich vier Jahre hingehen, ohne von jener Erlaubniß Ihnen zu schreiben Gebrauch zu machen.

Es scheint auffallend zu sein, aber es hängt mit einer so innigen Anhänglichkeit an Sie auf's genaueste zusammen. Ich konnte Ihnen nicht schreiben, weil ich Ihnen hätte sagen müssen: Sie hatten doch Recht, als Sie sagten ich würde nicht zurückkehren. Ich wollte Sie durchaus widerlegen durch ein: „da bin ich!" und dieß sollte der Kampfpreis meiner Entbehrungen und Anstrengungen sein.

Bei alledem war ich nie ohne Nachricht von Ihnen. Meine Freunde und Bekannte schrieben oder erzählten mir, daß Sie sich meiner erinnerten. Dieß verdoppelte meine Anstrengung mich los zu machen. Ich schickte eine Vocation zu einer Predigerstelle zweimal zurück. Ich nährte Gesippschafts- und Unterdrückungshaß und verbarg dieß gar nicht, dennoch konnte ich die Menschen, mit denen ich's zu thun hatte, nicht einmal gegen mich aufbringen. Man rechnete darauf, daß die Noth mich endlich doch zwingen würde, und von den Pflichten gegen meine Eltern und Geschwister konnt' ich mich nicht lossagen, weil sie meiner bedurften, oder, was eben so viel war, weil ich das glaubte. Mögliche spätere Vorwürfe, die ich von der Aengstlichkeit meines Gefühls zu befürchten hatte, ließen mich keinen raschen Schritt thun. Dazu kam die Vorstellung von der Beschaffenheit meiner körperlichen Constitution. Ich bin zwar gesund, aber doch von Wind und Wetter sehr abhängig.

Dieß machte mich gegen meine Empfindungen sehr mißtrauisch, und es schien mir ausgemacht: Kunstfreude sei nur eine Blüthe des Jugendalters. Die Erfahrungen, die ich von Menschen in so mancher Rücksicht machte, schlugen mich noch mehr nieder. Ich sah überall, wie man sich höchstens für den Künstler, selten für die Kunst interessirt. Sein Werth hängt von seiner persönlichen Beziehung auf die Genusses= und Modetriebe ab. Er hat keine Aufmunterung, und Kennerruhm muß den Künstler spornen, oder er wird Brodarbeiter und Handwerker. Wie furchtbar ist nicht schon jede Nacht für das Aug' des Künstlers! und nun erst der Gedanke an Alter!

Ich will nicht untersuchen, in wie fern ich Recht hatte, was meiner Verstimmtheit, dem Klima, Genossen, Gefühlsvorurtheilen aus der Kindheit u. s. w. gehörte; genug mir fehlte Muth. Uebrigens hatte ich bei meinem Privatunterricht in der Stadt ein reichliches Einkommen, so daß ich darauf rechnen konnte für mehrere Jahre in der Zukunft mir Unterhalt zu erwerben. Ich hielt daher für's Dienlichste, eine Zeitlang mein Schifflein auf's Gerathewohl treiben zu lassen.

Unbeschreiblich ist es, welche innere angreifende Gefühlszustände meine Seele in dieser ganzen Zeit durchlief. In dem ersten Jahr hab' ich oft mein Lager naß geweint, weil man meine Unzufriedenheit für Ueberspanntheit u. s. w. erklärte, bis ich mich in mir selber verschloß.

Ich nährte den geheimen innern Schmerz als den Wächter meiner besseren Empfindungen. Mein gutes Schicksal gab mir einen Freund. Ein weiblicher Freund wurde mir in dem letzten Jahre unendlich tröstlich und wohlthätig. Wäre Liebe in mein Loos verwebt gewesen, vielleicht wäre mir längst Friede geworden. Aber nirgends ist ein Mann in Ansehung seiner billigen Forderungen an Geist und Herz der Weiber schlechter berathen als hier; und wenn es auch eine oder die andere Ausnahme gegeben hätte, so legte meine Consequenz in Ansehung der Forderungen an mich

selbst mir unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Vielleicht kam meine Idealisirkunst hiebei mit ins Spiel. In eine der schlimmsten Situationen brachte mich die Idee vom häuslichen Leben, die höchste Wahrscheinlichkeit die Stelle meines Vaters annehmen zu müssen, eine vakante Predigerstelle in der Nähe der Stadt — und ein Bild der Phantasie zum Handeln. Ich bewarb mich; die Landleute verlangten mich, aber das Bild meiner Phantasie täuschte mich bitter, bitter, und meine Freiheit war verloren.

Und zu eben dieser Zeit, da ich mir die eine Brücke abgebrochen habe, hat sich die Lage in Ansehung meiner Eltern und Geschwister so glücklich verändert, daß ich von der Seite nun frei wäre; zu eben dieser Zeit wird mir eine Reise nach der Schweiz angetragen, und meine Gesundheit hat in diesen vier Jahren sehr viel gelitten, so daß es mir fast nothwendiges Bedürfniß geworden ist an eine erheiternde Reise zu denken; ich hätte auch Vermögen dazu, aber nun bin ich durch meine gethanen Schritte und die öffentliche Meinung gebunden.

Wie unglücklich wär' ich jetzt, wenn ich gar kein Interesse für bürgerliche Wirksamkeit und Nützlichkeit hätte! Ich kenne zwar alle Beschwerden des hiesigen Landpredigers und seine so wenig innere Satisfaktion als äußere Aufmunterung gebende Lage. Aber ich weiß und fühl' es auch, daß ich gerade die Eigenschaften habe, durch welche ein Prediger wenigstens für den Augenblick wohlthätig werden kann. Ich habe einen unaussprechlichen Widerwillen gegen alle Bauchpfafferei, und ich glaube sagen zu können, daß mich jetzt weder Noth noch bequeme Lage von den Ideen und Gefühlen, die zu meiner Humanität gehören, abbringen werden. Dieser innere determinirte Wille, der Freund dieser Menschen zu sein, ist jetzt das Gegengewicht meiner bisherigen Kunstneigungen und Gefühle. Vielleicht wird dieser Schritt am Ende noch für meine eigene Ruhe der möglichst beste. Die Dinge in der Welt haben so unzählige Seiten der Ansicht. Ein fester Punkt, ein bestimmtes Gefühl von dem was man ist und sein soll, und die Möglichkeit zu häuslicher

Verbindung zu gelangen, scheinen doch die Grundlagen des Gebäudes der Zufriedenheit zu sein. Meine kleinen Talente sind da gerade am rechten Orte, wo sie mir bloß das Leben verschönern sollen. Ich besitze hier, was man doch auch erst nach und nach erwirbt, die Freundschaft und Theilnahme vieler Menschen. Ich kann nicht mehr durch Ausbreitung, ich muß durch Einschränkung mein inneres Leben mir erhalten. Das Alles sehe ich ein, aber ich sah einst so manche entgegengesetzte Vorstellung eben so hell ein, und noch bin ich in den neu ergriffenen Punkten nicht fest. Daher gibt es jetzt häufiger als je Augenblicke, wo ich in mir wie zusammen sinke.

Hier haben Sie einen kurzen Abriß meiner Geistes= und Herzensgeschichte, in der meine Phantasie immer eine große Rolle gespielt hat und noch spielt. Was hätt' ich darum gegeben nur einen Tag bei Ihnen zuzubringen. Sie hätten mir gewiß bestimmte Ideen gegeben, denn Sie vermögen unendlich viel über mich, und meine Liebe für Sie ist eine Art Schwärmerei.

Wenn es sein kann, so geben Sie mir ein Wort der Beruhigung und der Weisung zu lesen. Es ist nicht dieß oder jenes warum ich dieß so sehr wünsche, es ist das bestimmte Gefühl, was ein solches Freundschaftswort von Ihnen, unvergeßlicher Schiller, mir in meinem Stillleben, das so wenig Aufmunterndes hat, sein würde. Das Einzige woran ich mich aufrichten kann, ist der geheime große Bund, der unter allen denkenden besseren Menschen in allen Erdgegenden existirt. Ich werde mich fest und immer fester an diese erhebende Idee anschließen, wenn ich nur das Gefühl habe nicht von Ihnen getrennt zu sein.

Den Gedanken nach Deutschland zu kommen, wann es auch sei und auf wie lang oder kurz es sei, geb' ich nicht auf. Ich kann immer für einige Monate abkommen, und ich werde eine gewisse Summe dazu deponiren.

Wenn ich auch nicht weiter schreiten kann, so will ich doch durchaus nicht zurückkommen. Aus diesem Grunde wollt' ich lieber in die schlechteste neue Lage mich begeben, als in die sonst bequeme,

aber mir bis ins Detail bekannte bei meinem Vater. Ich bin seit meiner Kindheit, die ich dort verlebte, ganz ein anderer Mensch geworden; ich kann und darf nicht in die alten Formen meiner Vorstellungen zurückkehren. Freilich ist meine neue Lage der alten ähnlich, aber es ist doch nicht dieselbe. Hier formire ich meine Verhältnisse; dort hätten die Verhältnisse mich gezwungen. Diese Besorgniß mich mir selber rauben zu lassen hat mir eine gewisse Zurückgezogenheit zum Bedürfniß gemacht, und Alles zusammen hat mir eine gewisse Eigenthümlichkeit gegeben, die weder Originalität noch Sonderbarkeit ist, die mir aber meine erworbene Art zu sehen, zu denken und zu fühlen verbürgt. Freilich werde ich eben dadurch auch öfter anstoßen, aber das hat auch sein Gutes.

Meine Kunstfertigkeit hat sich erweitert, die Liebhaberei verloren. Die Kunst als Kunst hat mich nie sehr gereizt, nur in Beziehung auf höhere Zwecke war sie mir theuer. Je weniger man bei der jetzigen Lage der Dinge von diesem Einfluß auf sittliche Kultur der Menschen wahrnehmen kann, desto mehr muß sie verlieren. Aber liegen lasse ich meine Malkunst nicht. Sie soll mir Freude und Wein einbringen und auch dazu dienen mich unabhängig zu erhalten.

Meine kleine vena poetica ist nicht ganz versieget, besonders war sie im letzten Jahr ergiebig, als ich im Sturm und Drang so mancher Gefühle lebte. Was ich gearbeitet, sind Romanzen von größerem Umfange, worin die Hülle des Abenteuerlichen immer gewisse moralische Hauptideen verbirgt, um sie desto hervorspringender zu machen. Dann Gemälde aus den Tagen meiner Schweizer Wanderungen. Dann Episteln meist didaktischen Inhalts. Endlich Ergießungen in einzelnen augenblicklichen Seelenstimmungen; theils melancholisch, theils ästhetisch moralischen Inhalts, und dann noch einige Lieder für den Gesang.

Ich füge zu diesem Briefe einige Abschriften von kleineren Sachen. Aendern und streichen Sie weg, wie und was Sie wollen, wenn

Sie Einiges davon für werth halten, in Ihre Horen aufzunehmen. Mir ist das Wenige, was ich von der Dichtkunst und größtentheils durch Sie habe, und das Wenige, was ich von Ihrer Kritik hörte, unbeschreiblich werth gewesen und geworden. Meine Schmerzgefühle nahmen durch die Dichtkunst immer eine mildere Gestalt an. Aus dem trüben Gebiete der stürmenden Phantasie führte sie mich so oft in das reine, ruhige, lichte Gebiet des moralischen Ideals. Ich vergaß oft mit ihr die zurückschreckende Wirklichkeit und kehrte himmlisch getröstet mit Muth und Heiterkeit zu ihr zurück. Selten hatte ich einen reinen Moment des reinen Freundschaftsgenusses oder der Freude an Natur, an Güte und Wahrheit, den ich nicht bezeichnete. So entstanden allerhand kleine Versuche, die ich größtentheils selbst noch nicht wieder gelesen habe.

Das Lied an die Liebe schrieb ich in einer Zeit, da meine Phantasie viel liebliche Träume hatte. Es ist mir werth, weil es aus Gefühlen entsprungen ist, die Ihr Lied an die Freude, das immer mein großes Halleluja war und so oft mich beruhigte und erhob, in mir hervorrief. Sie werden finden, daß die Liebe, die sich auf eigennützige Triebe bezieht, mich weniger begeisterte, als die, die singt: seid umschlungen Millionen! Ich wünsche, daß Sie es nicht Ihres Beifalls oder der Aenderung ganz unwerth finden. Was ich fürchte ist, daß hin und wieder etwas Phöbus schimmert.

Mehr oder weniger ist Alles, was ich geschrieben, Abdruck individueller Stimmungen und Lagen, und in der Zeitordnung zusammen gereiht enthielten diese zerstreuten Blätter eine Geschichte meines Herzens und Geistes.

Ich will Ihren Rath hören, welchen Gebrauch ich davon machen soll. Dann und wann werde ich nun Einiges Ihnen zuschicken, welches Sie, wo es angeht, mit meinem Namen einrücken lassen werden, im Fall es je der Mühe lohnte, daß ich etwas mit meinem Namen sammelte und bekannt machte.

Der einzige Grund, den ich dafür haben könnte — denn mir hat die Arbeit Genuß gewährt, und daran hab' ich genug — wäre

der, mir, wär' es auch nur durch Vorurtheil, hier so viel Namen zu schaffen, daß ich nicht nothwendig an meine Stelle gebunden wäre. Aus dieser nämlichen Ursache will ich mich auch vorzüglich auf Kanzelberedsamkeit legen. Ueberhaupt sollen und müssen die Wissenschaften mir theuer bleiben, und ich bitte Sie auch in dieser Hinsicht, mir ein oder das andere Werk, das besondere Aufmerksamkeit verdiente, wie Sie es sonst thaten, zu empfehlen.

Das Lied oder Gedicht von Conz an Ihre Gattin erfreute mich sehr, und als ich hörte, daß Sie Vater wären, hüpfte ich vor Freude umher. In dem Augenblicke sprach mein Herz den wärmsten Dank für Ihre Erhaltung und die innigsten Wünsche für die Zukunft Ihrer Tage aus. Ich werde und kann Sie nie vergessen. In der Geschichte meines Geistes und Herzens und meiner ganzen Humanität komme ich immer auf Sie zurück. Schon damals, als ich zuerst nach Dresden kam und ich Sie noch nicht kannte, hieng mein Gefühl an Ihnen. Ich gehe nun bald aufs Land. Ihre Werke und Ihr Bild von Müller begleiten mich in meine Einsamkeit. Meine Liebe für Sie geht mit mir durch das Leben. Wenn es Ihnen nicht zu viel Zeit raubt, so antworten Sie mir nur etwas, das auf mein künftiges Leben Beziehung hat. Es wird ein Feuerfunke meiner Seele sein. Grüßen Sie herzlich Ihre edle Gattin! Küssen Sie Ihren Sohn für mich. Wie heißt der kleine Mensch?

Adieu!

K. Gräß.

An Schiller. Zürich, den 15. Januar 1797.

Ich sollte Sie wegen meines Briefes, den ich Ihnen vor einem Jahr aus Liefland schrieb, um Verzeihung bitten. Sie haben aber unfehlbar aus dem Briefe selbst errathen, in welchem Seelenzustande er geschrieben war, und mein Herz rechnet auf Ihre freundschaftliche Nachsicht. Jene Lage und jene Zeit ist nicht mehr. Gerade die Umstände, die mich physisch und moralisch zu vernichten drohten, haben mich dahin gebracht, wohin ich nie zu gelangen

hoffte, daß ich meiner inneren Bestimmung für das Studium der Kunst folgen darf.

So hinderlich in dieser Rücksicht auch die Lage in meinem Vaterlande war, so diente sie doch dazu, mir die Unabhängigkeit vom Erwerb zu verschaffen. Gesundheit, Ruhe und Kräfte fand ich auf den Bergen der Schweiz wieder. Jetzt wohne ich in Zürich und bereite mich vor auf eine Reise nach Rom, die ich ungeachtet der Kriegsunruhen im Frühling machen will. Sie werden gewiß einigen Antheil an dieser Katastrophe meines Lebens nehmen, und ich vergesse es nie, daß der Funke, den keine Zeit ganz auslöschen konnte, von Ihnen in meine Seele geworfen wurde.

K. Graß.

(Sils im Domleschger Thal, Anfang 1799).

Verehrteste Frau Hofräthin!

Ich will mich über mein langes Stillschweigen nicht entschuldigen. Rechtfertigungen der Art beweisen meistens nur das Gegentheil und in großer Entfernung macht man keine Vorwürfe. Hätte ich meine Zwecke, wie ich wünschte, erreichen können, so würde ich wahrscheinlich ohngeachtet der vielen Schwierigkeiten Briefe sicher zu befördern nicht geschwiegen haben. Damit ist Alles erklärt.

Bald nach Absendung meines letzten Briefes an Sie, aus Zürich, wurde ich sehr krank und wäre bald das Opfer des Reinigungssystems eines sonst verehrten Arztes geworden. Die widerlichen politischen Aktionen und Reaktionen in der Schweiz, welche dem Eindringen der Franzosen vorhergiengen, verleideten mir meinen dortigen Aufenthalt. Ich floh meiner Gesundheit wegen, und um Italien näher zu kommen, nach Bündten. Der französische Resident versagte mir als russischem Unterthanen einen Paß nach Rom. Im Herbst wurden alle Russen, die im Auslande sich befanden, bei Verlust des Heimathsrechts zurückberufen. Diese Nachricht, die ich lange, nachdem der gesetzliche Termin verflossen war, erhielt, machte mir vielen Kummer, denn ich sah mich nun von

sehr werthen Menschen auf immer getrennt, und meine sehr richtig berechneten Plane waren durchstrichen.

Indessen war meine Gesundheit durch die gesunde Bergluft wieder hergestellt worden. Ich kehrte nach Zürich und Basel zurück, aber die Ankunft der französischen Armee verdrängte mich von neuem.

Die weiteren Fortschritte der Franzosen bedrohten endlich auch Bündten, und ich mußte den Bitten meiner Freunde nachgeben, sie in der bedenklichsten Lage nicht zu verlassen. Dieses habe ich gethan, und diese Zeit reut mich nicht, wenn gleich mein Kunststudium dabei gelitten hat. Die Zeiten der Gefahr und Noth sind für den Menschen so wichtig, lehrreich und bildend, daß der Verlust für den Künstler nicht in Anschlag kommt. Ich habe mir in dieser Zeit Freunde erworben, die es für meine ganze Lebenszeit sein werden, auch wenn ich, welches ich noch nicht bestimmt sagen kann, auf meine frühere Heimath Verzicht thun müßte.

Es wäre für einen Brief zu weitläufig, wenn ich Ihnen einiges Detail von den Scenen geben wollte, die ich erlebte. Nur das muß ich bemerken, daß ich vielleicht in meinem ganzen Leben nicht mir selber mehr lebte, als in dieser Zeit der Unruhe und Verwirrung. Vieles aus meiner früheren Zeit ist mir helle geworden; vieles ordnete sich in meinen Begriffen und Gefühlen, und ich bin um vieles ruhiger, gesunder und glücklicher geworden. Sollte ich jemals das Glück haben, Ihnen näher zu leben, so wird es mir viele Freude machen, Ihnen Alles mitzutheilen, was allgemeineres Interesse erwecken kann. Ich wohnte in einem der schönsten Thäler Bündtens im Domleschg. Der Rhein durchirrt dieses fruchtbare Revier, in welchem welsche Nußbäume, Pfirsich und selbst Weinbau gedeihen.

Den ganzen Sommer hindurch sieht man schneebedeckte Gipfel. Wie oft dacht' ich daran, daß es einst mein höchster Wunsch war, ein Bergthalbewohner zu sein, und schon diese Erinnerung machte mich genügsam und dankbar. Sie haben es gewiß noch nicht

vergessen, edle Frau! wie es einem an den schönen Tagen auf den Bergen so wohl ist. Bis jetzt hab' ich noch keinen Kummer erfahren, den ich hier nicht vergessen könnte.

Ohngeachtet ich in der Kunst keine Fortschritte machen konnte, so stand ich doch nicht still. Ich lernte die Natur sehen, und die Empfindung von dem, was ich wahrnahm, blieb meinem Herzen eingedrückt. In Italien hätte mir der reinere Spiegel, worin allein die Erscheinungen des Reizenden und Schönen aufgefaßt werden, die innere Ruhe gefehlt.

Was mir hier fehlte, war Umgang mit Künstlern und Kunstfreunden, eine Gallerie und Gelegenheit Bücher zu bekommen. Jetzt erwarte ich die Rückkehr eines nach Frankreich deportirten Freundes, dessen Hauswesen und Oekonomie ich einstweilen besorgen half, um dann zu sehen, was weiter für mich in der Welt zu thun sei. Meine frühere Absicht war, über das praktische Studium verschiedener Arten der Malerei Erfahrung und Kenntnisse zu sammeln, um dadurch nützlich zu werden. Dieses war für meine Heimath berechnet. Als eigentlicher Künstler habe ich nie auftreten wollen, weil man dazu nur in dem frühesten Jugendalter gebildet wird. Ob ich noch, wenn es Frieden geben sollte, nach Italien gehen werde, kann ich jetzt nicht bestimmen. Ich kann das dortige Klima nicht wohl ertragen. Lieber wär' ich in Paris oder in Deutschland. Vieles hört man von Weimar und dem Aufblühen der Künste unter des Geheimen Raths v. Goethe Leitung. Fürchtete ich mich nicht vor dem niederschlagenden Gefühl meines Nichts in der Künstlerwelt, so käm' ich vielleicht auch in jene Gegend. Irgend einmal aber wird mir doch, wie ich hoffe, die Freude zu Theil werden, jene mir unvergeßlichen Augenblicke, in welchen ich Ihre und Herrn Hofrath Schillers Bekanntschaft machte, zu erneuern.

Sehr vielen Dank bin ich Ihnen noch für Ihren sehr freundschaftlichen Brief schuldig. Ich erhielt ihn, wie wohl sehr spät, in Zürich. Sie ersuchen mich darin um ein paar Gedichte; ich habe aber von den wenigsten Abschriften, weil die wenigsten etwas

taugen. Jetzt ist's damit gar vorbei, seit die Kanonen mich umdonnert haben.

Indessen will ich eine oder zwei Kleinigkeiten [1] beilegen. Eingerückt ist nirgends etwas von mir, außer im helvetischen Almanach von 1797. Am liebsten hätt' ich Ihnen eine Romanze, die Rhätusburg, geschickt, weil sie mit einer Schilderung dieses Thals anhebt, aber sie ist für einen Brief, von dem ich nicht weiß, ob er richtig gehen wird, zu lang.

Rom, den 12. Juni 1803.

Ihnen, edle Frau! verdanke ich einen der beglückendsten Genüsse, die ich in Italien hatte — das Gefühl deutscher Humanität und das lebendige Anschauen Ihrer schönen, treuen Seele. Niemals werde ich die reizende Promenade an der Meeresküste bei Neapel vergessen; denn dort war es, wo ich Ihren Brief erhielt und an einem schönen Morgen unter duftenden Orangebäumen las. Konnte der Zufall Ihre freundschaftliche Idee, mir durch Ihr Andenken und Schillers Gruß Freude zu machen, besser ausführen?

Unstreitig gehören die Tage, die ich in Italien lebe, zu den schöneren, die mir je zu Theil wurden. Ich werde mich immer freuen, hier gewesen zu sein, wenn ich gleich nur geringen Nutzen von meinem hiesigen Aufenthalte ziehen kann. In diesem Lande reicht ein Jahr kaum hin, um sehen zu lernen; ich kann und mag aber nicht längere Zeit hier verweilen, nachdem ich durch den unglücklichen Krieg Jahre verloren habe.

Ich komme so eben von einer kleinen Reise ins neapolitanische Gebiet zurück. Noch ist mein ganzes Herz von den Eindrücken dieser himmlischen Natur bewegt; nicht umsonst sehnte es sich immer nach dem Süden. Wie glücklich macht schon das bloße Dasein in

[1] Der Morgen auf dem hohen Falchniß (September 1798) und Blick in die Zukunft (1799), im Matthisson'schen Geschmack. Bald nachher gieng Graß, vielleicht jenes deportirten Freundes wegen, nach Paris, wo ihn Frau v. Humboldt kennen lernte (II. 189); von dort nach Italien.

einem solchen Klima! Dieser beinahe immer heitere Himmel ist doch ganz etwas anders als der nebelvolle Norden. An der Stelle von Dornhecken und Heidekraut sieht man hier Myrthen, Lorbeer und Akazienbüsche am Wege. Der Frühling gießt Schaaren von Rosen über sie aus, während unter Feigen- und Granatbäumen das reife Aehrenfeld den Schnitter erwartet. Die Wahl wird mir hier schwer, weil Alles mein Auge fesselt, durch Form sowohl als durch Farbe. Hier sehe ich Berge über Berge emporsteigen und daneben die unermeßliche Ebene und das Meer mit seinen Golfen und Inseln. Weinrebenguirlanden umschlingen den schlanken Stamm der Pappel, und neben Trümmern einer größeren Vorzeit steigt die Pinie und die majestätische Cypresse in die Luft. Ich staune und erschrecke fast, indem ich diese Fülle von Pracht und Schönheit erblicke. Hier oder nirgends, sage ich zu mir, wandelten die Götter auf der Erde. Ich habe nur einen kleinen Theil des neapolitanischen Gebietes gesehen; aber was ich sah, sah ich mit Aufmerksamkeit, indem ich mich an mehreren Orten gleichsam häuslich etablirte. So verrufen auch die Neapolitaner sind, so konnte ich doch überall sehr gut mit ihnen auskommen. Sie haben bei aller Rohheit einen großen Respekt für auswärtige Nationen — selbst die Franzosen nicht ausgenommen — und trauen bei allem ihnen eigenen Mißtrauen einem Engländer oder Deutschen schnell. Im Ganzen aber ist dieses Volk freilich entsetzlich verwildert, woran wohl die Pfaffen hauptsächlich Schuld sein mögen. Durch ihr elendes Gaukelspiel, wobei kein Mensch etwas Vernünftiges denken kann, wird der wohlthätigste Zweck der Religion, nämlich Einfluß aufs Leben, auf Gesinnung und Handlung, ganz vernichtet. Es wird große Vorsicht erfordert, um mit Sicherheit in diesem Lande zu reisen, besonders wenn man zeichnen will. Man gilt sogleich für einen Spion, wenn nicht gar für einen Zauberer, denn daß ich senza inchiostro — ohne Tinte — schreiben könne, kam Mehreren gar nicht richtig vor. Vor jedem elenden Kerl muß man zittern, da jeder mit Gewehr oder Dolch

bewaffnet ist und Niemand sich viel aus der Justiz macht. Dieß bleibt für jeden Fremden etwas Abscheuliches, und daher könnte mich Italien mit allen seinen Herrlichkeiten doch nie fesseln. Die Tücke ist hier den Leuten wie angeboren. Die Buben werfen sich mit Steinen, und unter den Erwachsenen sah ich öfters, daß einer mit einem Ziegel, oder was ihm in die Hand kam, auf den Kopf des andern loskeulte, wie wenn es eine Cocusnuß wäre. Selten vergeht ein Tag, daß nicht da oder dort Jemand ermordet wird. Solche Fälle erzählt man sich mit der größten Gleichgültigkeit, und man denkt sich bei dem Worte ammazzato, von einem Menschen gebraucht, nicht mehr, als wenn von irgend einem andern Wildpret die Rede wäre. Am längsten hielt ich mich in der Gegend des Vesuvs, in Castellamare, la Cava, Salerno, Persano und Pästum auf. Am frohsten war ich auf der Insel Capri. Dort lebt man ganz sicher. Die Leute sind gutmüthig und treuherzig. Die Schlangen haben dort kein Gift, und auf den Ruinen aus Griechen- und Römerzeit wächst vortrefflicher Wein. Auch Ischia mit seinem vulkanischen Boden und seinen Bädern ist sehr interessant. Dagegen hat Bajä und das durch die Dichter verewigte Gefilde mir in der Wirklichkeit am wenigsten gefallen. Ich wäre vielleicht auch noch nach Sicilien gereist, aber da brach zum zweitenmal der Krieg zwischen Frankreich und England aus, und überdieß machten die afrikanischen Kaper das sicilische Meer sehr unsicher.

Rom hat meine Erwartungen nicht getäuscht; dennoch war der Winter, den ich hier verlebte, nicht sehr angenehm. Die feuchte Luft ist ebenso angreifend als die Kälte, und an vielen Orten ist sie sehr ungesund. Der Zugang zu den Kunstschätzen ist sehr erschwert. Der Ton unter den Künstlern hat etwas Zurückstoßendes. Ueberhaupt mag es für die wenigsten Deutschen zuträglich sein, lange in Italien zu bleiben. Ils se marient avec le pays, wenigstens möchte es von den meisten gelten. Herrn v. Humboldts Erscheinung in Rom mit seiner liebenswürdigen Familie war in der That für alle Fremde, die sich hier aufhalten, eine große Wohlthat.

Sie sind so gütig, edle Frau! noch besonders meinem Thun und meinen Aussichten nachzufragen. Meine Hauptabsicht war immer, mir genugsame Kenntnisse zu erwerben, um auf die Vorbildung und Richtung des aufkeimenden Kunsttalentes zu wirken. Zu diesem Ende übte ich mich in verschiedenen Theilen der praktischen Kunst und sah und verglich, so viel ich konnte. In Rom konnte ich weniger als ich gehofft hatte für meinen Zweck thun, weil die mehrsten Künstler sich in ihre Ateliers einschließen und kaum etwas von ihren Studien weisen. Daher wandt' ich mehrere Zeit auf die Sprache und las den Tasso und Ariost. Diesen Sommer denk' ich in der umliegenden Gegend zu benutzen, im Herbst nach Florenz und so allgemach nach meiner Heimath zu gehen, wo das Wenige, was ich weiß, größeren Werth hat als anderswo. Ich freue mich nicht auf die Rückkehr, aber ich fürchte sie auch nicht. Wird mich doch der schwarze Rock nicht mehr drücken! und ich komme zu vielen vortrefflichen Menschen. Vor einem Jahre wurde mir eine ganz gute Stelle in Aarau angetragen, aber meine Begriffe über die Schweiz und die Schweizer haben sich so sehr geändert, daß ich es nicht mehr für ein Glück achten könnte, dort zu leben.

Bei Ihrer Aufforderung, Ihnen von meinen Gedichten etwas zu senden, erröthete ich. Ich hätte Ihnen nie welche schicken sollen, da es bei mir doch nur Spielerei war. Daher habe ich auch von keinem einzigen eine Abschrift behalten, selbst von den besser gerathenen nicht. Ich bin überhaupt etwas kleinmüthig und mißtrauisch gegen meine Kräfte geworden, besonders seit ich einen Versuch einer Darstellung des verstorbenen Künstlers Ludwig Heß, woran ich mit Liebe und Leidenschaft gearbeitet hatte, dem Herrn Geheimenrath v. Goethe zusandte. Ich hoffte durch diese Arbeit für ähnliche Versuche ein erhöhtes Interesse zu bekommen, wenn auch nur etwas Gutes an der Ausführung der ersten Idee war. Ich habe aber seit zwei Jahren über jenes Manuscript, das ich nur auf Anrathen mehrerer Kunstkenner und Kritiker, z. B. des

Professor Horner in Zürich u. a., nach Weimar zu schicken wagte, nie ein Wort weiter vernommen, als daß es mir zurückgesandt werden solle, weil man es nicht brauchen könne. Diese Auskunft erhielt ich im vorigen Herbst durch gedachten Professor Horner von Herrn Meyer aus Weimar.

Karl Graß.

Rom, den 2. März 1804.

Edle Frau!

Ich eile, ein paar Worte zu schreiben, die ich der Frau v. Humboldt mitgeben werde. Warum mußte ich auch so spät erfahren, daß sie nach Deutschland ginge! Ich hätte Ihnen so gern eine Zeichnung als ein Andenken aus Italien verfertigt und hätte es mit der guten Gelegenheit entschuldigt, wenn ich Ihnen auch von poetischen Kritzeleien etwas abschrieb. Worin ich aber ganz unbedingt meinem Gefühle gefolgt wäre, wäre dieses gewesen, daß ich Ihnen recht viel geschrieben hätte. Sicher ist's, daß die Periode von meiner Rückkunft aus Neapel an bis jetzt die schönste war, die ich in Italien lebte. Einsam und abgesondert von Allen, um freier zu sein, durchzog ich die reizendsten Gegenden um Rom, lebte mich ganz unter den Bewohnern derselben ein, war gesund, froh, unermüdet thätig und brachte ein ziemlich beträchtliches Portefeuille und einen glücklichen Ueberfluß heiterer Erinnerungen zurück. Dieß war im November. Seitdem schloß ich mich wieder mehr an die Menschenwelt an. Die gemachten Erfahrungen lehrten mich sicher gehen; der Zufall brachte mich in angenehmere Verbindungen als die bisherigen waren, und ein Winter, in welchem man gar keine Kälte spürte, trug auch dazu bei, daß mir die Tage wie ein Traum verfloßen. Von diesen ohne Reue und bei beständigem Bewußtsein des Guten, das ich genoß, gelebten Tagen hätte ich Ihnen kleine Gemälde geliefert. Ich hätte die Landschaften mit kleinen Staffagen aus dem wirklichen Leben unterbrochen, zwischen der Prosa hätte ich Verse und zwischen den Reverien Abenteuer eingemischt, vielleicht auch Vignetten.

Das Alles geht nun — und am Ende wahrscheinlich doch — glücklicher Weise verloren, denn das beste bei Allem wäre doch der gute Wille gewesen, Ihnen, was ich Erfreulicheres hatte, mitzutheilen. Bezweifeln Sie diesen, auch wenn Sie nichts erhalten? Ich habe den Glauben zu mir selber und zu Ihnen, daß Sie nicht zweifeln, und da ich Ihre Gutmüthigkeit kenne, so lassen Sie sichs auch wohl leid sein, daß die Idee nicht zur Ausführung kam. Hierüber kann ich Sie indessen vollkommen beruhigen. Sie haben nun doch ohngefähr Titel und Ueberschriften, und die sind doch gemeiniglich das Beste.

Ich komme noch einmal auf Ihren Brief. Er war mir unbeschreiblich werth. Sie selbst wußten es nicht, was Sie mir gaben, als Sie mir jenen Brief nach wenigstens 9 Jahren, seit ich bei Schiller und Ihnen war, schrieben. An vielen Orten und bei vielen Menschen war ich seitdem. Ein Grab verschlang die Bilder von den meisten. Wie widrig ist diese Leere, wenn man hinter sich blickt. Das sind für mich die schreckenden Bilder des Todes, des Vergehens und Verschwindens.

Ich schreibe nun wieder, wie ichs fühle und wie es mir in den Sinn kommt, denn jeder wahre Ausdruck hat wenigstens um der Wahrheit willen einigen Werth. Also darf ich auch wohl von meiner Liebe zu Schiller reden? Es ist doch für mich gewiß und ausgemacht, daß keines Menschen Worte und Gedanken so fühlbar meine Seele — leider kann ich nicht sagen meinen Geist — aufgeregt hätten, wie die seinigen. Hätte ein lebendigerer Funke in mir aufgeregt werden können, so hätte es in seiner Nähe geschehen müssen. Unglücklicher Weise verreiste ich damals so schnell, als jetzt vielleicht glücklicher Weise die Frau v. Humboldt. Es ist doch gewiß ein schöner Lohn für einen Dichter, im Herzen seines Zeitalters zu leben. Ein Gedicht von Schiller, eine Stelle, ein Wort von ihm ist das Stigma, woran man sich erkennt. Die Fahrt von Ischia nach Neapel blieb mir werther als manche andere, weil Jeder, der im Kahn war, irgend etwas, das Schiller gedichtet

hatte, auswendig wußte, und in einem Kreis von ganz verschiedenen Menschen schloßen wir die letzte Nacht des Jahres auf ähnliche Weise. Doppelt freue ich mich dann, weil ich ihn persönlich kannte und ihm doch etwas näher anzugehören glaube, als es bei manchen der Andern der Fall sein mag. Aus dieser Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller kann ichs mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hätte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erscheinen. Selbst mein Todesurtheil hätte mich aus seinem Munde nicht erschreckt. Daher kann ich es mir kaum verzeihen, daß ich meinen Versuch über Heß, den Künstler, nicht ihm zuschickte. Von Goethe erhielt ich jene Blätter, die ich nur auf Anrathen mehrerer Personen ihm zuzuschicken wagte, nach zwei Jahren zurück, und zwar ohne eine Zeile Antwort. Wenig liegt mir daran, daß ich von jener Arbeit gar keinen Gebrauch machen konnte, aber es hat mich sehr bekümmert, daß mir für die gehabte Anstrengung auch nicht die geringste Ermunterung wurde. Ein drückender Kleinmuth lähmte für lange Zeit alle meine Kräfte. Erst seit Kurzem habe ich wieder einigen Muth bekommen, auf eigenem Wege fortzugehen, und mehrere kleine Arbeiten, die ich in diesen Tagen mit vieler Leichtigkeit und nicht ohne allen Erfolg, wie ich glaube, ausführte, bewiesen mir, daß das etwaige Leben in mir nicht ganz erloschen ist.

Ich habe soeben das erste Oelgemälde vollendet, das ich in Italien verfertigte. Ich hatte dabei mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die hiesigen Künstler sehr unzugänglich sind. Dennoch habe ich die Schwierigkeiten durch mich selbst überwunden, und keine geringe Satisfaktion ist es für mich, daß Reinhard mit meiner Arbeit zufrieden ist. Eben deßwegen habe ich auch meinen hiesigen Aufenthalt verlängert, und wenn es mir möglich ist, so gehe ich in diesem Sommer noch einmal nach Neapel und vielleicht selbst nach Sicilien. Ueber meine eigentliche Bestimmung kann ich mir aber keinen deutlichen Plan machen. So viel ist gewiß, daß die Rückkehr zum Norden mir immer schwerer wird. Es ist mir,

als müsse ich noch einmal in die Schweiz zurückkehren, um dort zu entscheiden, für welche Art der Darstellung ich mich eigentlich bestimmen soll. So sehr mich Italien entzückt, so behält jene Natur doch immer noch anziehenden Reiz für mich, und der Schatten meines Freundes und Lehrers Heß führt mich oft wieder in die freundliche Welt seiner Dichtungen zurück.

Ich seh' das Land in Schmelz zerrinnen;
Es dehnt Sabina, Latium,
Es dehnt der Kranz der Apenninen,
Als blühte er um mich herum.

Ich folg' dem sanften Gang der Höhen
Und weiß es kaum wie mir geschieht,
Wann über Ebnen, Städte, Seen
Des Meeres Glanz die Grenze zieht.

Doch dort auch füllte mich Entzücken,
Wo mich der Berge Graun umschloß
Und von dem schneebeladnen Rücken
Des Himmels Klarheit niederfloß;

Wo Bäche von dem Felsen bebten
Das Thal in blaue Tiefen schwand;
Auf Wolken glühende Gipfel schwebten,
Auch dort sah ich ein Zauberland!

Sie sehen, edle Frau, daß es eine lebendige Sehnsucht ist, die mich in jene Gegenden zieht, aber ich würde bei einer neueren Rückkehr in die Schweiz mit größeren Hindernissen zu kämpfen haben, weil ich in die alten Verbindungen, die mir so wohlthätig waren, durchaus nicht zurückkehren will. Ich müßte durchaus durch mich selbst existiren und auch etwas erwerben können, um nicht gerade Alles, was ich in meiner Heimath erwarb, zu verzehren.

Von meinen Kunstarbeiten sollen Sie ein Andenken erhalten, sobald sich wieder Gelegenheit darbietet, denn etwas, das nicht von Anfang an dazu bestimmt wurde, mag ich Ihnen nicht schicken. Inzwischen lege ich Ihnen, wie Sie wünschten, ein kleines Gedicht bei, das ich gerade in diesen Tagen schrieb, und zwar eine Abschrift, worin noch die Correkturen stehen. Wenn Schiller sich die Mühe nimmt, es zu lesen, so wird mir sein Urtheil, das ich gelegentlich von Ihnen zu erfahren hoffe, um so interessanter sein.[1]

Ich habe Schillers Braut von Messina, seinen Rudolph von Habsburg, Goethe's Eugenie und die kleine Erzählung von der Frau von Wolzogen im Damenkalender gelesen. Auch das gehörte zu meinen Freuden in Rom.

(Palermo), den 2. Juli 1804.

Sie wissen, edle Frau, daß mir nichts theurer ist als der Wunsch, auch in weiterer Ferne nie ganz von Ihrem Andenken getrennt zu sein. Ich bin daher so frei, Ihnen beifolgende Kinder des Augenblicks[2] zu senden, die Ihnen wenigstens sagen, daß ich eine sehr heitere Reise nach Sicilien machte. Meine Gefährten waren ein junger Gelehrter, Herr Rehfuß,[3] und zwei junge Archi-

[1] Die Harfnerin, Romanze. Ich bezweifle, daß Schillers Urtheil sehr günstig gewesen ist.

[2] Zwei Blätter Distichen, „Sicilische Reise" betitelt, welche der große Künstler Schick aus Rom, 28. Juli, mit folgendem Uriasbrief übersandte:

„Von Herrn Graß erhielt ich in einem Briefe aus Palermo diese beiden Blättchen, wobei er mich bat, Ihnen dieselben, wenn ich sie durchlesen, nach Weimar zu schicken. Ich fürchte, daß, wenn Ihnen das Andenken von Graß nicht aus andern Gründen theuer ist, diese Gedichtchen eben nicht fähig sein werden, Sie für ihn einzunehmen. Sonach würde es mir auch leid thun, der Ueberschicker derselben gewesen zu sein. Sie, edle Frau! sind an zu hohe Kost gewöhnt, um an diesen Milchspeischen noch Geschmack zu finden."

Sie fanden später 1807 Eingang in das Morgenblatt, welches auch andere Gedichte von Graß enthält.

[3] Aus Tübingen, geb. 1779, gest. 1843, Bibliothekar des Kronprinzen von Württemberg, später Kreisdirektor und Universitäts-Curator in Bonn bis 1842; Verfasser der Werke: Scipio Cicala, die neue Medea 2c.

tekten, Schinkel[1] und Steinmeier aus Berlin. Niemals hatte ich eine angenehmere Reisegesellschaft, und diese Tage werden mir um so unvergeßlicher sein, je weniger ich darauf gerechnet hatte, diese Excursion zu machen.

Meine Freunde reisen heute zurück nach Neapel; ich bleibe allein zurück, trotz der Hitze, vor der ich mich so sehr fürchtete. Vorsicht und Enthaltsamkeit werden meine Gesundheit bewahren, und ein so schönes Land und solchen Himmel wie hier sehe ich wohl nicht so bald wieder.

Die Zeit erlaubte mir kaum, dieß Wenige zu schreiben. Entschuldigen Sie mich immer, wenn ichs wage, Ihnen etwas von meiner Arbeit zuzusenden. Ich thue es aber auch nicht eher wieder, als bis ich von Ihnen oder Schiller zwei Zeilen erhalte.

Neapel, den 10. August 1805.

Edle Frau!

Dießmal wird es mir schwer, Ihnen zu antworten, und unwillkürlich habe ich seit vierzehn Tagen (in welchen freilich das Erdbeben hier war) dieß Geschäft verschoben. Ich bin stumm und meine Brust ist wie der lautlose Stein. Die Welt ist mir verödet und so gleichgültig, daß ich mitten unter der Unruhe der Menschen beinahe furcht- und gedankenlos umher wandle. Unaufgerollt liegen um mich meine aus Sicilien mitgebrachten Zeichnungen, und Alles, was ich dort arbeitete, schiebe ich als etwas Werth- und Reizloses auf die Seite.

Ich muß an Sie denken, edle Freundin! Erlauben Sie, daß ich in diesem Brief Sie also nenne. Ich muß an Ihren Kummer denken, um wieder Leben und Empfindung zu bekommen. Arme Charlotte, sag' ich zu mir, wie ertrugst du das? Aber nach einigen Augenblicken versink ich wieder in meinen apathischen Gemüthszustand und weiß keine Worte hervorzubringen. Und doch

[1] Vergl. aus Schinkel's Nachlaß I. 107 ff. Auch Graß hat seine Reise in einem Werke beschrieben, das 1810 bei Cotta herauskam. (Sicilische Reise oder Auszüge aus dem Tagebuche eines Landschaftmalers.)

muß ich Ihnen antworten. Kommt gleich mein Brief spät in Ihre Hände, so weiß ichs doch, daß er Ihnen nicht gleichgültig sein wird.[1] Sie wissen, wie ich ihn liebte, und selbst meine Klage um ihn wird Ihnen tröstlich sein. Kann man etwas anders thun als klagen, daß auch das Vortrefflichste hienieden nicht dauern kann? Aber sanft und melodisch sei die Klage um ihn, dessen Seele so ganz Harmonie war. Entweihung seines Andenkens dünkt mich jede zu laute Aeußerung des Schmerzens über sein Vorübergehn. So erhebt meine Seele Schillers edler Schatten, wann ich seiner Urne nahe; aber dann übermannt mich plötzlich die Schwäche des Herzens, und ich weine laut mit Ihnen, daß er nicht mehr ist. Arme Charlotte, wie ertrugst du das? sage ich noch einmal. Ach, es gibt Augenblicke, die man nicht überleben zu können glaubt, und doch müssen sie überlebt werden. Die kalte Pflicht tritt hier vor die Leidende und ruft: erhalte dich den Lebenden!

Das sind unstreitig die erhabensten Momente im Leben, da die Seele diesen großen inneren Kampf kämpft und mit göttlicher Hoheit dem Schmerze Stille und Verstummen gebeut. In solchen Augenblicken glaube ich die Worte zu verstehen: „Und ein Engel nahte sich ihm, ihn zu stärken." Bei diesem Gedanken schöpfe ich wieder Athem. O, der Engel des Muthes hat Sie, edle Frau, gewiß nicht verlassen. Ihre sanfte, liebevolle Seele fand eine Hülfe in sich, die nichts Aeußeres ihr zu geben vermochte.

Vergebens schildere ich Ihnen den Augenblick, als ich bei meiner Ankunft in Neapel die Nachricht von Schillers Tode und fast zu gleicher Zeit seinen Brief mit dem Ihrigen vom 2. April[2] erhielt. So reich und so arm machte mich dieselbe Minute! Sein heller milder Geist schwebte vor mir wie ein freundlicher Stern, aber die Erde war mir ein leerer Raum geworden, denn seine Stelle darin war verschwunden. Dennoch können Sie sich

[1] Er machte in der That auf Charlotte einen tiefen Eindruck. Hennes, Andenken S. 128 f. Oben II. 23.

[2] Durch die Reisenden von Herda II. 201.

denken, was mir das sinnliche Zeichen seines Dagewesenseins, der letzte Zuruf seines Andenkens und seiner Liebe seyn mußte! „Ich sehe mit Sehnsucht einem Worte des Andenkens von Ihnen entgegen.“ Das sind die letzten Zeilen jenes Briefes. Sie haben unbeschreiblich mein Herz ergriffen. Es war mir, als kämen mir die Worte aus einer andern Welt herab. Als ich nun darnach Ihren Brief las und die nach so vielen trüben Tagen wieder auflebende Hoffnung Ihrer Seele darin wahrnahm und mirs hinzu dachte, wie diese Hoffnung vernichtet wurde: da konnt' ich nur mit einer Art von Bitterkeit aufs Leben hinabsehen. Ich erstickte die Stimme der Sehnsucht, die sich in das Gebiet des Unendlichen wirft. Was lockest du mich, täuschender Nachklang meiner Empfindung, wann die Saiten des Harfners zerrissen sind! Aber in dem ruhigeren Augenblick des Denkens machte ich mich los von den Umgebungen der sinnlicheren und eigennützigeren Gefühle. Ich übersah mit hellerem Blick den Gang des Mannes, den ein so göttlicher Geist beseelte. Ich verglich seine stille Bahn mit den gepriesenen Bahnen des rauschenden Ruhms. Dann freute ich mich auch des Vorübergegangenen. Ja, ich konnte mich freuen — verzeihen Sie mir den Ausdruck — daß er um so beneidenswerther in der Blüthe der Jahre starb.

Edle Leidende! Wie sehne ich mich nach einem Laute von Ihnen! Werd' ichs hören, daß Sie sich fassen konnten? Was gäb ich nicht darum, wenn ich in diesen bedeutenden Augenblicken Ihres Lebens Ihnen hätte näher sein und durch die Liebe selbst, die ich für Sie trage, wie ich sie für Schiller trug, hätte tröstlich werden können! Ich befand mich wahrscheinlich, als Sie den Freund Ihres Lebens verloren, auf den Höhen, welche die Ebene von Syrakus umgeben. Dort verlebte ich den Mai. Im Juli verließ ich die Insel, auf welcher ich eins der unvergeßlicheren Jahre meines Lebens lebte. Ich habe Ihnen ein kleines Blättchen, das einige Distichen zum Andenken meiner ersten Reise durch Sicilien enthielt, gesandt. Ich weiß nicht, ob es in Ihre Hände

gekommen ist. Nachher habe ich nicht wieder geschrieben, weil ich mich leicht fürchte, Briefe zu versenden, wenn sie nicht Antworten sind. Dieß müssen Sie nicht als Mißtrauen auslegen. Es ist eine gewisse Aengstlichkeit, die ich wohl immer behalten werde.

Ueber meine eigenen Angelegenheiten schreibe ich Ihnen dießmal nicht. Es ist auch wenig darüber zu sagen. Ich habe sehr wenige Plane und sehr wenige Bedürfnisse, und gehöre insoferne zu den glücklicheren Menschen, zumal da meine Gesundheit, seit ich in Italien lebte, gut ist. Sollte ich nicht mit Ruhe und Freiheit, wie bisher, in diesen Gegenden bleiben können, so werde ich mich in meine kalte Heimath zurückziehen, mich dort in den Mantel hüllen, wenns stürmt, und unberühmt, doch nicht freundlos, sterben. Ich danke Ihnen für alle Aeußerungen Ihrer Theilnahme, für die gerade, offene und daher mir so unbeschreiblich wohlthuende Weise, mit der Sie schreiben, für die Sorgfalt, mit der Sie mich mit Ihrem Kummer und mit Ihren Freuden bekannt machen. Ich hoffe, Sie, wenigstens für Augenblicke, in meinem Leben noch wieder zu sehen. Ich hoffe, Sie werden mir noch dann und wann von Schiller etwas schreiben. Er lebt für mich in seinen Werken und in Ihrer Seele, die seine Vertraute und der schöne Trost seines Lebens war.

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Schwester. Muth bis zum letzten Augenblick! Muth haben, heißt leben.

Ewig der Ihrige

K. Graß.

Beilage.

Zu einem Brief, der einen weiten Weg zu laufen hat, ist es wohl erlaubt, eine Beilage hinzuzufügen; aber immer wird etwas Unbefriedigtes in meiner Seele zurückbleiben; denn es ist gewiß, wenn ich jetzo bei Ihnen wäre, ich könnte mich nicht satt reden

über Schiller. Erlauben Sie also, daß ich Einiges, ihn betreffend, sage und frage, wie es mir einfällt. Es mag für Andre noch so große Kleinigkeit seyn; genug, daß Sie es nicht so ansehn. Also zuerst eine Erinnerung, die Sie betrifft. Erinnern Sie sich eines Augenblicks, der mir unvergeßlich ist, als Schiller in Rudolstadt so krank war: Ich befand mich in seinem Zimmer und hatte, indem ich am Fenster stand und las, mir das Bild des Leidenden und das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er hatte, so viel ich weiß, etwas Opium genommen, die heftigen Krämpfe zu stillen, und lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung des vierten Buchs der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thüre, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also da liegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und eben so leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor sein Bette hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Sie hatten es wohl kaum bemerkt, daß noch Jemand im Zimmer war. Der ohnmächtige Kranke schlug indessen etwas die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von neuem verließ. Verzeihen Sie, daß ich's wagte, Ihnen eine Scene zu schildern, die so heilig und himmlisch war, daß nur Unsterbliche sie belauschen sollten. Begreifen Sie nun, daß ich Schiller und Sie nie vergessen konnte?

Eine Frage und Bitte. Als ich eben damals mehrere Tage in Ihrer Nähe verlebte, von denen ich noch immer kaum begreife, wie mir selbige wurden, sprachen Sie mir von einem Lied an die Sonne, das Schiller geschrieben hätte.[1] Unzähligemal habe

[1] Ohne Zweifel „die Priesterinnen der Sonne," jenes bestrittene Gedicht, für dessen Aechtheit also hier das bestimmteste Zeugniß vorliegt. Man sehe über den Streit J. Mayers vorzügliche Schrift: Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes, 1858, S. 13.

ich an dieses Sonnenlied gedacht, weil mich die Sonne selbst und was mir die Sonne in meinem Leben war, so oft an das denken machte, was Schiller darüber gesagt haben möchte. Sollte sich jenes Gedicht finden, so erfreuen und beschenken Sie mich mit einer Abschrift davon. Von allen Symbolen, unter denen sich die Völker die Gottheit malten, ist jenes das einzige, vor dem ich willig mit niederkniee, und die Zerstörung des Sonnentempels in Peru schmerzt mich eben so sehr als die des olympischen Jupiters.

Eine andre Frage. Ist es wahr, daß Schiller ein großes Trauerspiel unter Händen gehabt habe: der Johanniter-Orden betitelt?[1]

Andre Fragen. Darf ich es nicht wissen, wer den Nachlaß von Schillers Papieren ordnen wird, damit ich mich im Voraus darauf freue? So weiß ich z. B., daß Johannes Müller eine Biographie von Herder schreibt; wer wird über Schiller ein treffendes Gemälde, wie es zu wünschen wäre, entwerfen? Welche ihm eigenthümliche Milde und Humanität zeichnete ihn aus! Mit seinem Geiste und seinem Herzen schloß er sich gleich innig an zwei verschiedene Welten. Bei Schiller dem Menschen vergaß ich den hochfliegenden Geist, und seinem Geiste folgend verlor ich sein Individuum. Unvergeßlich wird es mir bleiben, was mir Schillers Mutter in der Solitude bei Stuttgart aus Briefen des Sohnes an die Mutter mittheilte, und wie sie über seine Kindlichkeit sprach. Schiller war einmal im Jünglingsalter eine kurze Zeit abwesend gewesen. Er fand die Mutter in einer großen Gesellschaft. Die Lebhaftigkeit seines Herzens riß ihn hin. Er flog, sie nur sehend, der Mutter in die Arme und konnte sich kaum wieder von ihr losreißen.

Schreiben Sie selbst Erinnerungen über Schiller nieder — nicht fürs Publikum — sondern als ein Vermächtniß an Ihre Kinder. Eine weibliche Hand sollte doch auch dem Manne eine

[1] Die Malteser.

Cypresse pflanzen, der das Lob der Frauen so schön sang! Wer könnte das am besten?

Wär es nicht möglich, daß Schillers Räuber nach der allerersten, fast nicht zu habenden, gleichsam unterdrückten Ausgabe, herausgegeben würden?

Ich begnüge mich, Ihnen diese wenigen Fragen, Erinnerungen, Wünsche vorgelegt zu haben. Sollten dringende Arbeiten mir nicht alle Zeit im nächsten Winter wegnehmen, so will ich mir selber ein Blatt zum Andenken an den Unvergeßlichen malen. Meine schönsten Erinnerungen aus Sicilien sollten es bereichern, und die Arbeit selbst sollte eine Unterhaltung mit ihm sein. Freunde sollten mir dabei seine Werke vorlesen. Ihnen würde ich das Bild beschreiben und eben so gerne geben, wenn ich Gelegenheit dazu hätte. Ich fürchte aber, daß mir äußerst wenige Zeit bleiben wird, weil ich die schon bestimmten Arbeiten nicht verschieben darf und mehreres zugleich nicht zu unternehmen wage.

Leben Sie wohl! Es ist mir immer als hätte ich noch nichts gesagt. Möchte doch etwas Sie erfreuen!

C. G.

Pallazzuolo am Albaner-See, den 30. August 1808.

Glauben Sie es mir, verehrte Freundin! daß ich wie nach einer Himmelserscheinung, nach einer Wiederkehr Ihres Geistes zu mir mich sehne. Ich trage für Sie eine unauslöschliche Liebe in meinem Herzen, und ich kann die Stunden nicht erwarten, bis ich durch einige Zeilen von Ihnen ein anschauliches Bild von Ihrem Leben, seit ihrem Alleinsein, erhalte. Ich genoß einer seltenen Zufriedenheit, die das Resultat gereifterer Lebensansichten war, und meine Freude an Kunst und an Menschen hat um vieles zugenommen, seit ich das Schöne besser zu fühlen, das Humane besser zu ergreifen weiß. In diesem Gefühl von mir selber empfand ich lebendiger die Nähe des für die Welt unsterblichen Schiller. Nie habe ich mich von ihm getrennt geglaubt, ja nie ihm näher gelebt, als seit es mir tieferes Bedürfniß war, an ihn zu denken.

Die Ruhe meines Geistes kam mir wohl zu statten, weil ich ein langes beschwerliches Uebel zu überwinden hatte. Ich plagte mich nämlich vierzehn bis sechzehn Monate lang mit einem kalten viertägigen Fieber, das ich mir durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte. Die Berge Urbinos, zu denen ich flüchtete, befreiten mich endlich von diesem Weh, und ich genoß seitdem eine höhere Gesundheit.

Von meinen Arbeiten will ich Ihnen nur dieses sagen, daß sie hauptsächlich in drei mühevollen Gemälden bestanden, die ich mir selber zum Andenken Siciliens, wo ich über ein Jahr lebte, malte. Später schrieb ich den ersten Theil einer Künstlerreise durch Sicilien, die bei Cotta herauskommen wird. In Cottas Morgenblatt wurde eine sicilische Distichenreihe von mir gedruckt und verschiedenes Andere. Nie ist meine Muse, wenn ich meine kleine poetische Anlage so nennen darf, ergiebiger gewesen, als in den letzten drei Monaten. Ich bitte Herrn Cotta, dem ich dieses Blatt zusende, Ihnen das Lacryma-Lied mitzutheilen, das ich im Mai dieses Jahrs in Neapel schrieb, weil ich darin Schillers und Herders Namen genannt habe. Während meines Fiebers schrieb ich ein philosophisches Gedicht, „Errungener Friede" betitelt, und meiner Heimath zu lieb für eine dort herauskommende Sammlung religiöser Gesänge zwölf Lieder, die dem Herzen entquollen sind. Vieles widmete ich der Frau von Humboldt, die ich sehr innig verehre. Darunter war ein Gedicht „Mnemosyne," ein anderes „das Grab" überschrieben, eine neue Ballade „der Jungfrau Unglücksweg," die ich auch für Cottas Morgenblatt gesandt habe, die ihr und Humboldt besonders lieb waren.

Herr Cotta hat mir gesagt, daß Sie einmal an ihn meinetwegen geschrieben hatten. Das hat mich sehr gerührt. Glauben Sie es, edle Frau, der Segen des guten Willens geht nie verloren.

Rom, Sonnabend Abends den 17. December 1808.

Wie haben mich Ihre lieben liebe- und seelenvollen Zeilen ergriffen! O das läßt sich nicht sagen; aber tief habe ich's gefühlt

und bewahre es als etwas Heiliges, daß Ihre Empfindung zu mir von dem sprechen konnte, was Ihnen das Heiligste ist und sein muß — von Ihrem Schmerz. Brich immerhin, du armes Herz! möchte man in gewissen Fällen sagen, nur dann bist du es werth, solchen Schmerz zu leiden. Ach, so tief, so innig, so liebend habe ich Sie noch nicht gekannt, und nun erst erhalten alle jene nie verloschenen Eindrücke, die ich von Ihrer milden weiblichen Erscheinung mit mir nahm, himmlische Blüthen; nun erst weiß ich's, daß meine Liebe zu Ihnen etwas höher Gebotenes war. Sie sehen, edle Charlotte, wie ich mich ohne alle Furcht ausspreche, weil ich das Glück fühle, mich so aussprechen zu dürfen. Wie wahr haben Sie über das Schweigen gesprochen! Ihnen müssen die hörbarwerdenden Laute vernehmlich werden, wie sie in mir erklingen, denn ich trage eine innere Wahrheit in mir und einen Glauben an die Stimmen in einer unverfälschten Menschennatur, auf dem allein des Dichters Seligkeiten beruhen. Ich habe dieses Wort in tieferem Sinne fassen gelernt. Das Leben ist mir wie verschwunden, aber das Symbol des Lebendigen ist mir geblieben. Eine neue reinere Jugend der Seele ist zu mir herabgekommen, und eine Welt mit leuchtender Sonne und einer heiligen Sternennacht ist in mir aufgegangen. Alles das ist geschehen kurz nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, nach einem Abendgespräch, in welchem Frau von Humboldt mir erzählte — während wir am hohen Rand des Albaner-Sees wandelten — wie Schiller sich meiner erinnert habe mit Ihnen. Da kam, als ich zu den Lorbeerbäumen und der Stille des Klosters kehrte, der Geist Gottes über mich, und eine mir unbekannt gewesene Welt der Dichtung trat mit funkelnden Bildern des lebendigsten Lebens aus mir hervor. Ich schrieb das Mährchen von der Sonnenkönigin oder das heilige Mährchen der Liebe und der Verwandlungen der Liebe in zehn Gemälden in zwei Tagen. Als ich fertig war, weinte ich helle Freudenthränen und flog in die Himmel den Geist Schillers aufzusuchen, da ich ihn auf der Erde nicht mehr zu finden wußte. Seitdem bin ich ein andrer

Mensch. Ein Saitenspiel ruht über meinem Herzen, und von selbst kommen die Töne. Ich schrieb ein zweites Gedicht, die Perleninsel, in 24 Stunden; dann Maria oder die heiligen Blumen in zwölf Gemälden; dann Sigmunds heilige Wallfahrten in drei für sich bestehenden Gemälden, ähnlich dem vorigen. Heute habe ich das letzte Gedicht versandt, das ich in diesem Jahre schrieb, so glaube ichs, es heißt die heilige Dichtung von der Freundschaft, ein Pilgerlied. Der vielen kleinen Sachen erwähne ich gar nicht. Vieles hab' ich Cotta gesandt für sein Morgenblatt, denn wir sind nun Freunde. Ich wollte, daß das kleine Lied: die heilige Quelle der Liebe mit Küsters trefflicher Musik sich zu Ihnen verirrte, wie die Musik des Lacryma-Liedes u. s. w. Von dem Liede: die stille Welt, ist mir meine eigene einfache Composition lieber; mir kommt nämlich mit jedem Liede auch eine Melodie. Das Alles sage ich nur Ihnen und Ihrer guten Schwester; Andere sollen es nicht wissen; aus eben dem Grunde, warum Sie mit Wenigen von Ihrem Schmerze sprechen können. Ich muß Ihnen hiebei etwas bekennen. Ich habe das Mährchen von der Treue ebenfalls durchgearbeitet, weil Schiller es liebte und herausgeben wollte, und deßwegen und um Ihnen doch einen kleinen schwachen Beweis meiner Liebe öffentlich zu geben, hab ich es Ihnen dedicirt und es freut mich nun doppelt, daß ich meinem Herzen folgte. Wohl weiß ich, daß das Mährchen selbst in Vielem anders hätte sein können; aber die Hauptidee, die sich zuletzt einfach entwickelt, wird mir immer theuer sein, und um dieser Idee willen durfte ich das Ganze Ihnen zueignen. Werden Sie damit zufrieden sein? O gewiß! Sie können nicht anders. Sehen Sie, wie gewiß ich das weiß!

Gegenwärtig schreibe ich an dem zweiten Theil meiner sicilianischen Reise, der zugleich ein psychologisches Fragment aus der Geschichte meines Lebens, neben der Schilderung des ungekannten Siciliens sein wird. Mit neuer Liebe arbeite ich nun daran, weil ich denke, daß es Ihnen Unterhaltung und Genuß gewähren könnte.

Nebenbei schreib ich Anticharaden oder Geschichten, die Räthsel sein sollen, aber dem wahren Gefühl sich vor der Auflösung offenbaren müssen. Den Sommer hab' ich vier Oelgemälde vollendet, die meine bestgemalten sind. Daß Sie meinen Freund Caumern sahen, freut mich sehr. Es ist einer der reinsten Menschen gewesen, die ich seit vielen Jahren gekannt habe, und seine Erscheinung hat auf mich unglaublich gewirkt. Er war, seit ich von der Heimath fort bin, der Einzige, der die Bäume meiner Kindheit sah. Die Zeichnungen waren nur Schattenrißstriche, und keines der vielen Gedichte, die ich im Mai schrieb, z. B. das Weib im Schleier, der Jungfrau Unglücksweg, das frühe Maibild, Camaldoli, Epistel an Elise, an Dorothea, das Grab, Erfahrungsvermächtniß u. s. w. von denen er Abschriften hatte, hat er vollendet gesehen; aber geschrieben hab' ich ihm, und der letzte Brief an ihn veranlaßte die erwähnte heilige Dichtung von der Freundschaft.

Ich genieße einer guten Gesundheit und vieler Zufriedenheit, nachdem ich mich durch Unzähliges durchgerungen habe. Oefters sah ich die Fr. v. H., gebe ihrer Tochter einen Religionsunterricht, den ich in dem Kloster am Albaner See, mit Rücksicht auf das Bedürfniß unserer Zeit geschrieben habe. Die Arbeit und mein reiner Wille werden mir werth bleiben, sei der Erfolg welcher er wolle. Wie sehr danke ich Ihnen, daß Sie mir von Ihrer Wohnung und Ihren Kindern ausführlich sprachen. Nun kenne ich Alle und lebe im Geiste mit Allen und lerne sie lieben, ehe ich sie sah. Die Frage: ob ich Sie wieder sehen werde? macht mich wehmüthig. Wenn es auf solche Fragen kommt, dann verhülle ich gern meine Augen und will nichts wissen, sondern sage kindlich: wie Gott es will! Nur die Liebe ist mein. Diese Unendliche kennt keine Schranken und drängt mit Gotteskraft sich über alle Zeit hinaus. Ich lasse sie walten, wie es ihr natürlich ist, und bete die unendliche Natur an und glaube und hoffe alles Gute, Alles woran mein Sehnen hängt, um der Liebe willen. Die Liebe segne, erfreue, tröste Sie!

Rom, den 21. December 1808.

Meine ganze Empfindung segnet Sie für Ihren Brief und für den Reichthum der himmlischen Liebe, die er enthält. Welch eine heilige Weihnachtswoche für mich! denn ich lebte sie mit Ihnen, mit Schiller und allen allen Erinnerungen von Ihnen Beiden. Ihnen dank' ich's auch, daß ich mich aussprechen und ausweinen konnte, wie ich es vorher nicht konnte. Ich erschrak vor dem bloßen Gedanken ein Gedicht auf Schillers Nichtmehrsein unter uns zu machen, und doch drückte es mir das Herz ab so stumm zu bleiben und thränenlos, wie wenn ich ein Fremder wäre. Endlich meine Freundin wagte ich's, und in einer halben Stunde schrieb ich auf das Couvert Ihres Briefes die heilige Klage, die ich Ihnen sende. Einige der ersten Ausdrücke waren individueller, als sie jetzt ausgedrückt sind, denn im ersten Augenblicke dacht' ich nur an Sie und mich, und vergaß, daß er der Welt gehörte. Sie werden es empfinden, daß es empfunden ist. Bei dem sechsten Vers hab ich mich ausgeweint. Nun ist mir wohl. O es ist etwas Wunderbares um die Liebe; aber nur Wenige kennen sie! An dem gleichen Morgen schrieb ich ein anderes Gedicht, überschrieben: die drei ernsten Worte des Freundes, und am Tage darauf: der schwerste Moment des Schicksals. Beide sind für Karoline H. und kommen in die Sammlung meiner heiligen Lieder. Sobald ich Ihnen wieder schreibe, werd' ich Ihnen abschreiben, was mir das liebere ist. Diesem Brief will ich seine Einheit nicht nehmen. Aber werden Sie mir nicht wieder schreiben? oder wollen Sie wieder lange Zeit vergehen lassen? Thun Sie es nicht! Ihre Klarheit, Innigkeit und Wahrheit ist wahres Oel des Lebens in die Lampe meines Geistes. Niemand kann mir das beglückende Gefühl geben, das Sie mir geben; denn ich habe einen unbegrenzten Glauben zu Ihnen, und sind es nicht zwölf oder vierzehn Jahre, seit ich Sie am letzten sah? Wahrlich das Einzige, was uns bei dem fliehenden Leben für seine Flucht entschädigen kann, ist die bewährtere Empfindung der Freundschaft; aber auch diese kennen nur Wenige.

In meinem nächsten Brief hoff' ich Ihnen mehr von den kleinen Erzählungen zu sagen, die ich schreiben will. Drei sind unvermerkt fertig geworden. Der Roman von den beiden Fischen, Eginhards Reise nach Chamouny und veau de Grill oder das Namen-Lotto.[1]

Es fehlt mir nicht an guter Laune, aber sehr an Zeit, ungeachtet ich fast zu Niemand gehe.

(Beilage zum 21. December 1808.)

Heilige Klage um Friedrich Schiller.

Abgeschrieben für Charlotte Schiller von ihrem Freunde.

Wo der Bach durch Frühlingsbüsche rinnet,
Wo die stille goldne Quelle quillt,
Wo am Quell das blaue Blümchen sinnet,
Zaubrisch wiederglänzt des Himmels Bild;
Wo die Kindheit mit den Kindern spielet,
Wo das Mädchen Rosenkränze flicht —,
Wo der Jüngling hohe Wonne fühlet:
Kennt ihr jene sel'gen Fluren nicht? —

Welche Stimme tönt aus ferner Welle? —
Zur Verwandlung rief dich das Geschick;
Suche nie die vor'ge Blüthenstelle,
Liebe führ' zum Urquell dich zurück.
Ach, verändert sind des Lebens Zeugen!
Aus den Blumen stieg ein dunkler Wald!
Und die süßen Frühlingssänger schweigen;
Und der Wonne Laute sind verhallt.

Wo die Kindheit spielte, starrt die Bahre,
Und verschwunden ist der Quelle Glanz.
Seht! die Jungfrau wallt mit losem Haare,
Und im Staube traurt der schönste Kranz.
Von dem Jüngling, der am Maies-Tage
Sie mit heil'ger, treuer Lieb' umschlang,
Steht der Name nur — am Sarkophage,
Und verstummt ist seiner Harfe Klang.

[1] Das Gedicht „der Spiegel der Diana" im Taschenbuch aus Rom 1810 S. 76 scheint auch von Graß zu sein.

Zu der Himmelslampe bleichem Glänzen
Sieht die Weinende aus Nacht empor;
Und aus ungemessnen Lebens Grenzen
Schweben ihr der Hoffnung Bilder vor.
Bietet ihr der Erde Herrlichkeiten
Und was je die Welt für Großes nahm;
Ihre Wonne weilt in fernen Weiten
Seligkeit giebt ihr — allein der Gram.

Such' ich euch ihr lichten Morgenauen?
Such' ich vor'ger Rosenmonde Glück? —
Nein, dich will ich, dich, du Heil'ge schauen,
Mit des Schmerzens tiefstem heil'gen Blick.
Will mit dir an dunklen Urnen weinen,
Mühsam irren, wo kein Mensch mich sieht,
Und in stillen, ernsten Todeshainen
Sing' ich dann mein schönstes tiefstes Lied.

Um den Mann, den jede Nachwelt nenne;
Der zu frühe seiner Zeit entgieng;
Um den Freund, von dem kein Herz sich trenne,
Das von ihm ein schönres Sein empfieng.
Frommer Schmerz! entsteige du dem Busen!
Reiner strömt aus dir Begeist'rung her.
Weinet alle Grazien und Musen!
Schiller's, Schiller's Stimme tönt nicht mehr!

Zu den Sternen ist er hingezogen,
Denn ein Stern war unter Menschen er,
Und der ganze volle Himmelsbogen
Gieng im Klang des Liedes vor ihm her.
Quellen horchten, wo sonst Bäche rauschten,
Und der Freunde schönstes Fest begann;
Alle Genien der Menschheit lauschten,
Nur die Sänger sah'n sich staunend an.

Fliegt ihm nach im vollsten Chor vereinet,
Dankestöne von der Menschenflur!
Deutschlands Mütter! Deutschlands Töchter weinet,
Männer, Söhne ehrt des Edlen Spur!
Himmlische Gewalt hat uns ihm anverbunden,
Nicht entreißen soll uns ihn die Zeit.
Heil'ge Liebe kennt kein Maß der Stunden
Und ihr Himmel ist Unendlichkeit!

VI.

Johann Dietrich Gries,

geboren den 7. Februar 1775, gestorben den 9. Februar 1842.

Jena, den 18. April 1813.

Sie werden, verehrte Frau, es mir hoffentlich nicht abschlagen, wenn ich Sie ersuche, das beikommende Werk als ein Zeichen meiner alten und unvertilgbaren Hochachtung freundlich aufzunehmen. Wem könnte ich es lieber überreichen, als Ihnen, die Sie seit so langer Zeit mich mit Ihrem Wohlwollen erfreut haben? Wem lieber, als der Gattin des Unvergeßlichen, dem ich so unendlich viel, so viel mehr verdanke, als er selbst vielleicht wußte?

So oft ich mich meiner frohen Jugend erinnere, fallen mir die glücklichen Tage wieder ein, wo ich Schillers Umgang, Aufmunterung und Belehrung genoß. Wenn ich in meinen Bestrebungen nicht ganz unglücklich gewesen bin, so habe ich es wahrlich ihm allein zu verdanken. Sie wissen es ja, mit welcher himmlischen Güte er ein strebendes Gemüth an sich zu ziehen, aufzumuntern, anzuregen wußte.[1] Auch ist mit ihm mein Bestes dahin gegangen. Seit er uns verließ, habe ich es fast nicht mehr gewagt, mich in eigenen Dichtungen zu versuchen. Ich begnüge mich, mir durch Uebertragung fremder Arbeiten einiges, wenn gleich nur untergeordnetes Verdienst, zu erwerben.

[1] S. Diezmann, aus Weimars Glanzzeit. S. 25.

Wie anders würde die Vorstellung der Zenobia ausgefallen sein, wenn Schiller sich ihrer angenommen hätte! Jetzt muß ich mich freuen, daß es nur so leidlich gegangen ist, und daß die Zeitungen, die ihren gänzlichen Sturz und Untergang verkündigen, doch nicht durchaus Recht haben. [1] Doch möchten sie auch: auf allgemeinen, rauschenden Beifall kann eine so fremdartige Erscheinung keinen Anspruch machen. Ich bin zufrieden, wenn die wenigen Freunde ächter Poesie den großen Dichter in meiner Nachbildung nicht ganz verkannt haben.

Ihr ergebenster

J. D. Gries.

[1] Calderons Zenobia wurde am 30. Januar aufgeführt und u. a. in der Allgemeinen Zeitung Ungünstiges von ihrer Aufnahme berichtet. Charlotte an Knebel S. 175. 183. 194.

VII.

Dr. Joseph Harbaur,

hatte als junger Mediciner Schiller während seiner Krankheit im Winter 1799 bis 1801 treu gepflegt und war von der Zeit an enge mit der Familie verbunden. Als Schiller die Jungfrau von Orleans ausarbeitete, suchte er einen stillen Aufenthalt.

Jena le 16 Août 1800.

Madame,

Maintenant je viens de chez Niethammer. Je vous avais déjà parlé d'une belle chambre, qui à mon avis aurait pu convenir à Monsieur Schiller, mais aujourd'hui ils m'en ont montré une plus belle encore en haut, où il ne pourrait pas être gêné du tout. — Il y serait aussi seul, aussi peu gêné et aussi commode qu'à Etersbourg, et certainement aussi agréable. Mr. et Mde. Niethammer m'assurent que cela ne leur ferait pas le moindre embarras, et la manière dont ils m'ont démontré les arrangemens dans la maison, ne me laisse aucun doute qu'ils ne l'attendent avec plaisir. Quant à moi je ne manque pas d'apprendre l'hombre pour pouvoir être de la partie les soirs quand Schiller voudra se reposer. Alors il n'irait pas se coucher la tête échauffée de ses travaux, et il se portera mieux — —

Schiller war am 14. nach Ober-Weimar gezogen. I. 270, an Goethe Nr. 759. Im Jahr 1801 gieng H. nach Paris (II. 70 ff.), von wo er am 24. Februar 1804 u. a. schreibt: „Ich habe immer viele Kranke und bin glücklich in dem Lärm." 1804 schickte er an Schiller folgende Karte: „Herrn Hofrath v. Schiller

bittet um freundliche Aufnahme des Herrn Dr. Gmelin aus Tübingen [1] sein ewig treuer Harbaur. Herr Dr. Gmelin wird Ihnen sagen von dem Antrag des Fürsten Oranien Fuld an mich. Ich wünschte sobald wie möglich Ihre Meinung darüber zu lesen." Der Antrag wurde angenommen, und im Juni 1805 begrüßte er Charlotten in Fuld als Direktor des Medicinal-Collegiums (I. 386). 1810 gieng er, nachdem das Fürstenthum aufgehört hatte, nach Petersburg, wo er zwei Jahre im Hause des Grafen Kotschoubey lebte.

Petersburg 27. April 1810.

In Berlin erst wurde mir wieder wohl wie vorher in Weimar, ich fand mich wieder mehr unter den Meinen, und hatte auch was anders zu thun als blos zu essen zu trinken. Auch hier wo mir bis jetzt, außer den schönen Häusern und breiten Straßen, also der Todten Pracht, nichts positiv gefällt, ist mir nicht unwohl. Niemand ist mir zudringlich und zum erstenmal seit zehn Jahren genieße ich das Wohlthätige der Einsamkeit ohne müßig zu sein und das Leben zu verlieren.

Der Gedanke an meine Familie für die ich mich exilirt habe, gibt mir forthin dieselbe Zufriedenheit wie von Anfang an wo ich das lustigere Leben verließ. Das Haus in dem ich bin ist gut, man ist sich allgemein wohlwollend, gefällig, zuvorkommend, also hierin bin ich sehr glücklich gefallen. Der Wunsch des Grafen und vorzüglich der Gräfin auf ihre Güter in der Ukraine zu ziehen, und da allerlei schöne wohlthätige Anstalten zu errichten, ist zwar immer rege, Andere aber wollen mir wegen der Nothwendigkeit seiner Gegenwart in dem Reichsconseil versichern, daß er diese Abwesenheit nicht wird zu Stande bringen. Die Großfürstin hat der Kaiserin Mutter in mehreren Briefen schon vor meiner Ankunft eine sehr vortheilhafte Meinung von mir zu geben die Gnade gehabt, ich bin deßwegen letzten Sonntag sehr gnädig von der Kaiserin empfangen worden. Was macht Ernst? Sie haben wohlgethan mir ihn nicht mitzugeben, welches Klima! noch friert es

[1] Er traf Schiller gerade in Jena während seines gefährlichen Krankheitsanfalls im Juli 1804 und gab Körner Nachrichten. Ueber seinen Besuch schreibt Körner IV. 371.

jede Nacht. Die todten Häuser und Straßen sind schön, aber die ganze Natur scheint leblos und die Sonne kann nicht durch die dicke Eisrinde in das Innere weder der Erde noch der Menschen, wenn welche da sind, dringen. Die Newa soll prächtig sein, ich habe sie aber noch nicht gesehen, fahre aber oft über das Eis, unter dem sie verborgen sein soll.

Petersburg, den 18. December 1811.

Meine zwei Jahre sind nun bald zu Ende, ich habe mein Engagement ausgehalten, aufgehoben, und bin wieder in mein natürliches Leben die freie Praxis zurückgekehrt. Dadurch daß Graf Kotschoubey nicht wie wir glaubten mit seiner Familie auf Reisen lebte, sondern hier blieb, haben sich meine Geschäfte so vermehrt, daß ich sie nirgends besser finden könnte. Das Leben hier ist ein wenig sehr mühsam, das ist wahr, aber ich kann es schon aushalten und befinde mich wohl dabei; ob die Arbeit mir für die Zukunft etwas mehr Bequemlichkeit des Lebens sichern werde, kann ich erst nach einiger Zeit beurtheilen. Viel Zufriedenheit, inwiefern sie von unsern Umständen abhängen könnte, ließ sich wirklich schöpfen, aus dem allgemeinen Zutrauen durch das ich Eingang finde. So hat man ohne mein Hinzuthun mich zum Mitglied des Medicinalraths ernannt, welcher nur für Rußland errichtet ist, welches eine ehrenvolle Auszeichnung ist und meine Geschäfte nicht stört. Auch bin ich der ordentliche Arzt der Guides des kaiserlichen Generalstabs, ohne jedoch in Dienstverhältnisse getreten zu sein.

So will ich es denn nun einige Zeit treiben und sehen was ich bewirken kann.

Louvain ce 7 Août 1818.

Espérant d'une année à l'autre d'avoir enfin un établissement stable, je remettais toujours à cet heureux moment de retrouver le fil de mes anciennes relations dont le souvenir est gravé dans mon ame à un point que tous les jours je puis me ramener à 20 années en arrière, et me retracer toutes les circonstances comme si ce n'était que d'hier.

Je n'ai cependant pas manqué de Vos nouvelles tout à fait, ayant rencontré plusieurs fois le prince Bernhard. [1] Ma mère nous avait encore vus pendant six mois à mon retour de la Russie avec ma femme, et bien contente, mais les infirmités qu'elle avait conservées des prisons [2] l'ont épuisée et elle est morte d'hydropisie de poitrine il y a quatre ans. Depuis ma soeur Bärbchen a resté avec nous et nous a suivis jusqu'ici disposée à y rester toujours. Mais un professeur d'histoire naturelle principalement de botanique que j'ai appelé de Wurzbourg il y a un an, Mr. Adelmann, frère de notre professeur en chirurgie à Fulde, vient de la demander en mariage, et j'y ai déjà donné mon consentement. La première année j'étais chargé de la réorganisation de toutes les affaires et instructions médicales de ce pays, et obligé de voyager dans toutes les villes en retournant à tout instant à la Haye. La seconde année j'ai eu notre Roi assez sérieusement indisposé pour en être très-préoccupé continuellement, sans que cela devait paraître. Cela passé je fus chargé comme *rector magnificus* de réorganiser l'université à Louvain avec des élémens bien hétérogènes, savoir quelques têtes exaltées de l'Allemagne et les restes de l'ancienne Université avec tous leurs préjugés et entêtement, dans un pays où depuis des siècles on n'était guère content. Enfin cela va bien aussi, mieux que je n'avais osé espérer de ces différentes têtes qui toutes commencent à s'entendre. J'espère néanmoins qu'enfin on m'y laissera une fois tranquille à l'exception des voyages à la Haye ou à Bruxelles en cas de besoin, afin de jouir un peu de la vie après 20 années de tourments — —

Dr. Harbaur.

[1] Von Weimar, in niederländischen Diensten.
[2] Während der Revolutionszeit.

VIII.

Friedrich v. Hardenberg,

genannt Novalis.

Geboren den 2. Mai 1772, gestorben den 25. März 1801.

Bester Herr Hofrath!

Mein widerwärtiges Schicksal verhindert dießmal meine so lang ersehnte Reise nach Erfurt. Es ist hier in ganz Jena für heute kein Wagen und noch viel weniger ein Pferd zu bekommen. Meine angestrengteste Mühe ging verloren und es bleibt mir nichts übrig, als meine Phantasie so lebendig als möglich, die Darstellung des auf mich wartenden Vergnügens vollenden zu lassen. Wie gern hätte ich Sie nicht gesehen, wie gern an Ihrer Seite so glühend und froh den Dichter des Don Karlos und die gelungensten Augenblicke der Kunst in der Vorstellung genossen und verschlungen; wie freute ich mich nicht zugleich auf die persönliche Bekanntschaft mit dem guten, seelenvollen Dalberg, der leider nur noch fast einzig unter den Fürsten Deutschlands steht, und den ich schon deßwegen hochschätzen würde, wenn er sich nur für meinen lieben Schiller recht warm und innig interessirte; aber nun ist dieß alles vereitelt, und ich muß mich resigniren; welches ich auch desto leichter kann, da mir wenigstens die Hoffnung nicht benommen ist, doch Sie noch während dieser Ferien einmal zu sehen. Offenherzig war Ihre persönliche Bekanntschaft und Ihr freundschaftlicher

Umgang auch das Einzige, was ich höchst ungern in Jena verlasse und was ich in Leipzig nicht aufhören werde zu vermissen. Ein Wort von Ihnen wirkte mehr auf mich, als die wiederholten Ermahnungen und Belehrungen Anderer. Es entzündete tausend andere Funken in mir und ward mir nützlicher und hülfreicher zu meiner Bildung und Denkungsart als die gründlichsten Deductionen und Beweisgründe. Unendlich viel hätte ich in diesem Winter von Ihnen gewonnen, was des angewandtesten Fleißes, des willigsten Bestrebens ungeachtet mir vielleicht nicht in Jahren erreichbar wird. Und selbst dieß abgerechnet, so wäre Ihr freundschaftliches Herz, Ihre ganze Individualität, der ich so nah mich wußte, genug gewesen um Jena mir angenehm und unvergeßlich zu machen. Und doch werde ich Alles leichter ertragen, wenn mich nur das Bewußtsein begleitet, daß ich Ihnen ein bischen lieb bleibe, und daß ich, wenn ich Sie wieder sehe, noch immer die alte Stelle in Ihrem Herzen finde. Denn wen sollte nicht das überschwänglich selige Gefühl, sich von Ihnen wärmer umfaßt zu wissen, für Alles und selbst den persönlichen Umgang mit Ihnen entschädigen. Ihnen größtentheils werde ich es zuschreiben, wenn diesen Winter mein eifrigster Wille meine Kräfte unterstützt, um die gefährlichste Klippe eines jungen, lebendigen Kopfs, die sauren anhaltenden Vorarbeiten zu einem künftigen, bestimmten Beruf, glücklich zu übersteigen; denn sie machten mich auf den mehr als alltägigen Zweck aufmerksam, den ein gesunder Kopf sich hier wählen könne und müsse, und gaben mir damit den letzten, entscheidenden Stoß, der wenigstens meinen Willen sogleich fest bestimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine zu allen meinen Verhältnissen leicht bezogene und passende Richtung gab. Ich kann Ihnen zwar nicht verhehlen, daß ich stets glaube, daß meine Neigung zu den süßen Künsten der Musen nie erlöschen und meine liebe, freundliche Begleiterin durch's Leben sein wird, daß immer die Worte der Lieblinge Apolls einen unnennbaren Zauber für meine Seele behalten werden, und ich nie ungeneigt sein werde, dem Wunsche des Königs von

Preußen beizupflichten, wenn gleich auf eine ganz verschiedene Art, der die Zayre Voltaires lieber gemacht haben wollte, als Sieger in so vielen Schlachten gewesen zu seyn; daß ich endlich selbst in manchen süßen, heimlichen Augenblicken Funken vom heiligen Altar der Kunst zu entwenden mir nicht entbrechen werde und selbst an der Seite der strengen Göttin, zu deren Priester ich mich an Kopf und Herzen combabisiren lassen soll, noch manchen verstohlenen Blick und manchen liebeathmenden Seufzer den glücklicheren Lieblingen der Grazien und Musen und ihren Schutzgöttinnen zuzuwerfen, aber dem ungeachtet hoffe ich auch zu Gunsten meines bessern aber vielleicht kleinsten Selbsts, der Vernunft meinem gefaßten Vorsatz und dem mir am fernen Ziel winkenden Genius der höheren Pflicht treu zu bleiben und dem Rufe des Schicksals gehorsam zu sein, das aus meinen Verhältnissen unverkennbar deutlich zu mir spricht. Aber zuseufzen werde ich Ihnen doch noch zuweilen: ora pro nobis. Der Frau Hofräthin bitte ich Sie mich unterthänigst zu empfehlen und Sie, bester Herr Hofrath, wünsche ich bald gesünder als jemals und im vollen Gefühl erneuter Jugendkraft und Munterkeit zu umarmen und Ihnen mündlich wärmer und inniger sagen zu können, mit welchen tiefen Empfindungen von Liebe und Hochachtung ich nie aufhören werde mich zu nennen

Ihren gehorsamen Diener

Friedrich v. Hardenberg.

Jena, den 11. September 1791.

Weißenfels am 7. Oktober 1791.

Ich hoffe, daß mein Brief Sie schon wieder in Jena trifft. Wie gern hätte ich mir nicht selbst das Vergnügen Sie zu überraschen gegönnt, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Auf Weihnachten geschieht es gewiß. Von Ihrer Gesundheit hoffe und wünsche ich alles mögliche Gute aus vollem Herzen. Wie selig wäre ich, wenn ich Ihnen die Hälfte meines jetzigen Wohlbefindens abtreten könnte; meine eigene Heiterkeit würde gewinnen. Ich lebe und webe in der frischen Herbstluft und neue Ströme von Lebenslust

fließen in mich mit jedem Athemzug. Die schöne Gegend und eine Harmlosigkeit, in die ich aufgelöst bin, zaubern mich in die blühenden Reiche der Phantasie hinüber, die ein ebenso magischer, dünner Nebel umschwimmt, als die ferne Landschaft unter meinen Füßen. Ich freue mich mit dem letzten Lächeln des scheidenden Lebens der Natur und dem milden Sonnenblick des erkaltenden Himmels. Die fruchtbare Reife beginnt in Verwesung überzugehen und mir ist der Anblick der langsam hinsterbenden Natur beinahe reicher und größer als ihr Aufblühen und Lebendigwerden im Frühling. Ich fühle mich mehr zu edlen und erhabenen Empfindungen jetzt gestimmt als im Frühjahr, wo die Seele im unthätigen, wollüstigen Empfangen und Genießen schwimmt und, anstatt sich in sich selbst zurückzuziehen, von jedem anziehenden Gegenstande angezogen und zerstreut wird. Schon das Losreißen von so viel schönen lieben Gegenständen macht die Empfindungen zusammengesetzter und interessanter. Daher fühle ich mich auch nie so rein gesinnt und empfänglich für alle Eindrücke der höheren, heiligern Muse als im Herbst. Ich habe jetzt die Odyssee und den Don Karlos gelesen; auf einem Weinberg gelesen, mitten zwischen hochaufgeschossenen, vollen Rebenbüschen, und beide waren wieder für mich neu. So unterschieden sich die dadurch in mir erregten Empfindungen zu anderen Zeiten und in dieser romantischen Lage von einander. Ich habe den Homer wieder so lieb gewonnen in seiner heiligen, einfachen, häuslichen, gutmüthigen Sinn- und Denkart, daß ich Kronen darum gegeben hätte dem biedern Alten um den Hals fallen und mein erröthendes Gesicht in seinem dichten, ehrwürdigen Barte verbergen zu können. So, dachte ich mir, ging er, so sprach er, so trug er sich. Jung und Alt umhüpfte den heiligen Greis und baten ihn um ein Lied von ihren Heroenvätern vor Troja: und dann sang er es ihnen in der simpelsten, faßlichsten, melodischten Volksart und Weise kunstlos aber tief erschütternd, anschmiegend an jedes Herz und Sinn, und die himmlische Grazie schwebte leise und ihm nur sichtbar um seine Lippen, und Natur und Einfalt lehnten sich über seine Schultern.

Wenn ich mich in diesen entzückenden Augenblicken des freisten Geistesgenusses hätte ärgern können, so wär's gewiß geschehen über alle die Schulfüchse und moralischen Krüppel und Zwerge, die aus seinem einfachen, schlichten Wanderstabe bald einen Pariser badin, bald eine Krücke für seinen seinwollenden Nachfolger und Schüler verwahrlost an Herz und Kopf schmiegten, und bald mit Lob bald mit Frechheit und Ueberreiz die um sein Grabmal schwebenden Geister beleidigten, die moralische Grazie und die gerechte Nemesis. Jeder paßte seinen ästhetischen oder moralischen Leisten mit hohem, zermalmenden Schulwitz dem ehrlichen Alten an und gab dann nach einer angestellten, elenden Vergleichung sein decisum streng und unerbittlich, wem er seinen demüthigenden Beifall gnädig zuwinken wollte und wen sein Tadel in den Staub niederwürfe. Genossen und empfunden will Homer sein von seinen Zeitgenossen und wer sich nicht zu seinen Zeitgenossen erheben kann und will, der bleibe von ferne stehen, schlage an seine Brust, und sage: Gott sei mir Sünder gnädig. Ossian und Homer, Milton und Ariost, Virgil und Klopstock, jeder ist, was er wollte und konnte; aber keiner wollte je ein infallibler, einziger Codex der Gesetze der Schönheit und Wahrheit sein und ein Idol für alle Zeiten und Völker abgeben; ja gewiß, lieber Herr Hofrath, geben Sie mir hierin recht, und verzeihen allenfalls meinem jugendlichen Eifer. Aber ein Fehler ganzer Generationen auf Unkosten des gemeinen, reinen Menschensinnes, der die Entweihung unserer Lieblinge angeht, könnte einen zu dem Feuereifer eines Elias berechtigen, der die Baalspfaffen auf gut jüdisch am Bache Kidron schlachten ließ. Mir ist Alles lieb im Homer, wie mir Alles in der Natur lieb und werth ist und so muß es mit jedem großen Menschen sein, dessen Geist eine runde, vollendete Form hat, wenn sie gleich von der andern himmelweit unterschieden ist. So finde ich auch im Ariost, im Ossian, im Werther, im Don Karlos mehr Homerisches, mehr ächte Homerheit als im Apollonius Rhodius und andern Nachahmern Homers, in deren Händen der Göttliche eine Anthropomorphose ausstehen muß.

Aber ich breche hiervon ab, besonders da ich es gewagt habe, vertieft und verloren in diese Betrachtungen einen längeren Aufsatz über Homer, seinen Charakter, seine Sinnesart, seine Beurtheilung und den Geist seines Zeitalters im Allgemeinen betreffend, anzufangen, den ich Ihnen vielleicht zur Prüfung nach seiner Vollendung mitzutheilen wagen werde.

Bei Gelegenheit der Lektüre des Don Karlos habe ich noch einmal die Recension von Bürgers Gedichten gelesen und sie ist mir beinahe in der Stimmung, worein sie mich versetzt hatte, noch zu gelind vorgekommen; da wenigstens der Maßstab, den Sie darin, nicht, wie Viele gethan haben, von der Erfahrung mehrerer Jahrhunderte abstrahirten, sondern ihn a priori aus einem den Gesetzen der Sittlichkeit correspondirenden Gesetze aufstellten und dadurch der Wissenschaft zu einem einzigen Gesichtspunkt verhalfen, der ihr bis dahin mangelte, ihr eine Anwendung und Grenze zeigten, wodurch unfehlbar alles dazu nicht gehörende und falsch angemaßte getrennt und ihr ein Ziel gesetzt wird, das im innersten Heiligthum der Schönheit und Wahrheit steht und unendliche Sonnenwege dem forschenden Zuge des Genius eröffnet, und dadurch so viel für sie thaten, wie Prometheus der Lichträuber für die Sterblichen, da wenigstens der Maßstab, sage ich, sich zu den meisten von Bürgers Gedichten nicht harmonisch verhält. O! ich lerne immer mehr einsehen, daß nur moralische Schönheit, je absichtsloser sie bewirkt zu sein scheint, den einzig unabhängig wahren Werth eines jedweden Werks des dichterischen Genius ausmacht: daß nur sie demselben den Stempel der Unsterblichkeit aufdrücken kann und sie mit dem Siegel der Klassicität bezeichnet. Eine einzige erhabene, moralische Stelle im Don Karlos ist mehr werth als Voltaires Candide und mehr werth vielleicht im Auge der Nemesis der schönen Künste als seine Werke zusammen genommen. Ein witziger Gedanke verzischt wie eine Raquete; der Erguß einer veredelten reinen Empfindung ist ewig, wie die Welt und jedem Edeln ein nie zu erschöpfender, nie zu verlierender Schatz. Jeder ist ein Erbtheil

und Eigenthum der Menschheit, das selbst die Zeit nie veräußern kann. Hätte Idris tausendmal schönere Stanzen noch als Oberon, so würde er doch an Werth diesem untergeordnet bleiben. Nur gehört freilich viel zur vollendeten Schönheit, was nicht eingeschränkt genug gewähntem Nutzen aufgeopfert werden darf, ohne Verletzung der wesentlichsten Formen; das utile muß nicht Zweck werden, sonst fielen wir zu moralischen Predigern und Schlendrianisten herab. Eine ächt erhabene Stelle, im größten Sinne dieses Worts, kann nur moralisch sein. Sie ergreift die Seele in ihren mächtigsten Tiefen und bewegt den ganzen Ocean der Empfindungen. Sie erhebt uns über uns selbst und täuscht selbst den Lasterhaften mit einer augenblicklichen sittlichen Existenz. Sie setzt alle Kräfte in Bewegung und läßt uns höher denken und empfinden. Sie bleibt das unzerstörbare Monument der ewigen Schönheit der Seele, in der sie entstand. O! wie viel verdankte ich Ihnen nicht, wenn ich Ihnen auch nur diese eine Ueberzeugung verdankte. Sie könnte mich allein zu Werken begeistern, die einen sichern Ursprung verriethen, und was noch mehr ist, nur ein Quell des heitersten Bewußtseins, der himmlischten Empfindungen werden. Könnte ich doch diese Liebe zur sittlichen Grazie, zur moralischen Schönheit, zur reinsten, edelsten Leidenschaft entflammen, die je einen sterblichen Busen durchglühte. Zwar unterbricht sie den ruhigen Strom des Nachdenkens, aber sie läßt uns auch schnell die Größe eines Gedankens erfassen, der zwar längst geahndet, doch dem stilleren Herzen unerreichbar noch lange geblieben wäre. Sie gibt unsern Empfindungen, unsern Gefühlen einen Schwung, dessen Schnellkraft auch gegen verdoppelte Hindernisse und die dicke Atmosphäre der Sinnlichkeit aushält. Der Entschluß tritt dem Entwurfe in die Fußstapfe. Tagtäglich suche ich der Grazien meine Seele würdiger zu machen und an jede Stunde einen kleinen Sieg über meine befangene Seele anzuknüpfen. Die vorüber fließenden Eindrücke und Typen des Schönen halte ich fest und entlasse sie nicht eher, als bis sie sich auf manchem zerstreuten Blatte meiner Seele verewigten. Vielleicht

daß einst das mißgestimmte Instrument rein und voll tönt, und Natur und Einfalt ihren verlorenen Sohn wieder finden, daß Künstler erneuern, was Pfuscher verdarben, und was Künstelei verstümperte, die Kunst wieder edelt. Vielleicht daß auch die Linie, die hier sich um die Schönheit windet, dort auch an das Gute sich schmiegt und auf ihrem sanftgeschwungenen Pfade Schönheit und Wahrheit sich findet und Herz und Geist mit den zartesten Faden und im reichsten Bunde vereinigt. Jünglinge, die ihr mit mir einem gleichen Wege nachspürt, bei den Grazien, folget dieser Spur, die uns unser Lehrer, unser angebeteter Schiller zeigte. Ihr werdet glücklich sein. Verzeihen Sie mir, bester Herr Hofrath, diesen wortreichen Erguß des herrschenden Enthusiasmus meiner Seele, ich war zu voll davon und konnte ich wohl mich besser ausschütten als in den Busen eines zärtlich geliebten, duldsamen Freundes, denn Sie unter dieser Bezeichnung zu denken wird immer der Stolz sein

Ihres

Sie innig liebenden Verehrers

Friedrich Leopold v. Hardenberg.

Beilage.

(An Schiller nach Rudolstadt.)

Wie sehr wünschte ich, daß meine Verhältnisse mirs verstatteten, die Freude, Sie nach so schweren und gefährlichen Zufällen wieder ziemlich wohl, und wie der Arzt glaubt, gefahrfrei zu sehen, mit meinem Hardenberg theilen zu dürfen. Mir ist aber nichts in meiner Lage möglich, als Sie meiner innigsten Theilnahme an Allem, was Sie betrifft, durch dieß Blatt zu versichern. Ich habe die schönste Hoffnung, von nun an an mehr frohen Nachrichten von Ihrem Wohlsein mich zu laben, als ich bisher durch nieder-

schlagende Berichte von Ihren Krankheiten gelitten habe. Der brave Vater des jungen Hardenberg weiß es und freut sich, daß seines Sohnes ganzes Herz mit Achtung und Vertrauen Ihnen zugehört; und darauf stützt sich seine Bitte, die ich Ihnen vorzulegen Auftrag habe, Sie möchten das unbedingte Zutrauen, das dieser junge Mensch einem so würdigen Manne gewidmet hat, durch eine gelegentliche und gleichsam ungefähre Unterredung, die ihm sein Rechtsstudium und die ernste Vorbereitung zum künftigen Geschäftsleben wichtig und interessant machte, zu seinem eignen Besten und zur Beförderung des Wohls seiner Familie, die in seiner Person eine Stütze erwartet, nach Ihrer besten Ueberzeugung benützen.

Mehr als irgend ein Mensch können Sie auf diesen guten und anlagevollen Menschen wirken, und der rechtschaffene Vater mißkennt Sie gewiß nicht, wenn er an Ihrem gütigen Willen gar nicht zweifelt.

Mit der innigsten Achtung und Ergebung des Herzens

Ihr

Ihnen gänzlich zugethaner

Jena, den 1. Juli 1791. Schmid.[1]

Arnstadt, den 25. Mai 1797.

Beste Frau Hofräthin!

Sie erhalten hier eine Locke meiner verewigten Freundin. Sophie erinnerte sich oft in den letzten Tagen Ihrer Liebe und Theilnahme. Sie schien sich Hoffnung auf einen nähern Umgang mit Ihnen zu machen. Dieses kleine Andenken an das köstliche Mädchen wird Ihnen gewiß lieb sein. Möchte es Ihnen zugleich ein Beweis sein, wie herzlich ich Sie verehre, wie unvergeßlich mir Ihr Gefühl für Sophiechen sein wird.

Empfehlen Sie mich dem Herrn Hofrath.

Hardenberg.

[1] Daß Schiller diese Bitte, welche ihm also der Professor, nicht der Vater Hardenbergs, wie Frau v. Wolzogen angiebt (Schillers Leben S. 226) aussprach, erfüllt hat, zeigt der vorstehende Brief.

IX.

Frau N. Niethammer,

geborne Eccard,[1] verwittwete Döderlein.

Würzburg, den 25. Oktober 1804.

Schon so lange ist es, daß mich mein Schicksal aus Ihrer Nähe führte, und noch war es mir nicht möglich, Ihnen, meine Liebe! etwas von unserm Sein und Thun in Würzburg zu sagen. Wir wohnen in einer der besten Straßen gegen Mittag, wo uns immer der freundliche Himmel freundlich ins Herz spricht — die alten Jenenser schließen sich sehr an uns an, vorzüglich Paulus, ob es Neigung oder Noth ist, untersuche ich nicht; so lange ich mich gut dabei befinde, frage ich nicht, nach welchem Motiv sie handeln. Sie kennen sie, wissen, daß sie sehr liebenswürdig sein kann, und so zeigte sie sich jetzo mir, wirkt also dadurch angenehm auf mich und meine Laune. Vertrauen kann man nicht zu ihr fassen, weil ihr nichts wichtig und lieb ist als ihr eignes Ich; sie lebt hier aber ganz anders als in Jena, viel geselliger, weiblicher; auch ihn

[1] Niethammer, geb. 1766, seit 1793 in Jena Docent und Professor der Theologie und Philosophie, war 1804 von der neuen bayerischen Regierung mit den Juristen Hufeland, Paulus, Schelling nach Würzburg berufen. Da die Mißhelligkeiten der Neuberufenen oder vielmehr ihrer Frauen schon in v. Hovens Biographie, Nürnberg 1840, besprochen sind, tragen wir kein Bedenken, die Briefe der Betheiligten bekannt zu machen. Schiller gab Niethammers am 14. August 1804 einen herzlichen Empfehlungsbrief mit, Hoven S. 396.

bringt sie dadurch mehr unter die Menschen, was gut für seine Gesundheit ist. Uebrigens ist er auch der alte Paulus noch, der so heimlich seinen Weg geht, der aber mit allen Leuten gut auskommt, außer mit Schelling: an dieser Fehde mußte er mit Theil nehmen, denn die Weiber schürten so lange, bis es lichterloh brannte; Paulus hätte sich gewiß ruhig durchgedrückt, so ruhten sie aber nicht eher mit hin und her sagen, bis denn jeder Theil daran nehmen mußte. Die Schelling,[1] wie sie her kam, war noch mit der Paulus gespannt, raisonniert also über die Paulus ganz abscheulich, weil sie glaubte, sich damit rein zu waschen; sie mochte aber raisonnieren so viel sie wollte, so konnte sie weder den Königstein noch Mainz wegwaschen, da wußten die Würzburger sehr gut, was für eine Rolle sie dort gespielt hatte. Dieß wurde der Paulus aus Freundschaft oder Klatschsucht wieder gesagt; sie gieng aber doch zur Schelling um des äußern Anstands wegen, und diese Dame ließ sich dann auch artig finden, daß sie beide den alten Groll vergessend sich aufs Neue aneinander anschloßen. So formirten denn die Madam Schelling, Paulus, Hoven, Hufeland eine hübsche Quadrille, bis die Schelling ihre Herrschsucht wieder lebendig werden und wirken ließ. Das war nun freilich hart für die Damen, die alle selbst sehr klug sind; das Reich zerfiel also zum zweiten Mal und steht nun in öffentlicher Fehde gegeneinander. Wie ich hierher kam, wurde ich mit nichts als mit Grobheiten, Anmaßungen und Lügen, die die Schelling alle sollte begangen haben, unterhalten, am meisten ist aber die Hoven wüthend auf sie; die wird nicht fertig, von der Heldendame zu reden, so daß ich wirklich dieses unerschöpflichen Themas wegen wenig noch von ihr weiß, als daß sie sehr von der Frau Luzifern muß gemißhandelt worden sein, und darinnen wohl auch der Grund mit liegt, daß es ihr hier nicht gefällt. Diese ist sehr unzufrieden mit Würzburg, freilich mag

[1] Geborne Michaelis aus Göttingen, an Dr. Böhmer in Mainz verheirathet, saß wegen ihrer Betheiligung an dem Mainzer Freiheitsschwindel auf dem Königstein, war dann mit A. v. Schlegel, zuletzt mit Schelling verheirathet.

sie in Ludwigsburg eine angenehmere Lage gehabt haben, um deßwillen sie die hiesige nicht lieb gewinnen könne; nur ist daran das arme Würzburg unschuldig. Hufelands befinden sich sehr gut, er geht nicht mehr so ängstlich auf der Bahn der Kunst und Aesthetik, sondern erlaubt sich auch zuweilen wie ein guter ehrlicher Würzburger zu sein und zu leben, was ihm aber recht gut steht, und wir meinen oft, daß wenn wir ihn so in der Natürlichkeit sehn, es stehe ihm besser, als wenn er so par force der Kunst huldigt; sie ist sich gleich geblieben, ich bin ihr gut und gehe gerne mit ihr um. Kürzlich hat sich das schöne Kleeblatt der Consistorial-Räthe geformt. Martini ist angekommen; ob er der Kirche eine neue Kerze anzünden wird, dieß sollte man kaum glauben, doch hat er eine nette Frau mitgebracht, dieß ist mir wenigstens genug.

Beinah schäme ich mich meiner Zufriedenheit, daß ich das alte liebe Jena, wo ich so manche hohe Freude, manchen herben Schmerz genossen und gelitten habe, so bald vermissen kann; denn aufrichtig, ich fühle mich recht zufrieden hier: meine häusliche Einrichtung hat sich ganz nach meinem Wunsche gemacht, alle Lebensmittel sind besser als in Jena, und nicht nur nicht theurer, im Gegentheil wohlfeiler; freilich hat man mehr Gelegenheit, Geld auszugeben, aber deßhalb wenn man so lebt wie man gelebt hat, kann man mit eben diesem Gelde auskommen, dieß braucht uns also auch keine Unruh zu machen; was die Menschen betrifft, bin ich freilich noch fremd, doch der Niethammer, den seine Geschäfte schon in einen größern Kreis führten, ist sehr zufrieden, er wird mit Achtung und Vertrauen aufgenommen, wodurch er rechte Liebe für seinen Wirkungskreis bekömmt und mit allen Kräften für die gute Sache arbeitet.

Wenn ich auch Alles preise und rühme, so kann ich dieß unmöglich von unsrem Theater, ohne unter die strengen Kritiker zu gehören, daß hier die Kunst nicht auf der Bühne weilt; sie wird auch freilich nicht oder nur von Wenigen gesucht, Graf von Soden sucht durch das Theater Geld zu gewinnen, aber nicht die Kunst

hier einzuführen, und das Würzburger Publikum, freilich nicht verwöhnt durch ein Weimarisches Theater, findet und suchet Kurzweil, uns Verwöhnten ist es gemein und langweilig.

Ich wünsche wohl zuweilen nur eine halbe Stunde bei Ihnen zu sein, um mich deutlich zu überzeugen, daß Sie mit allen Ihren Lieben gesund sind; zuweilen sind wir auch besorgt um Schiller, weil wir noch keine Nachricht von seiner gänzlichen Genesung haben, ich bitte Sie dringend, uns bald die Gewißheit seiner völligen Herstellung zu schenken. Gedeiht das liebe neue Geschöpfchen schön unter Ihrer mütterlichen Liebe und Pflege? Die großen Kinder küssen Sie von mir und meinem Julius. Der Ludwig [1] ist nicht mehr bei uns, vorige Woche haben wir ihn in die zärtliche Liebe und Aufsicht seines Onkels nach Windsheim gebracht, wo er sehr gut für Körper und Geist versorgt ist, deßhalb habe ich ihn auch mit der größten Herzensruhe von mir gelassen.

Sie werden nun wohl bald recht schöne Feierlichkeit haben, wenn die längst erwartete Großfürstin kommt! Sie werden mir doch auch eine kleine Schilderung davon mittheilen, ich sehe sie auch noch als meine Landesfürstin an; wir wollen auch auf ihr Wohl die Gläser anstoßen und ihr vom Herzen wünschen, daß es ihr in ihrem neuen Reich so gut gefallen mag als uns in unsrer kleinen beschränkten Wohnung.

Endlich ist es Zeit zu enden und Ihnen nur noch zu sagen, daß mir Ihre Freundschaft ein süßer Gedanke ist. Sagen Sie Schiller, daß ich oft mit frommem Herzen für seine Erhaltung betete. Auch Ihrer Schwester mein Andenken

Ihre

N. Niethammer.

[1] Döderlein aus der ersten Ehe, der berühmte Philolog und Schulmann, der im Jahr 1863 in Erlangen starb.

X.

Heinrich Eberhard Gottlob Paulus,

geboren den 4. September 1761, gestorben den 10. August 1851,

und

Frau Caroline,[1]

geboren den 14. September 1767, gestorben den 11. März 1844.

An Schiller.

Endlich, liebste Beede, ist unser Wunsch erfüllt und heute Mittag ein Mädchen, das seiner kleinen Mutter vollkommenes dicklichstes Ebenbild ist, nur mit ziemlicher Größe und Stärke seinen sichtbaren Lebenslauf angetreten hat, bei uns erschienen. Wenn Sie es nur gleich sehen könnten. Es ist gar ein hübsches Püppchen.[2]

Und nun, liebste Beede! sollen Sie dem Kindchen auch durch Formeln sich so nahe verbinden lassen, als Sie gewiß bald seiner selbst wegen im Herzen ihm gut sein werden, wenn Sie es nur erst gesehen haben. Schreiben Sie uns doch, wie bald Sie ohnehin

[1] Mit Schiller zu Anfang seines Jenaer Aufenthalts sehr liiert. Mit der Frau, „einem neckischen Wesen" (Goethe an Schiller 849), hatte das Verhältniß Lottens bald aufgehört, intim zu sein (Hennes S. 55), da ihr Benehmen und ihre Natur von einander abwichen. Doch blieb die freundschaftliche Verbindung ungestört. Herzliche Briefe von Paulus aus den Jahren 1813 und 1814 theilt Reuchlin-Melbegg, H. Paulus und seine Zeit. II. Bände. Stuttgart 1853. II. 258—60 mit.

[2] Gestorben den 5. Mai 1847.

hieher kommen würden. Ist dieß nicht gar zu entfernt, so bleibt das Kleine immer indeß eine Heidin. Sollten Sie aber gar zu lange nicht kommen, um bei uns zu bleiben, so giebt Ihnen vielleicht der christliche Geist, mit dem Sie getauft sind, eine frühere kleine Hieherreise ein, wie Sie uns neulich so lieb überrascht haben. Sollten Sie auch den Tag nicht bestimmen können und nur auf einige Tage ungefähr ansagen, so ist's recht gut. Und das Taufwasser, da wirs doch nicht vom Jordan holen lassen, hoffe ich, soll bald parat sein, wenn auch Ihre Ankunft unbestimmt wäre. Wir wollen neben Ihnen noch Reinholds und Griesbachs bitten, Sie wissen selbst nach welchen Verhältnissen.

Alles übrige mündlich. Mit tausend Küssen von uns Beeden und auch schon von dem allerkleinstesten Kußmäulchen.

Der Ihrige

Paulus.

Jena, den 3. September 1791.

Einen Boten, wie Schmid, verdient unsere Kleine. Durch ihn sollen Sie, liebste Beede! wenigstens ein bischen Nachricht von ihr haben. Wäre sie 16 Jahre älter, so käme sie vielleicht selbst mit dem braven Psychologen.

Die christliche Waschung gieng letzten Montag vor; durch Herrn Mezel, weil Oemler schon ein Aergerniß an unsrem Warten genommen hatte und nun auch nicht kommen wollte, wenn wir wollten. Nun desto besser! Sie, liebste Beede haben also nun Ihr kleines gutes Pathchen in bester Form, mit Kreuzen und Segen geweiht und mit hübschen Namen geziert. Denn sie heißt Caroline, Friederika, Sophie, Charlotte, Amalie, Eberhardine, Eleotherie. Möchten Sie sie doch bald recht gesund und wohl herzen können. Liebster, bester Schiller! seien Sie doch ja fein recht skrupulös genau, in Allem, was Ihnen verträglich sein kann und lassen Sie sich doch ja nicht durch irgend eine äußere Gêne zu einiger Anstrengung zwingen.

Meine besten Wünsche und tausend Küsse vom Mütterchen. Leben Sie wohl, meine Theuersten!

Ihr

P.

Jena, 15. September 1791.

(Würzburg), den 11. März (1804).

Ich und der Vater sind diesen Winter recht gesund und wohl, beträchtlich wohler als in Jena gewesen; dieser Vortheil überwiegt bei weitem alles Nachtheilige, was man mit Recht über Würzburg sagen könnte. Die Menschen haben wenig Bildung, wenig natürlichen Verstand, und dabei eine Trägheit, die ich an einem Ort, wo der Steinwein wächst, nicht vermuthet hätte.

Daß wir mit Hovens in einem Hause[1] wohnen, macht uns sehr glücklich. Sie ist beinahe mein einziger Umgang, denn ich bin seit einiger Zeit wieder ganz zu meiner alten stillen Lebensweise zurückgekehrt, weil ich gar zu ungern in Gesellschaften gehe, wo man nichts Vernünftiges hört.

Von dem Uebel, wie Schiller zu Hufeland sagte, sind wir so ziemlich befreit. Diese bösartige Natur hat durch eben so boshafte als dumm erfundene Lügen über mich die Hoven abhalten wollen mit mir umzugehen; als sie sah, daß ihr dieß nicht gelang, so wurde sie gegen die Hoven impertinent, und nun sehen wir sie gar nicht mehr. Auch Schelling hat bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß er ein folgsamer Ehemann ist und daß die bösen Einflüsse dieser Madame Luzifer kräftig auf ihn wirken. Es ist recht gut, daß unsere Wohnung durch eine Kirche von der ihrigen getrennt ist, wo nach katholischer Sitte fleißig geräuchert wird.

Die Hufeland sehe ich wenig. Es giebt hier so viele Casinos, Maskenbälle, Concerte 2c., daß sie selten durch die Langeweile zu mir getrieben wird.

[1] Damals noch im Hauptgebäude des Seminariums, später im Borgiasbau der Universität.

Gegenwärtig ist Graf von Thürheim [1] hier, ein äußerst liebenswürdiger Mann, der aus allen Kräften für die Verbesserung der Universität arbeitet.

Sagen Sie doch Goethe gelegentlich, daß Madame Luzifer ihm die Ehre anthut, auf eine bescheidene Art merken zu lassen, daß er unter die Zahl ihrer stillen Verehrer gehört. Er wird sich gewiß auf diese Auszeichnung nicht wenig zu gute thun.

Caroline Paulus.

Lange, lange schon, verehrteste Freundin! hätte ich auf Ihre freundschaftvolle Bewillkommnung in Heidelberg antworten sollen. Anfangs wollte ich nur ein wenig zuwarten, um Ihnen von Ihrem Herrn Sohn desto mehr erwünschtes schreiben zu können. Darauf kam die Hoffnung, daß wir bald Sie selbst in dem schönen Heidelberger Frühling würden umherführen dürfen. Jetzt, da diese verschwindet oder wenigstens hinausgerückt sein soll, darf der liebe Carl nicht abgehen, ohne daß ich ihn in Gedanken zu der lieben Mama begleite. Schon sein Anblick sagt Ihnen alles erfreuliche. So gesund, natürlich, kräftig, bieder, sieht ein junger Mann nicht aus, wenn er nicht gerade so brav lebt, wie er. Ich habe deßwegen eine herzliche Freude, so oft ich ihn sehe. Wie lieb wird erst der guten Mutter dieser — seltene — Anblick des wunderbaren Jünglings sein, diese sichere Gewährleistung für das Glück seines Lebens! für die Erfüllung Ihrer zärtlichsten Hoffnungen!!

Meine Wenigkeit ist meist bei denen, die einst gelebt haben. Bei ihnen verschwindet aller Zwist der Zeit und es ist gar zu angenehm, sich aus allen Jahrhunderten eine Gesellschaft zusammen zu bitten, wie man nun eben eine zu haben gelaunt ist. Auch meine Gesundheit hält sich dabei so ganz leidlich gut.

Der Ihrige

Heidelberg, den 7. März 1812. H. F. G. Paulus.

[1] Kurator der Universität.

XI.

Ernestine Voß,

geborne Boie,

gestorben den 10. März 1834, im 78. Jahre ihres Alters.

Jena, den 24. Oktober 1803.

Ihre freundliche Zeilen, meine Liebe, haben uns gestern unendlich gefreut. Wir sind nicht eitel, aber wo wir lieb haben wie bei Schillers, da thut es uns in der Seele wohl, wieder geliebt zu werden. Wir reden noch von nichts lieber als von den schönen traulichen Stunden, die uns Schiller geschenkt, wir nennen ihn so gerne den unsern, und klagen nur darüber, daß Sie nicht dabei waren. Diese Stunden sind wahre Sonnenblicke für uns gewesen, deren wir bedürfen, um uns einigermaßen heimisch zu fühlen.

Ihre

Ernestine Voß.

Jena, den 5. November 1803.

Voß ladet Schiller auf ein echt nordisches Getränk, auf den herzerfreuenden Stahl=Punsch ein; dabei will er ihm von wiederkehrender Jugendkraft erzählen; und gewiß werden wir Weiber gerne zuhören, wenn unser Geschäft, die Kolbe zu glühen und die Kanne in Sausen zu bringen, geendet ist. Dann klingen wir herzhaft mit an, wenn wir auch nicht herzhaft mit trinken. Wäret ihr unsre Nachbarn, ich führte es heute aus, obgleich auf die

Tafel nichts als eine Leberwurst kömmt! Auch unser Heinrich[1] wird jetzt recht ernstlich wieder gesund, sonst könnten wir doch nicht fröhlich sein. Gerade in dieser frohen Stimmung hatte Goethe uns getroffen, dessen Besuch uns sehr erfreut. Wir hoffen ihn noch öfterer zu sehen. Bald sehen wir uns, kommt ihr nicht zu uns, so kommen wir zu euch.

E. Voß.

(Winter 1804.)

Wie gerne kämen wir heute selbst zum Wilhelm Tell, aber Voß ist gewaltig beschäftigt, er kann unmöglich abbrechen, wenn die Arbeit, die er unter Händen hat, gelingen soll. Ich denke noch mit lebhafter Freude an den schönen Tag, den ich bei Ihnen zubrachte; seitdem war ich immer nicht ganz wohl, aber der Frühling wird alles gut machen. Künftig sehen wir uns oft, das ist ein froher Gedanke, der mit dem Gefühl einer wieder erlangten Heimath uns wieder jung und rüstig machen wird. Wir grüßen euch beide als liebe Nachbarn und theilnehmende Freunde herzlich.

Ihre

E. Voß.

Heidelberg, den 15. August 1805.

Weil ich es mir selbst verzeihen kann meine Theuerste, daß ich auf drei so herzliche Briefe nicht geantwortet, so weiß ich auch ganz zuversichtlich, daß Sie es mir verzeihen. Dieß feste Vertrauen auf freundliche Nachsicht ist eins der schönsten Gefühle, das ich mit in die Fremde genommen habe. Ihre Freundschaft ist ein heiliger Schatz für uns, wir denken beide nie ohne die innigste Rührung an die schönen Stunden, die wir mit Ihnen in Ihrem einsamen Hause gelebt, an den schönen Abend im Park, wo gewiß Schillers Geist uns nahe war, weil wir alle so lebhaft fühlten, daß kein Tod vereinte Seelen scheidet! Die schöne Ruhe, mit der Sie ihr Schicksal aus Gotteshand zu tragen streben, hat das Band, was

[1] Er litt an der Lippe (Briefe an H. Voß III. 203).

uns bindet, wo möglich noch fester gezogen! Wir hätten es beide ein Glück genannt, mit Ihnen vereint den Weg des Lebens fortzuwandeln, aber auch dieß sollte nicht sein! warum es nicht sein sollte, daß sich hie und da einige Umstände anders fügten, das weiß nur der, der oft an die kleinsten Umstände große Dinge knüpft. Wir haben unter den Umständen, die uns hieher brachten, nicht anders handeln können, und sehen mit froher Zuversicht in die Zukunft, weil wir schon jetzt überzeugt sind, der Wechsel wird uns nicht gereuen.

Was so vorzüglich wichtig für Voß ist, sind die herrlichen Spaziergänge im Schatten, die einem selbst in der Stadt nahe liegen. Alle die unendlichen Berge und Hügel, die man nicht schöner geformt sehen kann, sind vom Fuß bis zur Spitze angebaut. Hohe Berge mit Kastanien- und Obstbäumen, Wein, Gemüse, Korn, alles in der schönsten Mischung. An der Landstraße Alleen von Nuß- und Obstbäumen.

Wir gehen gar zu gerne allein spazieren und entdecken neue Schönheiten; man braucht nur bei jedem Schritt Auge zu sein, so überrascht einen etwas neues. Lauben, wie man hier allenthalben findet, träumt man sich kaum. Einen großen Birnbaum mit gesenkten Zweigen, in den von unten bis zur Spitze der Wein rankt! ich möchte immer laut jubeln. Sie meine theure Lotte, sollen uns noch die Freude machen und ein Weilchen mit uns leben, wenn wir erst ein eignes Haus haben, und einen Birnbaum, in den der Wein rankt, dann sollen Ihre und Schillers Kinder um uns herum spielen, und wir wollen der Gegenwart genießend von Vergangenheit und Zukunft reden. Wir haben ziemlich nahe Aussicht, ein Haus zu bekommen, und wollen unsere Mobilien für bestimmte Plätze machen lassen, denn es ist unser ernster Wille, hier Wurzel zu schlagen und zu gedeihen. Die Menschen sind recht gutartig hier. Leichter fröhlicher Natur und sehr zuvorkommend. In einigen Familien ist uns schon recht wohl geworden.

Voß fängt doch den Vormittag schon wieder an zu arbeiten, und ich thue auch manchmal, als ob ich fleißig bin. Voß dankt

es Ihrer Schwester und Ihnen noch sehr, daß Sie ihm zu einem Besuch in Eisenach den Rath gaben. Er hat in jedem Betracht die größte Ursache, mit seiner Aufnahme zufrieden zu sein. Die Großfürstin hat ihn angezogen, wie sie alle Menschen anzieht; sie hat ihn dringend gebeten wiederzukehren, und nicht in Jena, sondern in Weimar zu wohnen, so auch der Erbprinz, ja selbst der Herzog, und alle mit der väterlichsten Freundlichkeit. Auch Ihren Herrn Schwager, den er dort zuerst gesehen, hat er sehr lieb gewonnen. Dieß alles hat meinem Voß sehr wohl gethan, recht von Herzen wohl! er hatte auf einen solchen Empfang nicht gerechnet. Sonderbar genug ist es, daß es sich so hat fügen müssen, daß Voß gerade beim Abschied den ersten Besuch machte, und doch gieng alles so natürlich zu; er hatte es durchaus nicht in seiner Gewalt, früher zu thun, was er gerne früher gethan hätte. Mit Goethe sind wir gerade da stehen geblieben, wo wir standen, als ich Sie zuletzt sahe. Es ist auch nicht eine Silbe von unserem Wegziehen geredet. Es ist nicht ein herzliches Wort gesprochen. Goethe ist nicht bestimmt, das wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen; ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahndung davon haben, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen, als in seinen Zimmern!

E. Voß.

(1810.)

Es ist mir noch wie ein Traum, daß Sie mit den lieben Kindern unter uns lebten. Das Herz fühlt aber, es sei mehr als ein Traum. Wir rechnen es für einen großen Gewinn, daß wir uns durch Zusammenleben näher gekommen sind, und hoffen mit herzlicher Zuversicht, daß auch Ihnen unser Andenken ein Gewinn fürs Leben sei, wo man auf so vieles stößt, das man nicht des Anschließens werth hält.

Ihre treue E. Voß.

Heidelberg, den 25. Februar 1811.

Wir sind jetzt alle recht heiter, denn auch Heinrich ist vollkommen der Alte. Es hat sich sehr langsam mit ihm gemacht. Vater und Sohn arbeiten rüstig zusammen, und daran hat die Mutter Freude und geht nicht aus dem Hause, als wenn es bestimmt sein muß. Vor wenig Tagen ward Voß sechzig Jahr! Das war ein recht froher Tag, der mit schönen, selbst gezogenen Blumen und Gläserklang gefeiert ward. Wie Wenige haben auf dieser Stufe eine so rüstige Kraft des Leibes und der Seele und ein so warmes, jugendliches Herz. Er sagte zu mir: Die sechzehn Jahre bis zur goldenen Hochzeit habe ich noch recht Muth durchzumachen, wenn du nur bei mir bleibst! Dieß habe ich mit freudigem Handschlag versprochen, wenn es Gottes Wille ist, und ich hoffe, es wird Gottes Wille sein. Er hat uns ja bis jetzt so viel Gutes, in uns selbst und in unsern Kindern zugemessen, worauf wir kaum zu rechnen wagten!

Bis Rudolstadt kommen wir auch diesen Sommer. Die Holsteiner Reise führen wir nicht aus, weil sie zu unserer Erheiterung jetzt nicht dienen kann. Allenthalben, wo wir hinkommen, finden wir Umwandlung der gegenwärtigen Existenz, und in jeder Familie die erste Bestürzung des Fügens in ganz neue und ungewohnte Verhältnisse.

Overbeck,[1] der neulich auf seiner Reise nach Paris hier war, hat uns selbst dringend gebeten, nicht zu reisen. Sein Anblick ging uns dießmal recht durch's Herz. Er muß jetzt danken für das, was sein ganzes Sein untergräbt. Ein Mann, der so von ganzer Seele für das Wohl des Ganzen wirkte und schon so viel Gutes gedeihen sah, was er selbst baute und mit Liebe pflegte! Etwas besser wird es vielleicht noch, wenn erst Alles geordnet ist.

Ihre

E. Voß.

[1] Der Vater des Malers.

Heidelberg, den 30. December 1811.

Seit wir uns sahen, war es immer helle bei uns, deß freuen Sie sich herzlich. Zu kurz war unser Sehen für dießmal, aber wir freuen uns doch noch oft des schönen Tages, den Sie uns mit der lieben Schwester schenkten; er gehört mit zu den freundlichsten Erinnerungen unserer Reise. Dießmal widerstand es unserem Gefühl, nach Weimar zu kommen, weil Goethe so kalt, so steif war. Voß hätte doch zu ihm gehen müssen, und wer sieht so was gerne mehr als einmal? Einmal ist fast schon zu viel, besonders wenn man sich keiner Veranlassung dazu bewußt ist. Wie solches Benehmen in einem fühlenden Herzen Platz einnehmen kann, verstehe ich nicht, und manchmal hat er doch, als wir Nachbarn waren, ein Herz selbst uns nicht verhehlt. Es wird mir jetzt weit schwerer als vor der Reise, das Bild des liebenswürdigen Goethe in meine Seele zurückzurufen; den Schaden fühlt er nicht, aber ich fühle ihn wenigstens noch eine Weile. Sonst waren die Nachgefühle dieser herrlichen Reise ungetrübt, so daß sie uns noch leben. Es geht nichts von Allem verloren, das fühlen wir recht, wenn wir in unsern traulichen Stunden Alles wieder auffrischen. Einen der herrlichsten Genüsse hat mir die nähere Bekanntschaft Ihrer lieben Mutter gebracht. Diese herrliche Frau müssen wir einmal mit einander recht durchloben! Aber durch reine Liebe loben wir sie am meisten, und darin will ich mit Ihnen wetteifern.

Nennen Sie mich aber auch nicht zu keck! Ich kann ihr auch keinen andern Namen als den allgemeinen: der lieben Mutter, geben! So heiter, so theilnehmend, so freundlich habe ich nie etwas beisammen gesehen.

Wenn sie doch Wort hielte und einmal eine Zeitlang mit Ihnen bei uns lebte. Schon in Gotha wollte ich ihr schreiben, aber ich fühlte, daß es nicht in Worte sich fügen wollte, was mein Herz erfüllte. Da nehmen Sie es nur auf sich, diesen reinen Herzensdank für alle Freundlichkeiten darzubringen, den wir ihr

und der herrlichen Fürstin so gerne fühlbar machten für alle kleinen und großen Freundlichkeiten; für die kleinen, die am meisten zu Herzen gehen, ist der Dank gerade am schwersten, und er strebt doch so lebendig, sich auszusprechen. Die letzte Stunde des Abends, als wir zusammen am Fenster standen und von oben herab über so viel stilles Schönes sprachen, was die Fürstin durch sich und durch die liebe Mutter thut, ist mir eine der unvergeßlichsten. Die Zeiten müssen wiederkehren, dann führt mich auch die liebe Mutter in's Eckhaus, wo die Mädchen zu stillen Tugenden erzogen werden. Wir haben eine unbeschreibliche Sehnsucht, die herrliche Fürstin einmal einen Tag in unserer Burg zu bewirthen; wir glauben mit Zuversicht, es soll ihr ungefähr so zu Muthe sein bei uns, wie uns bei ihr! Der Abraham ist wahrlich ein Glückskind zu nennen, unter solchen Einflüssen zu leben. Wären Voß und ich als junge Leute in solche Lage gerathen! Das malen wir uns oft aus, aber sagen doch am Ende: der liebe Gott wußte es doch wohl besser, daß es zu unserem Wohl nöthig war, durch mancherlei Dornen und ungebahnte Wege in eine ruhige Ebene zu gelangen. Wir sind auch so dankbar, daß wir jetzt Alles so licht und eben um und vor uns sehen. In dieser schönen ernsten Stimmung lebe ich gar zu gerne, besonders am Schlusse des Jahrs, wo man so gerne Gutes und nicht Gutes gegen einander abwägt.

Heinrich war einige Monate etwas leidend, aber bei weitem nicht in dem Grade, wie Sie ihn gesehen. Seine Heiterkeit und der Glaube an baldige Besserung hat ihn nicht verlassen, auch hat ihn die Schlafsucht nie überwältigt. Jetzt fängt er wieder an zu essen und mit Lust zu arbeiten, seine zwei Spaziergänge jeden Tag hat er nie versäumt. Er ist gar brav in seinen Verhältnissen zu uns und macht uns das Zusammenleben mit ihm fast unentbehrlich; doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß er auch bald ein Haus baue, weil wir noch da sind, denn er ist für's häusliche Leben geschaffen, mehr als er selbst denkt. Voß tröstet mich immer damit, seine rechte Stunde habe noch nicht geschlagen!

Wir reden nicht mehr mit ihm über diesen Punkt, weil wir deutlich fühlen, daß es nicht gut auf ihn wirkt. Ostern geht er wieder zum Truchseß, das wird ihn vollends gesund machen. Vom Truchseß sollte ich Ihnen erzählen! Da fände ich heute kein Ende, wenn ich es mir recht machen wollte, und am Ende wäre es doch nicht, was Sie befriedigte. Das ist wahrhaft ein Mann aus der alten Kernzeit, der aber mit der jetzigen fortschreitet, so weit es löblich ist. Man ist gleich zu Hause bei ihm und leidet, ohne selbst zu wissen wie, Alles mit, was einen umgibt. Seine Gespräche gehen auf eine eigene Weise zu Herzen, selbst die leichtesten Scherze. Seine Anlagen, in denen er so gerne herum fährt, sind der reine Abdruck seiner Seele; man hat Achtung für die kleinsten seiner Inschriften, weil alle Spielerei entfernt ist. Eine ganz eigene Art, die Hand zu drücken, hat er, wenn man etwas mit Wärme bemerkt und sagt, was ihm gefällt. Aus vier Tagen, die wir dort sein wollten, wurden unbemerkt elf, und es schien uns nicht zu viel, als wir von seinem Segen geleitet abfuhren. Mich hat er zu seiner Zwillingsschwester angenommen, worauf ich stolz bin. Voß sollte nicht Bruder heißen, es ward ein anderes Wort gesucht. Ein Wort von Voß machte ihm unbeschreibliche Freude. Beide erzählten sich aus ihrem Leben die Hauptzüge mit lebendigem Interesse. Da fand es sich denn, daß Voß gerade in dem Jahr, als Truchseß von einem höchst elenden Hofmeister geleitet nach Gießen ging, in eine sehr drückende Lage als Hofmeister zu einem Landedelmann in Mecklenburg gerieth. Warum, sagte Voß, bin ich nicht Euer Hofmeister geworden, da wären wir ja Beide glücklich gewesen. Wie hat er ihn bei diesen Worten geherzt und gedrückt und es immer von neuem wiederholt. Ihm vorzulesen ist ein rechter Genuß, wie lebendig er Alles auffaßt und festhält. Wie musterhaft spricht der glückliche Zustand seiner Bauern für ihn, die er an Leib und Seele verwahrlost übernommen. Wie einzig in seiner Art ist sein Verhältniß zu seinen Hausgenossen, die eigentlich seine wohlversorgte Familie heißen können, obgleich keiner

die Grenze des Anstandes überschreitet. Das Ganze wird durchaus von ihm geleitet, selbst die Küche, ohne daß er je hinein guckt oder Männerwürde verletzt. Für Bequemlichkeit und Behaglichkeit ist auf alle erdenkliche Art gesorgt. Die kleinen Freundlichkeiten gehen in's Unendliche, und sie sind immer so angebracht, daß sie dem Geber mehr zum Bedürfniß waren, als sie dem sind, der sie annimmt. Man fühlt sich in seiner Nähe so fern von Allem, was dem Staub anhaftet, so durchdrungen von der Sehnsucht, gut und brav zu sein. Die ganze Lebensweise dieser fränkischen Ritter (wir haben mehrere Burgen besucht) hat für uns etwas besonders Anziehendes, weil sie sich so sehr der der Ditmarschen Bauern nähert, unter denen wir oft so glücklich waren. Davon erzähle ich Ihnen auch einmal. Sein Verhältniß zu seinem Bruder ist auch einzig. Dieser Bruder scheint für den ersten Anblick ein roher Jagdjunker, aber wie schämt man sich nach zweien Tagen dieses raschen Urtheils! Dessen Haus und Hauswesen und Gartenanlage ist in einem fast entgegengesetzten Ausdruck Original, aber eben so mit Verstand und Liebe angelegt und ausgeführt. Man wird festgehalten hier und dort, und jeder hat die ausgedehnteste rührendste Theilnahme an den Liebschaften des andern. Doch neigt der ältere sein Haupt tief vor dem jüngeren in der natürlichsten Stellung. Wenn wir einmal vorzüglich artig gewesen sind, so belohnen wir uns mit einer Reise zum einzigen Truchseß! Er hat auch versprochen, einmal bei uns zu hausen, nur trennt er sich ungern von seiner Burg. Hätte der Mann den völligen Gebrauch seines Gehörs und Gesichts, wie viel glücklicher wäre er dann, aber er trägt beides mit ruhiger Heiterkeit. Meistens muß er sich mit seinem schlechten Vorleser begnügen, und ehe die Sonne anfängt zu sinken, kann er das Wenige, was er von seinen schönen Anlagen sieht, auch nicht einmal sehen. Die mühselige schriftliche Unterhaltung mit seinen Freunden drückt ihn am meisten. Das harte Schicksal unsers Jakobi hat uns tief betrübt. Man fühlt es stärker, wenn man die schönen Verhältnisse mit Augen sah.

Die Eltern lebten einzig in diesem hoffnungsvollen Jüngling, der aber schon lange den Keim des Todes in der Brust trug; er sah elend aus und war so schnell aufgeschossen. J. v. Neveu, der den Sommer bei uns war, schrieb neulich an Voß; Jakobi wäre zu einer gewissen heitern, ruhigen Ergebung gelangt, er lebte in der Vergangenheit und der tröstenden Zukunft, die Mutter hingegen wäre für keinen Trost empfänglich. Die arme Mutter! Sie ist sehr lebhaft und sah in ihm eine kräftige Stütze für's Alter, nun steht sie ganz einsam, wenn Jakobi zur Ruhe geht! Ganz einsam ist auch schrecklich! Das Schicksal der armen Louise Wieland hörte ich zuerst von Ihnen, nachher umständlicher durch die Griesbach. Gott sei Dank, daß Vater und Tochter so vollkommen hergestellt sind. Die Geduld und Ruhe, mit der diese reine Seele so schweres Leiden ertrug, hat mich unbeschreiblich gerührt, aber man traut es ihr vollkommen zu, wenn man eine Weile mit ihr gelebt hat. Grüßen Sie sie recht herzlich von uns Beiden, und so bald ein Exemplar der neuen Ausgabe der Louise in Ihren Händen ist, fragen Sie diese unsere Lieblinge, ob sie auch eins bekommen, bestellt ist beides beim Verleger. Ihr Karl ist recht heiter von seiner Schweizer Reise zurückgekehrt, er hat uns mancherlei erzählt, obgleich es noch immer etwas schwer hält, ihn zu einem traulichen Gespräch zu bringen; er lebt still und ruhig, und sein freies offenes Auge sagt, daß er seine Zeit gut anwendet.

Voß ist diesen Winter ganz unbeschreiblich fleißig; er wollte erst an seine alte Geographie gehen, kam aber auf eine eigene Art davon ab und gerieth an den Aristophanes. Die übermüthige Vorrede, die Wolf zu der Uebersetzung der Wolken gegeben, machte ihm zuerst Lust, eine Scene zu versuchen; seine eigene Freude an der Arbeit und unsere Bitten halten ihn fest dabei, und nun kann er gar nicht ablassen. Die Heiterkeit, die er bei jeder Arbeit hat, ist wirklich etwas Einziges in ihrer Art, sie theilt sich gleich jedem mit, der ihm naht. Vor fünf weckt ihn schon die Sehnsucht, und Abends um acht ist er selten fertig, wenn die Teller klappern.

Doch darf ich in der Zwischenzeit nahen, wenn ich will, und muß sogar manchmal eine Stimme für diesen oder jenen Ausdruck geben. Die Dämmerungsstunde bleibt für andere Gespräche, wenn sie auch zuweilen etwas gekürzt wird, Abends nach Tisch ist der Kopf frei; er ist jetzt schon am dritten Stück. Mich zieht diese Arbeit auch gewaltig an, wenn ich nur über gewisse Unsauberkeiten hinweg könnte. Das Leben, das darin herrscht, geht über alle Beschreibung, man wird gleich hinein gesetzt, als ob die Menschen vor einem ständen. So geht der Winter schnell und heiter vorüber. Auch in meinem Zimmer geht es nicht unfleißig her, zum Lohn dafür blühen Rosen und andere Blumen.

Ihre treue Freundin

E. Voß.

Heidelberg, den 9. März 1828.

Sie zürnten mir nicht, verehrliche Freundin, daß ich Ihren herzlichen, theilnehmenden Brief bei unserer harten Prüfung unbeantwortet ließ. Gewiß, ich habe die Art, wie Sie mit uns getrauert, von ganzer Seele empfunden, aber ich war erschöpft, durchaus erschöpft von der langen Anstrengung, dem unaussprechlich Leidenden mit heiterem Gesicht Stütze und Trost bis zum letzten Augenblick zu sein. Voß hat redlich diese Pflege mit mir getheilt und ist der Starke gewesen, der sich und mich gehoben hat, mit stiller Ergebung zu tragen, was Gott sendet. Was wir verloren, was wir entbehren, das können Wenige mit uns empfinden. Aber unser Ziel ist ja nicht mehr fern, wo wir wieder finden, was uns voran ging, und erfahren, warum dieser Weg der beste war! — Voß ist wohl und mir geht es leidlich. Wir sehnen uns herzlich nach dem Frühling, wo wir unsere Kinder in Offenburg und in Kreuznach besuchen wollen; wir fühlen Beide, daß wir dieser Zerstreuung bedürfen für Leib und Seele, obgleich wir uns auch fürchten für die Heimkehr, wo sonst der treu liebende Sohn uns empfing. Jetzt bitte ich Sie recht herzlich, schreiben

Sie mir mit erster Post einige Zeilen über unsern Goethe. Möge es Gottes Wille sein, daß er wieder genese und noch eine Zeit lang unter uns weile. Die Zeitungen geben so unbestimmte Nachrichten und nicht alle Tage; wir wollten so gerne genau wissen, wie viel zu hoffen ist, recht bestimmt, wie weit die Gefahr überstanden. Einen Abend nahm man alle Hoffnung, die letzte Nachricht sprach von überstandener Gefahr. Wie lebhaft dachten wir in dieser Zeit jeder schönen Stunde, die wir ihm danken, jedes Zeichens der Liebe, wodurch er unsers Sohnes Herz an sich gefesselt. Sie werden uns sehr erfreuen, je schneller je besser. Wir hielten ihn noch so gerne fest auf dieser Erde, wo noch so manches Gute zu wirken ist; die Wenigen, die diesen höheren Beruf fühlen und zu schätzen wissen, schweben in Angst und Sorge, wenn einer, nach dem so Viele blicken, in Gefahr schwebt, abgerufen zu werden.

Möge er in Besserung sein, der liebe Goethe! Gott segne jede Mittel, die helfen. Könnte herzliche Theilnahme retten, so würde er bald wieder frisch und freute sich seines Lebens und Aller, die ihn lieb haben.

Ihre

Ernestine Voß.

XII.

Heinrich Voß,

geboren 1779, gestorben 1822.

Weimar, den 28. Juni 1805.

Wie soll ich Ihnen für das Geschenk des Stehpults und der Pfeife danken! Wie mir Karl die Pfeife brachte, ich wußte dem guten Jungen nichts zu sagen, ich war zu sehr gerührt. Das Stehpult ehre ich täglich durch würdigen Gebrauch. Es hat einen unendlichen Werth für mich. An diesem Pulte arbeite ich gerne stehend, was ich sonst vielleicht nicht so häufig und auf Unkosten meiner Gesundheit gethan hätte. Jetzt bin ich schon so daran gewöhnt, daß ich nur selten sitze.

Jakobi, der liebenswürdige Mann, ist hier seit fünf Tagen und bleibt bis Montag. Gestern und vorgestern brachte er in Jena bei meinen Eltern zu. Ich besuche ihn alle Morgen. Ich habe ihm viel von Ihnen und von den Kindern erzählt. Seine Liebe und Verehrung für Schillern ist sehr groß, und deßhalb thut es mir leid, daß er nicht früher kam und noch Sie, gnädige Frau, hier fand. Er hat es bei Goethe glücklicher getroffen [1] als meine Eltern, [2] denn jetzt ist Goethe um Vieles heiterer.

Goethe hat vorigen Sonnabend einen Anstoß seiner Krankheit gehabt, aber schon wieder schwächer als das letztemal. Starks

1 Düntzer, Freundesbilder.

2 Siehe oben S. 192.

Prophezeihung trifft ein: die Anfälle kehren von Zeit zu Zeit seltener und schwächer zurück, ehe sie ganz aufhören. Nur zwei Stunden hat Goethe gelitten, dann ruhig geschlafen, und am andern Morgen ist er wieder spazieren gegangen. Dieses Uebel hat in ihm gewühlt, als meine Eltern hier waren.[1] Jakobi ist nach dem Ausbruch gekommen und hat einen äußerst heiteren, geselligen und mitunter lustigen Goethe gefunden.

Goethe hat sogar einen Geniestreich gemacht. Kaum ist Jakobi nach Jena abgereist, so folgt ihm Goethe nach und überrascht ihn daselbst. Das freut mich herzlich, daß Goethe meine Eltern noch einmal in Jena sieht.

Meine Eltern reisen in der folgenden Woche nach Heidelberg ab.

Ich bin mit Hochachtung und freundschaftlichem Herzen

Ihr ergebener

Heinrich Voß.

Weimar, den 8. Juli 1805.

Goethe wird nicht lange in Lauchstedt bleiben, sondern wohl nach Karlsbad gehen, aber erst nach W. zurückkommen. Es gefällt ihm in Lauchstedt nicht, es soll auch miserabel dort sein. Sein Wohlbefinden kann man rühmen. Ich wünschte auch, er ginge nach Brückenau hin. Ich habe aber kein Wort davon gesagt, obgleich ich ihm heute geschrieben habe. August macht sich gar artig in der Schule. Seit der Frankfurter Reise hat er ein schönes, freies Wesen bekommen; auch interessirt ihn jetzt die Wissenschaft, auch ist er fleißig und sehr voll guten Willens.

Meine Eltern gehen morgen hier durch und zum letztenmal; ich bin wehmüthig über ihre Abreise, aber nicht traurig, denn wir sind nicht geschieden, und meinem Vater soll wohl werden im Auslande. Mir läßt er seinen väterlichen Segen zurück, er wie meine theure Mutter, und da wird es mir wohl gehen. Ich habe

[1] Wie reimt sich das mit dem Briefe von H. Voß I. 64?

ja, bei allen einzelnen Wünschen und Bestrebungen, doch nur den einen Hauptwunsch, zur Freude meiner Eltern zu leben. Meine Eltern werden auch von Heidelberg aus auf mich mit Freude blicken.

(Winter 1805.)

Ihr Brief, gnädige Frau, den mir gestern Nachmittag die kleine Emilie brachte, hat mich sehr gerührt wegen der milden Gesinnungen, die er für meinen Freund [1] enthielt. Ich habe es erwartet, daß er keinen unangenehmen Eindruck machen würde, sobald er seinem Herzen einen freien Gang verstattete; aber daß er dieß bei der ersten Erscheinung thun würde, habe ich bei seiner Blödigkeit nicht mit Sicherheit erwartet. — Aber er hat mir den Aufschluß gegeben: „ihm sei gar nicht zu Muthe gewesen wie in einem fremden Hause, die freundliche Aufnahme habe das ganze Zutrauen seines Herzens rege gemacht.“ — Ich habe ihm den Antrag gethan, er hat mich darauf vor Freuden umarmt und gesagt: „Ich will den Kindern Alles sein, was ich kann, den Kindern, die du so lieb hast.“ Heinrich Voß.

Jena, den 12. März 1806.

Wie soll ich Ihnen, verehrte Frau Hofräthin, würdig danken für Ihre Theilnahme an unserem Schicksal, an dem Verluste unserer Familie. [2] Ihre Freundschaft ist segenbringend, und wohl dem, der dieses Segens genießen darf. Wie wird es dem Herzen meiner armen, gebeugten Tante wohl thun, wenn ich ihr diesen Zuruf inniger Freundschaft von Ihnen überbringe; er wird wehmüthige Empfindungen in ihrer Seele erwecken, aber gerade diese werden zu ihrem Troste beitragen. — Sie haben sich zu einer freundschaftlichen Hülfeleistung erboten, wofür ich Ihnen, gnädige Frau, im Namen meiner Eltern und aller sorgenden Anverwandten meinen herzlichen Dank abstatte. Wollte Gott, die Sachen stünden so, daß die Angelegenheiten der Familien im ebenen Gang fortgehen

[1] Martens.

[2] Dem Tode Boie's, seines Onkels und Lehrers. Briefe III. 8.

könnten, aber leider stehen sie so schlimm, daß eine Verwendung der edlen Schimmelmann'schen Familie und eine Vermittelung von Ihnen — die bei einem angenehmen Gegenstande noch segenbringender sein würden — bei einem unangenehmen als erwünscht angesehen sein werden.

Gott segne Sie für Ihre Liebe, edle, vortreffliche Frau! Welch ein heiliger Name ist mir schon lange der Name Schiller!

Die Regenspurger Todtenfeier hat mich sehr gefreut. Möge sie immerhin unvollkommen und — besonders in der Mitte — unzusammenhängend sein, so ist sie doch mit Liebe und Ehrfurcht zusammengestellt.

Voß.

Jena, (Ende März 1806.)

Er hat wenig gelitten, seine letzte Entkräftung ist ihm wohlthätig gewesen, denn sie hat ihm die Empfindung seiner Schmerzen geraubt und ihn sanft einschlummern lassen. — Sein Leichenbegängniß ist feierlich und schön gewesen; nur den auserlesenen Freunden ist es verstattet worden, ihm zu folgen. Ganz Meldorf und Unzählige aus den benachbarten Dörfern sind in schwarzer Kleidung hinzugeströmt, um den letzten Dank zu zollen, und Wenige nur, um eine ewige Abbitte zu thun. — Nur ein paar Widersacher hatte der gute Onkel, die Andern liebten und verehrten ihn als einen Landesvater und Vater.

Meine Mutter hat mir noch nicht geschrieben, ich habe mich gefreut, daß sie diesen Schlag mit solcher Fassung trägt. Nicht die Zeit wird ihren Schmerz lindern, sondern die treue Erinnerung an Alles, was uns den Verstorbenen so werth machte; Boie war nicht mehr er selbst in den letzten Jahren, er hat wenig genossen, wenig geliebt und ist sich oft selbst eine Last gewesen. Diese Jahre mögen seinen Freunden aus der Erinnerung schwinden, sein anderes Leben werden sie zu einem schönen Troste um so fester halten.

Die Theilnahme so vieler trefflichen Menschen, die ich auch hier erfahre, rührt mich; Ihnen, gnädige Frau, und Ihren gütigen

Aeußerungen danke ich's, daß sich auch die Herzogin und Großfürstin nach meinem Befinden erkundigt haben.

Johann Heinrich Voß.

Jena, den 10. April 1806.

Mein Onkel war ein seltener Mann, von immer gleicher und gar schöner Laune, und von einer Innigkeit des Herzens, die uns gewaltig an sich zog. Er war nicht bestimmt, in einem so abgeschiedenen Winkel zu leben, und wäre er statt in Meldorf in Weimar gewesen, etwa an Voigts Stelle oder Goethe's, so lebte er noch in frischer Jugendkraft. Die Natur hat ihm ein langes Leben zugemessen; ein widriges Loos hat seine Tage zur Unzeit gekürzt. Er lebte auf, sobald ein Mann von Geist und Herz ihn freundschaftlich ansprach; was wäre er gewesen, wenn er in einem Elemente gelebt hätte, das ihm alle seine Bedürfnisse befriedigt und wo er nicht nöthig gehabt hätte, seine Lebensfreuden als etwas Flüchtiges, Vorübereilendes mühsam einzuhaschen! Meldorf konnte ihm nicht genügen, davon sind seine Briefe, besonders die aus den letzten acht Jahren, sprechende Beweise.

Weimar, den 14. September 1806.

Seit Donnerstag Nachmittag, gnädige Frau, bin ich wieder in Weimar,[1] froher und gesunder, als ich vor vier Wochen abreiste; das südliche Klima hat mich gestärkt und ich habe einen Schatz von Erinnerungen mitgebracht, der mir noch manchen Nachgenuß gewähren wird.

Die Thibaut ist sehr heiter; er war ein wenig ungenießbar der vielen zerstreuenden Geschäfte wegen; er hat einen unangenehmen, klagenden Ton angenommen und Alles, was er sagt und thut, ist mit dieser Farbe tingirt; ich hoffe, es soll sich mit künftigen Ostern geben, wenn sein Prorektorat zu Ende geht und auf den dicken fröhlichen Ackermann gewälzt wird.

Meine Eltern sind recht heiter und ich habe jetzt die Ueber-

[1] Von Heidelberg zurück.

zeugung, daß sie in ihrer wahren Heimath leben. An der Creuzer hat meine Mutter eine treffliche Freundin gefunden. Mit der Thibaut und ihrer Schwester lebt sie in noch engerem Verhältnisse wie zu Jena.

Creuzer ist ein gar herzlicher Mann, dem ich nichts mehr wünsche, als daß er die Nachricht vom Tode der Tian[1] möge überstanden haben. Ein trauriges Schicksal hat diese Freundschaft geknüpft, die so schrecklich geendet hat. Die Tian hat schon zwei Jahre lang beständig einen Dolch bei sich geführt und in mehreren ihrer Gedichte, wie in Novalis' Liedern, ist die Sehnsucht nach dem irdischen Tode ausgedrückt. Zwei merkwürdige Sonette von C—r an Tian werde ich Ihnen hoffentlich mittheilen können; ich fürchte, daß eben diese, wie ganz anders sie auch mögen gemeint sein, ihren Tod beschleunigt haben, und wenn ich etwas für C—r wünsche, so ist es, daß er nie möchte diese Gedichte geschrieben haben. Das Weitere in Weimar mündlich.

Vielleicht wird nach Neujahr mein künftiges Schicksal anders entschieden, als ich vor der Reise nach Heidelberg glaubte; das Nähere hierüber enthält mein Brief an Martens. Ich habe Weimar herzlich, herzlich lieb, aber meine Heimath scheint es nicht zu sein. Wenn es wahrhaft die Stimme des Schicksals ist, die mich ruft, so werde ich folgen; in meinem Herzen muß ich die Versicherung finden. Heinrich Voß.

(Ende Oktober 1806.)

Den Inhalt Ihres gestrigen Briefes, gnädige Frau, habe ich meinem Freunde mitgetheilt. Er sieht, wie ich, die Nothwendigkeit seiner Trennung ein; er hat jetzt Entschluß und Muth zur Reise nach Holstein gefaßt und wird von hier gehen, sobald er hoffen kann, daß der Postwechsel bis nach Holstein hin eröffnet sein möchte.

So viel in Eile, denn ich soll Abschiedsbesuche machen; heute Nachmittag, wenn ich zur Ruhe gekommen bin, will ich meinen lieben Ernst besuchen.

[1] Günderode, die sich bekanntlich das Leben nahm.

Heidelberg, den 29. November 1806.

Zwischen Eisenach und Frankfurt habe ich an Zahnschmerzen gelitten, unter Zahnschmerzen habe ich in Frankfurt einen Brief an Scheel geschrieben, unter Zahnschmerzen habe ich die alte, herrliche, mitleidige Mama Goethe besucht, die mich auf das Zärtlichste aufnahm, nachdem ich ihr ein artiges Billet überschickt hatte und sich recht von mir von ihrem Wolfgang erzählen ließ. Fritz Schlosser [1] sprach ich nur kurze Zeit. Mittwoch Abend um 6 Uhr bestiegen wir die Diligence, und Donnerstag früh um 9 Uhr, am zehnten Tag nach unserer Abreise, kamen wir in Frankfurt an.

Heinrich Voß.

Heidelberg, (December 1806.)

Ich habe von Ihnen keinen Abschied genommen. Ich wollte noch einmal wieder kommen; allein es war, als wenn eine unsichtbare Hand mich zurückhielte. Ich bin am letzten Tage an Ihrem Haus vorbeigegangen und habe einen traurigen Blick auf die Zimmer geworfen, in denen ich so frohe, in der Erinnerung heilig fortlebende Stunden genossen, und gerade in dem Augenblick ward es mir unmöglich, noch einmal über die Schwelle zu gehen, in dem Gefühle, sie nie wieder betreten zu dürfen. Gott! wo sind die schönen Zeiten hingeschwunden, als Sie zuerst in Ihrem Hause mich aufnahmen und mit Freundschaft und Güte mir entgegen kamen, Sie, verehrte Frau Hofräthin, und unser theurer Entschlafene, der stets so liebreich gegen mich war und mild wie ein Vater! Wenn ich jener Zeiten gedenke, wie ganz anders sie waren als die jetzigen, wie damals noch die Freude in Ihrem Hause herrschte, wie auch auf die trüberen Tage noch helle Sonnenblicke zu folgen pflegten, so muß mein Herz vor Schmerz weinen über den traurigen Wechsel; die Erinnerung an schöne Zeiten, die einst waren und nicht mehr sind, ist ein schönes Eigenthum und ein heiliges Vorrecht der Menschen; diese labt, wenn auch der

[1] Universitätsfreund von Halle. Briefe III. 14.

Genuß mit Wehmuth begleitet ist. Mir fiel ein seltenes Loos zu Theil, in der edelsten Familie Aufnahme zu finden, mir der theuersten und verehrtesten Menschen Vertrauen und Liebe zu erwerben; an alles Gute, was ich von Ihnen, edle Gattin des theuersten Mannes, empfangen habe, denke ich jetzt, da mir das Schicksal nicht länger vergönnt, in Ihrer Nähe zu bleiben, und solche Erinnerungen thun mir wohl an Herz und Geist, denn sie erheben und muntern zu allem Guten auf. Gott segne Ihnen mit seinem besten Segen die mir erwiesenen Wohlthaten. Schenken Sie mir auch aus der Ferne Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft; erhalten Sie mir auch ferner die Liebe der Kinder; sehen Sie mich auch in Zukunft als den warmen Freund Schillers an und Alles, was ihm angehörte, als er noch unter uns war. Hierum bitte ich Sie von ganzer Seele!

Welch eine Freude haben Sie mir in der letzten Zeit mit der Tasse gemacht, die unverletzt in Heidelberg angekommen ist! Sie ist mir wie eine heilige Reliquie: sie ist Schillern von Ihrer Frau Mutter geschenkt worden — Gott weiß es, wie ich sie mein Leben lang ehren werde! Noch andere theure Andenken besitze ich von Schillern: die Pfeife, einen freundlichen Brief und einen Tell, den ich vor zwei Jahren zum Geburtstage geschenkt erhielt.[1] Von Ihnen, gnädige Frau, und von den Kindern besitze ich ebenfalls Andenken dieser Art, die mir unschätzbar sind. Das Stehpult habe ich leider zurücklassen müssen; ich wollte es mitnehmen, allein da es sich nicht zerlegen ließ, war es unmöglich.[2]

In Frankfurt habe ich Goethe's Mutter besucht, sie sehr wohl gefunden und ihr manche beruhigende Nachricht über das Schicksal Weimars und ihres Sohnes gegeben.

Die Freude meiner Eltern war nicht weniger groß als die meinige über diese Wiedervereinigung; fast wie der verlorene Sohn, so ward ich aufgenommen; auch meinen Bruder Wilhelm fand ich,

[1] Briefe I. 56.

[2] Es gehört jetzt Sr. Majestät König Ludwig I. von Bayern.

der, seit ich ihn nicht gesehen habe, sich nicht im geringsten verändert und sehr an Kenntniß und Gesundheit zugenommen hat. Ihr Brief, gnädige Frau, hat meinen Eltern große Freude gemacht und große Rührung gewährt.

Mit meiner Gesundheit bin ich jetzt ziemlich zufrieden; es wird zusehends besser mit der Lippe, wiewohl die völlige Besserung leicht noch einige Monate zögern mag. Collegia zu lesen hat mir Dr. Ackermann für diesen Winter untersagt, obgleich sich zweiundzwanzig Studenten unaufgefordert zu einem Collegium bei mir unterschrieben hatten. Ich werde also diesen Winter nur für meine Gesundheit leben und mich mit Muße auf meine drei Collegia des künftigen Sommerhalbjahrs vorbereiten. Außer Hauses bin ich selten, weil ich die Abendluft scheue; meine Freunde hingegen versammeln sich oft in unserem Hause zu herzlichen Abendgesprächen. Briefe habe ich bisher nur wenige erhalten, unter andern von Martens einen, der gesund bei den Seinigen nach vierzehn langen Tagen angekommen ist.

Ueber Karl und Ernst bin ich vorerst ohne Sorgen, da ich sie unter der Leitung eines geschickten jungen Mannes [1] weiß, von dem ich in Eisenach sehr viel Gutes gehört habe.

Der Wunsch, Sie, gnädige Frau, bei uns zu sehen, wird bei mir manchmal so lebhaft, daß ich gar nicht an der Ausführung Ihres halb gegebenen Versprechens zweifle. Sie glauben kaum, mit wie herzlicher Liebe man Sie und die Kinder hier empfangen würde; und Sie würden auch Manche finden, von denen ich besonders wünschte, daß Sie sie kennen lernten. Daub ist ein gar liebenswürdiger Mann: in seinem großen blauen Auge, in seinen freien Mienen sieht man, daß sie von einem edlen Geiste beseelt werden; er ist ein gar lebendiger Mann, voll Gutherzigkeit, ein herrlicher Gesellschafter, ernst in Geschäften und heiter unter Freunden. Wenn Schiller ihn gekannt hätte, er hätte ihn gewiß seiner Freundschaft gewürdigt.

[1] Gabler, der nur kurze Zeit blieb.

Jung habe ich auf kurze Zeit nur gesehen; er hat mich mit Ehrfurcht erfüllt, in seinem Wesen liegt etwas Majestätisches. Er ist jetzt nach Karlsruhe gereist; der Großherzog will ihn den Winter um sich haben, er will sich am Spätabende seines Lebens am Feuer dieses Mannes erwärmen.

Heute nach Tische machten wir Alle, durch das überköstliche Wetter gelockt, einen Spaziergang auf die Mannheimer Ebene. Wie ist doch Alles grün, auf den Wiesen wurde gemäht, an jedem Zaun fanden und pflückten wir Frühlingsblumen, Hepatike und Veilchen; einen Apfelbaum sahen wir, an dem zwei Blüthen sich hervordrängten. Köstlich sahen die himmelhohen Berge aus, deren Gehänge von oben bis unten mit Weingärten durchschnitten waren. Es war, als ob das Jahr sich noch einmal etwas zu gute thun, noch einmal fröhlich sein wollte vor dem Winterschlafe. Wann soll der Winter kommen? Will uns die Natur trösten für die Verheerungen des Krieges? — Da es einmal so steht, so wünsche ich von ganzem Herzen den Franzosen ferneren Sieg und baldigen Frieden; ein preußischer Patriot bin ich nie gewesen, wer kann es in diesem Jahrhundert sein?

Heidelberg, den 12. Jenner 1807.

Sie fragen mich wegen Martens; ob ich rathen möchte, ihm einen neuen Antrag zu thun? Ich habe die Sache mit meinen Eltern besprochen; wir sind sehr übereinstimmend der Meinung, daß dieß nicht geschehen dürfte; eine zweite Verbindung der Art kann sich nie so fest schließen, wie die erste vor dem Abbruch.

Die Kirchenräthin Griesbach hat Ihnen Ukert vorgeschlagen; dieser ist für einen Hofmeister und zugleich Erzieher Ihrer Kinder, auch nach dem Urtheile meiner Eltern, viel tauglicher. Wenn ich vor zwei Jahren, als ich Ihnen Martens zuerst nannte, zwischen ihm und Ukert die Wahl gehabt hätte, so würde ich unbedenklich Ukert vorgezogen haben; aber damals hatte Ukert schon eine gute Stelle in einem Danziger Hause, die er, weil sie so einträglich war,

daß er zugleich seinen in Helmstädt studirenden Bruder mit unterstützen konnte, doch nicht aufgegeben hätte. Jetzt sind seine Eleven herangewachsen; der Krieg hat ihn früher als anfangs bestimmt war, aus Danzig nach Eutin zurückgetrieben. Dort lebt er jetzt einstweilen bei seinen Eltern und sucht eine neue Stelle. Vor einigen Tagen wandte sich der Erzieher der Prinzen von Hohenlohe-Ingelfingen-Oehringen an meinen Vater mit der Bitte, ihm einen Nachfolger für den Posten zu nennen, den er eben zu verlassen Willens war; und mein Vater schlug ihm darauf Ukert vor. Allein bei dieser Stelle sind mehrere Aber, z. B. daß Ukert sich auf acht Jahre verbindlich machen solle; und wer mag sich auf so lange Zeit zum Sklaven hingeben? Wir glauben, daß Ukert, wenn ihm die Wahl zwischen dieser Stelle und einer in Ihrem Hause gelassen wird, die letztere vorziehen wird. Ukert ist ein so braver, gewissenhafter Mensch, wie talentvoll und geschickt und kenntnißreich. In den Sprachen ist er durchaus gründlich, daneben ein tüchtiger Mathematiker. Nicht bloß Kenntnisse können die Kinder erlernen, sondern die Kunst sich durch eigenen Antrieb Kenntnisse zu erwerben. Was auch Griesbachs Gutes mögen von Ukert gesagt haben, wir bestätigen Alles mit gewissenhaftem Herzen. Ich darf wohl sagen, Schiller würde mit der Wahl zufrieden gewesen sein; und Ukert wird es zu schätzen wissen, wenn er bei Kindern dieses von Allen geliebten und verehrten Mannes Hofmeister sein dürfte. Ich weiß keinen würdigeren Nachfolger von Martens zu nennen, und ich möchte auch im Namen der Kinder versprechen, daß sie ihm ihre ganze Liebe und völliges Zutrauen schenken werden.

Ich werde heute Abend selbst an Ukert schreiben, doch ohne eines Engagements zu erwähnen, nur vorläufig ihn auf einen etwaigen Antrag präveniren.

Daß Adolph in Zukunft mit Karl und Ernst soll gemeinsam Stunden haben, hat mich sehr gefreut; die Knaben sind von jeher so eines Sinnes gewesen und werden sich gegenseitig und durch einander nun recht zu Fortschritten anfeuern. Es ist gewiß auch

für Adolph recht gut, daß er nicht mehr allein Unterricht hat; das einsame Lernen gedeiht selten, und Adolph hat so herrliche Anlagen, denen man eine günstige und glückliche Ausbildung wünscht. Ich habe diese Vereinigung lange gewünscht und freue mich, daß sie zu Stande gekommen ist.

Auch Goethe grüßen Sie herzlich von mir. Ich habe ihm auch schon geschrieben und habe das Versprechen von ihm, daß er mir antworten wolle.[1] Ihr

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 12. Februar 1807.

Vor einigen Tagen schreibt mir mein Freund Ukert, daß ihn Griesbachs in Ihrem Namen als Lehrer der drei Kinder engagirt hätten. Er war, als er diesen Brief erhielt, noch nicht ganz von der Oehringischen Unterhandlung los und wird daher noch nicht bestimmt und entschieden geantwortet haben. Da ich aber bestimmt sagen kann, daß Ukert nicht nach Oehringen geht, so nehme ich auch nicht Anstand, Ihnen jetzt schon meine Freude zu bezeugen, daß mein Freund in Ihrem Hause eine Aufnahme finden wird. Er wird auch Ihnen, gnädige Frau, ein nicht unwillkommener Gesellschafter sein, und besonders gerne vorlesen, wie Sie dieses ja zu lieben pflegten. Nur einen kenne ich, der noch vorzüglicher sein möchte, meinen Universitätsfreund Solger in Berlin; an den dachte ich lange und schon vor zwei Jahren; aber er wäre aus Berlin nie weggegangen.

Mein Vater arbeitet an einer Schrift gegen Körte, der noch immer nicht aufhört, wegen der zurückgeforderten Briefe aus dem Gleimischen Archiv laut und ungeziemend zu schmähen. Die Schrift wird scharf, aber wie mit lachendem Gesichte geschrieben.

Heute sind es drei Jahr, als ich nach Weimar kam, um mich zu präsentiren. Mit Rührung denke ich der herzlichen Aufnahme, die ich bei Goethe fand, und in Ihrem Hause, von Ihnen und

[1] Briefe I. 105.

dem edlen, so freundlichen und liebreichen Schiller. Was hat sich alles zugetragen in diesem kurzen Zeitraume!

Unsere Akademie wird eine förmliche Juristenakademie; über Thibaut ist Klüber gesetzt, neben ihn Zachariä aus Wittenberg. Von Savigny wird auch wohl herkommen. Die armen Theologen dagegen müssen sich in ihrer Fakultät mit neuem Anwachs behelfen. Es ist unbeschreiblich, wie viele Gelehrte nach Heidelberg, wie ins gelobte Land, hinstreben. Noch vor kurzem standen die Gelehrten in so hohem Cours, jetzt sind sie um ein Spottgeld einzuwechseln. Ich bin noch so eben ins Paradies mit eingeschlüpft; bald wird die Pforte geschlossen sein und ein Engel mit feurigem Schwerte zur Wache davor gestellt werden. Görres ist seit einem halben Jahre hier und liest mit Beifall; er ist ein wunderbarer Mensch, kalt von Herzen, aber mit glühender Phantasie, mehr originell als klar, mehr witzig als wahrhaft; denn einem Einfalle zu Liebe gibt er Deutlichkeit und Bestimmtheit preis. Wenn man ihn reden hört, so glaubt man, der innere Mensch sei ganz vom äußern getrennt; er sitzt wie eine Sprechmaschine, keine Miene, keine Bewegung des Körpers, selbst sein Auge nicht entspricht dem, was er sagt. Auch spricht er nie unaufgefordert, sondern sitzt stumm und unbeweglich in der Gesellschaft. Seinen Zuhörern gefällt, was er sagt, aber keiner weiß anzugeben, warum ihm der Lehrer gefällt, keiner kann wiedererzählen, wovon die Rede gewesen sei. Man fühlt sich amüsirt durch ein ewiges Bildergegaukel; es behagt, wenn die Phantasie so von einem glänzenden Bilde zum andern hinüberspielen kann; die jungen Leute fühlen sich bei ihm ganz von logischen Fesseln frei, und das scheint das Bequemste. An Geist hat er mit Jean Paul Aehnlichkeit, nur scheint mir dieser reeller und gründlicher zu sein. Jean Pauls Levana hat sehr viel Schönes und ungemein Herzerhebendes.

Vor vierzehn Tagen etwa wurden wir durch einen unvermutheten Besuch des Herrn von Wolzogen recht freudig überrascht. Aber der liebe Mann konnte nur kurz bei uns bleiben und kaum

in Ruhe Kaffee trinken. Ich verordnete, daß ihm Schillers Tasse vorgesetzt wurde, die ich, solche Fälle ausgenommen, wie ein Heiligthum, wie eine theure Reliquie bewahre.

Heidelberg, den 7. März 1807.

Sie haben schon eine günstige Meinung für unser Heidelberg, Sie werden sie noch mehr bekommen, sobald Sie Heidelberg erst in seiner jetzigen Gestalt kennen lernen. Die Trauben sind hier schön, aber die Traubenluft ist noch schöner, die macht uns hier geschickt, uns der Trauben freuen zu können. Ein gar herrlicher Schlag von Menschen und ein recht ächter deutscher, behaglicher Ton, der das Ganze hier zusammenhält und gleichsam alle zu Einer Familie vereinigt. Obenan unser Jung, den ich wahrlich einen Apostel nennen möchte. Er hat in seiner Miene viel Energisches und dabei eine fast kindliche Unschuld, die sich bei jeder Gelegenheit im Gespräche kund gibt. Er nähert sich schon dem Greisesalter, aber er bleibt ein schöner Greis in Jünglingskraft. Das war Gleim auch;[1] aber Gleim war für seine Jahre zu ungestüm. Jung ist weit milder und inniger. Beide sind jetzt in Karlsruhe, Jung als Freund und Gesellschafter unseres alten guten Großherzogs. — Daub ist einer von den Männern, die aller Leute, auch der verschiedenartigsten, Liebe und Zutrauen gewinnen — eine solche Bravheit und Offenheit, ein so heller klarer Verstand und so umfassender Geist! Er erinnert mich unaufhörlich an Schiller, und doch habe ich mir nie sagen können, daß er mit Schillern eine andere Aehnlichkeit habe, als — daß man beide unwillkürlich lieben und verehren mußte. Beide sind ganz verschieden ausgebildet. Daub neigt sich stark zum Mysticismus hin, ich möchte ihn mit dem Verfasser der Reden über die Religion vergleichen. Daub ist ein gar zärtlicher Vater von zwei allerliebsten Kindern. Mit seinem kleinen Georg, der zu laufen anfängt, habe ich ihn oft, wie Schiller mit der kleinen Emilie, spielen sehen. Creuzer ist ein recht wackerer

[1] Den H. Voß im Jahr 1794 kennen lernte (III. 11).

und geistreicher Mann; allein Zutrauen kann ich nicht zu ihm gewinnen. Sein Charakter ist versteckt und zurückhaltend, was ich anfangs für eine Art von Blödigkeit hielt. Desto offener ist Schwarz, wiewohl diesem die Eigenschaften fehlen, die Creuzer so interessant, und — wo nicht als Freund, doch als Gesellschafter so liebenswürdig machen. — Gar liebenswürdig ist die Mamsell Rudolphi, besonders wenn man sie in ihrem Hause als eine geschäftige Wirthin sieht. Sie versteht die Kunst, es jedem Besuchenden so recht behaglich in ihrem Hause zu machen, und man darf wohl sagen, daß der Frohsinn in ihrer Nähe wohnt. In ihren Gesprächen ist sie geistreich, lebhaft, gutherzig; jeder hört ihr gerne zu. Manchmal überfällt sie die Nücke, brilliren zu wollen — und zwar durch Moralität, und das ist freilich nicht ihre angenehmste Seite, da sie sie aber so selten zeigt und so viele andere liebenswürdige Seiten daneben hat, so darf man wohl in ihrem Namen Toleranz fordern. Sie ist auch durchgängig hier beliebt und als eine Dame von dem vortrefflichsten Charakter geschätzt. Mein Bruder Abraham ist Hauslehrer bei den Mädchen ihres Instituts und führt dort ein sehr glückliches Leben. — Mit allen diesen Genannten möcht' ich Sie, gnädige Frau, noch so gerne bekannt machen. Sie schreiben, Sie wollten hier Ihren Glauben an redliche Menschen befestigen. O gewiß, die sind hier; und was das Schöne dabei ist, sie vereinzeln sich nicht, sie fühlen das Bedürfniß, sich wechselseitig zu unterstützen, zu gemeinsamen hohen Zwecken zusammenzuhalten. Das ist eben das, was Heidelberg so sehr von andern Universitäten unterscheidet: es herrscht hier Gemeinschaft.

Vor vierzehn Tagen feierten wir den Geburtstag meines Vaters in einer Gesellschaft von siebenundzwanzig Personen, die meine Mutter geladen hatte. Wir setzten uns — nach Dithmarsischer Weise — an sieben kleinen Tischen immer vier und vier zusammen, und meine Mutter mit vier selbst gewählten jungen Mädchen besorgten die Aufwartung. Die gute Mutter war den Abend recht fröhlich und die übrige Gesellschaft nicht minder. Gesungen ward

viel — auch Schillers Reiterlied und der Hymnus an die Freude — und dann Claudius Rheinweinlied, welches in der Nähe des Rheins und der Vogesen noch einmal so herzlich klingt. „Nur ein Geburtstag kommt im Jahr," war der Wahlspruch, dem wir nachlebten. Da ich einige Tage vorher meine Professorbestallung erhalten hatte, so war die allgemeine Freude um so lebhafter. Mein Vater wurde von der Rudolphi und Kirchenräthin Schwarz (Jungs Tochter) mit einem Lorbeerkranz geschmückt, und unsere katholische Hausmagd behauptete, er habe darin „so rührend, wie Christus mit der Dornenkrone" ausgesehen. Auch Schillers Tasse, die nur an hohen Festtagen zum Vorschein kommt, ward dießmal unter die übrigen gestellt und ich reichte sie der Rudolphi.

Mein Vater ist unbeschreiblich froh, daß er mich wieder bei sich hat; sein Plan nach Würzburg,[1] in welchen ich nicht einstimmen konnte, scheiterte, und seit der Zeit hat er die Hoffnung, mich wieder bei sich zu sehen, fahren lassen. Jetzt haben wir schon mehrere Arbeiten verabredet, die wir mit gemeinsamen Kräften ausführen wollen; es ist mir eine gar schöne Aussicht, daß ich beitragen kann, sein angehendes Alter zu erheitern; auch daß ich ihn durch mich mit der Akademie in Verbindung sehen kann. Mein Vater schreibt sehr an einer Schrift gegen Körte, die stark wird. Jakobi, der von diesem Gleimiden neulich auf eine sehr entehrende Weise angegriffen ist und nicht antworten darf, weil er Alles, was in Zukunft von Körte kommt, zu ignoriren angelobt hat, wird sich freuen, daß ein Anderer statt seiner redet. Aber, aufrichtig bekennt, Jakobis Sache gegen Körte steht nicht ganz rein; ich hoffe, meines Vaters Sache wird reiner sein.

Wie traurige Nachrichten bringen die Zeitungen fortdauernd; wann sollen die wüsten Zeiten aufhören? Also Falk ist von den Franzosen wieder abgetreten und will wieder seinen Tartaros fortsetzen? Kotzebue, Merkel und mein Freund Reinhardt sollen, laut

[1] Briefe I. 8 ff. 26 f.

einer Journalnachricht, freiwillig nach Sibirien gewandert sein. Wie, wenn sie eine Zeitschrift Zerberus herausgeben wollten? Giftig und scorpionsmäßig würde sie schon werden. Im Grunde dauert mich indeß Reinhardt, oder vielmehr seine Familie; es ist schrecklich, daß diese sich unter der Sündenlast des Vaters beugen muß!

Daß der herrliche Goethe sich so wohl befindet! Gott segne ihm die neue Badreise, wie die vorige. Nun kann ich recht mit Ruhe an ihn denken, denn ich habe die Ueberzeugung, daß ihm ein ruhiges, mildes Alter zu Theil werden wird. Wie elend war Goethe in der Zeit, als uns der theure Schiller entrissen ward. Noch stündlich denke ich dieses Edlen, Herrlichen, und wenn ich mich recht erquicken will, so lese ich den freundlichen Brief, den ich von ihm besitze, und besehe die Reliquien dieses verehrten Heiligen.

Wenn Sie den Geheimerath Goethe sehen, so bitte ich Sie, mich ihm zu empfehlen. Nächstens schicke ich ihm etwas, was gestern in meine Hände gerathen ist und ihm Freude machen wird.

Heidelberg, den 15. April 1807.

Meine gute Mutter fängt nun auch an, sich recht zu erholen; den Tag über ist sie mit meinem Vater in unserem neuen Garten und pflanzt Bäume, von denen sie noch viele Ernten zu erleben hofft. Auch Sie, liebe Frau Hofräthin, sollen uns im Herbst einen Baum pflanzen, wie mehrere unserer hiesigen Freunde, und einen pflanzen wir gemeinschaftlich dem Andenken unseres theuren Schiller.

Ich habe vor Kurzem Hubers Leben gelesen, von seiner Gattin geschrieben; dabei konnte ich einen Wunsch nicht unterdrücken, den ich Ihnen mittheilen muß: daß Sie ein Leben Schillers nicht blos in Grundzügen entwerfen, sondern mit aller Ausführlichkeit und Umständlichkeit darstellen möchten. Ich denke dabei durchaus nicht an das größere Publikum, sondern einzig an Sie, und besonders an die Kinder. Es kann nicht anders sein, eine solche Arbeit, während der Sie die schönen Tage der Vergangenheit noch einmal

mit Innigkeit durchleben, muß Ihrem Herzen wohl thun. In seinen Schriften hat sich Schiller selbst das edelste Monument seiner Größe und Göttlichkeit gesetzt; aber seine menschliche Seite — und diese war an dem Göttlichen die göttlichste — fordert auch ein Monument, welches nur Sie errichten können. Wer kennt Schiller als Gatten, als Vater, als Dulder, als Hausvater, als Freund, als heiteren Gesellschafter! und so viele Eigenschaften, für die ich bei ihm keinen Namen weiß, die nicht genannt, aber von einem liebenden Gemüthe auf das vollkommenste dargestellt werden können. Aber ohne Rücksicht auf das Publikum, schreiben Sie einzig für Ihre Kinder. Karl, der seinen herrlichen Vater am meisten kannte, war doch zu jung, als daß er ihn ganz hätte kennen können; und manche Erinnerung wird in seinem Gedächtnisse schwach werden, manche ganz verlöschen. Von Ernst und Karolinchen gilt dieß noch weit mehr, und besonders für das kleine arme Emilchen, die ihren Vater ja gar nicht gekannt hat. Schreiben Sie für die, schenken Sie der Kleinen auf diese Weise ihren Vater wieder. Nur Sie können eine Darstellung liefern, in der sich Schiller selbst mit Freuden würde erkannt haben. Dieß ist der Wunsch, verehrte Frau Hofräthin, der mir seit einiger Zeit am Herzen liegt, und der vor einigen Tagen beim Anblicke von Schillers Bilde, welches mir die Griesbach schickte,[1] sich so lebendig erneuerte. Dieß Bildniß hat mich mit wehmüthiger Freude erfüllt; es hat etwas von den traurigen Zügen, die ich auf Schillers Gesichte sah, als ich die erste Nacht bei ihm zubrachte. Auch in der Haltung des Kopfes liegt etwas Leidendes. Ich sah Schiller auch in fröhlichen Stunden, und die Miene, die er dann hatte, war gewiß seine wahre, ursprüngliche; aber auch dieß Bild hat Wahrheit für andere Zustände seines Lebens, in denen der Schmerz vorwaltete. Die Ruhe, die in dem Gesichte herrscht, erquickt mich; ich habe es ohne Thränen im Auge nicht aus der Hand legen können.

[1] Briefe I. 81.

Heidelberg, den 16. Juni 1807.

Der Sterbetag unseres entschlafenen Schiller ist dießmal auch von einer Anzahl Heidelberger auf eine würdige Weise gefeiert worden. Herr von Sydow gab uns ein Declamatorium in einer geschmackvollen Auswahl von Schiller'schen Gedichten und Monologen, von denen die herrlichen Worte des Glaubens den Beschluß machten. Es war der allgemeine Wunsch der Versammlung und dessen, der uns durch seinen geistvollen Vortrag so innig bewegte, daß der Gattin und den Kindern des Entschlafenen ein kleines Denkmal dieser feierlichen Stunde möchte übersandt werden. Mit Freuden habe ich die Uebersendung übernommen. Nur wenige Zuhörer waren zugegen, denn die Anzeige vom zu haltenden Declamatorium konnte nicht allgemein und nicht schnell genug verbreitet werden; aber die kleine Versammlung enthielt herzliche Verehrer des Unvergeßlichen!

Ihr letzter Brief enthielt traurige Nachrichten, den Tod der edlen Amalia und die Krankheit des Fürsten von Rudolstadt, der ja seitdem auch gestorben ist. So scheiden die Guten aus Weimar; einer nach dem andern geht zur Ruhe. Ich begreife die Größe dieses doppelten Verlustes für Sie ganz. Amalie wird ewig in der Liebe und Verehrung der Weimaraner zunächst und dann Deutschlands fortleben; sie ist die Stifterin von vielem Guten, das nicht untergehen kann. Goethe's Rede ist herrlich, einfach und rührend durch dieß Einfache. Der Fürst von Rudolstadt, den ich nie gesehen, und von dem ich nie etwas vernommen, ist mir immer liebenswürdig vorgekommen durch seine Kinder, von denen ich vier kenne. Daß es dem Ukert so wohl in Ihrem Hause gefällt, und daß er Ihnen so gefällt, ist mir gar erfreulich; ich liebe den Ukert von ganzem Herzen. Von Kindheit auf liebten wir uns wie Brüder, lebten in und miteinander, strebten zusammen, genossen jede Jugendfreude nur gemeinsam miteinander. Ein widriges Loos verschlug ihn nach Danzig, als ich in Weimar war, und jetzt, da wir wieder hätten zusammenleben können, führt mich das Schicksal in ein anderes Land hin.

Sie vermuthen mich sehr beschäftigt, gnädige Frau, und nicht mit Unrecht. Ich brauche zu mancher Stunde, die ich lese, fünf Stunden Vorbereitung; und oft, wenn ich erst Abends um 7 Uhr zu einem Spaziergange komme, bin ich recht ermüdet; aber dann lassen sich die hiesigen Gegenden auch am besten genießen; sie erquicken wie ein Labetrunk am schwülen Gewittertage.

Mit meinen Collegien fahre ich sehr wohl; ich besitze die Liebe und das Vertrauen von allen Zuhörern und habe mein Auditorium für einen Anfänger sehr reichlich besetzt. Ich sehe einer glücklichen Zukunft entgegen. Dießmal lese ich den Orpheus (dessen Argonautenfahrt), den Feldzug des Xenophon unter dem jüngeren Cyrus gegen Artaxerxes Mnemon, und die Satiren des Horaz; außerdem noch die alte Geographie, in historischer Rücksicht. Mich kümmert in diesem Collegium die wahre Gestalt und Beschaffenheit der Erde wenig, sondern die Vorstellungen, welche sich zu verschiedenen Perioden verschiedene Männer von Erde, Himmel, Unterwelt und dergl. bildeten. Dieß Studium ist nicht blos als ein selbstständiges von großem Interesse, sondern auch besonders als ein Hülfsstudium von großer Wichtigkeit. Denn ohne dieses ist ein anschauliches Verständniß des Homer, des Hesiodus, des Herodot gar nicht einmal möglich. Wollten wir mit modernen und von allen kindlichen Irrthümern geläuterten Begriffen an den Homer gehen, so würden wir aus dem alten Homer einen modernen herauslesen. Die Charte, welche mein Vater zu seinem Homer gegeben hat, kann schon zum Verständniß des Homer sehr genügen. Vor gelehrten Zuhörern muß ich indeß einen Schritt weiter gehen und jede Behauptung, die dort praktisch niedergelegt ist, mit einer mühsamen Beweisführung begleiten. Zu nächsten Winter werde ich wieder an meinen Aeschylus gehen, von dem mich ehemals meine Kränklichkeit, jetzt meine neue Amtsbeschäftigung zurückgehalten hat. Uebrigens habe ich diesen Sommer, um doch nicht ganz und allein nur meinem Amte zu leben, noch Manches aus Anhänglichkeit für Jena und aus Liebe zu Eichstädt für die Jenaische Zeitung recensirt.

Mein Umgang ist sehr beschränkt. Außer Daub, Minng und dem Kaufmann Fries sehe ich nur einige jüngere Freunde und Bekannte, unter denen mir Martens bei weitem der liebste. Nun geht auch mein Bruder Wilhelm fort, nach Eutin, um dort zu prakticiren.

Aber Apel gefällt mir nicht; er verfährt in seinen eigenen Geisteswerken [1] eben so abstract, wie er ehmals bei der Recension von Schillers Jungfrau in der A. L. Z. zu Werke gieng.

Heidelberg, den 7. Juli 1807.

Ich habe so eben meine Collegiengeschäfte beendigt und sehe drei herrliche Stunden vor mir. Diese sollen Ihnen und der Mittheilung einer großen Freude geweiht sein, die uns vor einigen Tagen zu Theil wurde. Ich habe einen herrlichen Mann kennen gelernt, einen Freund von Ihnen, von Ihren Kindern, von unserem entschlafenen Schiller, einen Mann, den Sie mehrmals einen edlen Mann genannt haben, den theuren, lieben Herrn von Gleichen aus Rudolstadt. Ich bin einen ganzen Tag mit ihm zusammengewesen, und der Tag wird mir unvergeßlich sein.

Einen herrlichen, liebenswürdigen Mann nennen ihn auch meine Eltern und bedauern, daß er so frühe uns wieder verlassen mußte. Von unserer neuen Wohnung, von der herrlichen Aussicht, die wir aus allen Fenstern genießen, wird ihnen der Herr von Gleichen gewiß erzählen.

Mein Arbeitstisch steht so, daß ich beim Aufblicken die reizendste Aussicht vor mir habe, drei Berge bis an die Spitze grün von Wein und Kastanien, und zwei fruchtbare Thäler dazwischen mit Korn und Wein bepflanzt. Die einzelnen Häuser auf den Bergen präsentiren sich sehr schön. Und dann am Abend, wann die Sonne untergeht, ein Blick auf die Mannheimer Ebene, auf den Rhein, auf die Vogesen, die von unserem Altan aus einen so schönen

[1] Der Metrik.

Prospekt gewähren! Nie haben wir schöner gewohnt, nie uns glücklicher gefühlt in einer eigenen Wohnung. Unsern Garten hat mein Vater äußerst geschmackvoll eingerichtet, Hügel und krumme Gänge angebracht, mit Weinlauben und Obstbäumen bepflanzt. Den Küchengarten besorge ich mit meiner Mutter; und wir sind schon recht stolz darauf, daß wir alles Gemüse, was unsere Haushaltung fordert, aus unserem Garten liefern können.

Daß Ukert ein so fleißiger Vorleser ist, freut mich, besonders daß er auch angefangen, aus dem Griechischen und Lateinischen vorzulesen. Eine Uebersetzung aus dem Stegreif hat für den momentanen Genuß vielleicht noch mehr Reiz als eine studierte gedruckte. Jene gibt das Originelle der Wendungen ungetrübter, und den Hauch des ausländischen Geistes lebendiger und eindringlicher.

Es sollte der Zweck aller Uebersetzungen dahin gehen, nicht Werke des Auslandes in unserer einmal gangbaren Sprache darzustellen, sondern unsere Sprache, die dieß verstattet, bis an die fernsten Grenzen einer fremden Nation hinzuführen und ihr den Genius des Auslandes anzubilden. Aber wir machen es oft gerade umgekehrt. Statt uns zu weiten Sphären zu erheben, ziehen wir Alles in enge Kreise hinab. Es ist ein Vorrecht, das wir Deutsche haben vor andern Nationen. Wir können durch unsere so reichhaltige und bildsame Sprache jeden fremdartigen Charakter uns aneignen, ohne daß wir darum unsere deutsche Selbstständigkeit aufgeben. Aber dieß Vorrecht wird noch von vielen verkannt, und nirgends zeigt sich dieß mehr als in Uebersetzungen. Wie unerträglich todt sind unsere Uebersetzungen der griechischen Tragiker, wenn ich die Werke von Stolbergen, und den Euripides von Bothe, der aber auch noch große Mängel hat, ausnehme.

Wie unerträglich ist der neulich erschienene deutsche Pindar,[1] der einmal so recht zu der Niedrigkeit eines Leipziger (nicht einmal

[1] Von Fähse. 1804—6.

deutschen) Magisters herabgewürdigt ist. Schleiermacher ist auf rechtem Wege; sein letzter Band des Plato ist schon um Vieles vollkommener als der erste; und je mehr er sich die Jakobische Leichtigkeit aneignen wird, je mehr werden wir berechtigt sein, einmal von ihm einen Plato zu erwarten, der ganz vom lebendigen Hauch des Griechen Plato durchdrungen ist. Auch der Tieckische Don Quixote hat viel vom Hauche des südlichen Klimas. Man fühlt wohl, ein ursprünglicher Deutscher hätte so nicht geredet, und doch kann ich dieß Werk wieder ein echt deutsches Werk nennen. Etwas zu pedantisch ist mitunter der Schlegel'sche Shakespeare; er spricht nicht unmittelbar an, wenigstens nicht überall. Aber den Geist dieser Arbeit und Schlegels Grundsätze lobe ich sehr. Ich werde nächstens eine Recension des Schlegel'schen Shakespeare schreiben, so bald ich den 9. Theil seines Shakespeare habe, der nun erscheinen soll. Hier werde ich freimüthig reden, laut und derbe und hoffe vernommen zu werden. Die Sache liegt mir am Herzen, und da mag ich nicht schweigen. Schlegels Sommernachtstraum ist vortrefflich, so auch sein Romeo, die Scene ausgenommen, wo Julia mit Romeo vom Fenster herabredet. Kann man es z. B. billigen, wenn der Uebersetzer die Julia statt swear by thy gracious self sagen läßt: Schwöre bei deinem edlen Selbst? Der Hamlet ist auch nicht frei von solchen Dingen: z. B. wenn Horatio vom Geiste sagt making the night hideous, so läßt Schlegel sagen: die Nacht entstellend.

Neulich erhielt ich von Schlegel einen Brief aus Coppet, wohin er zurückgekehrt ist. Mein Lear und Othello haben ihn wieder aufgeregt; er bietet mir einen Wettkampf an; allein ich will vor dem Meister zurücktreten und mich nun um so ernstlicher an meinen Aeschylus halten, weil ich doch fühle, daß ich mehr der antiken als der romantischen Poesie angehöre. Mich schmerzt es um Schlegel, daß er der Madame Staël zu Liebe seine Selbständigkeit Preis gibt; er soll in Genève den galant-homme spielen, auf Theatern agiren und sich wegen seines schlechten französischen Dialektes und

Accentes auslachen lassen. Wie derbe eiferte er vor vier Jahren in einem Sonette gegen sein jetziges Leben, in jenem berüchtigten Sonette, wo er Mäander, Skamander, Alexander und noch einen —ander [1] reimte. Wie hat Schiller einmal über dieß Sonett sich lustig gemacht! Wenn ihm jemand dieß Sonett auf einer Visitenkarte gedruckt nach Coppet überschickte? Es ist wirklich Schade, daß dieser Mann nicht geworden ist, was er konnte, und noch trauriger, daß er nicht hat werden wollen, was er konnte. Schleiermacher ist nun in Berlin und liest Philosophie. Neulich hatte ich einen sehr herzlichen Brief von ihm.

Meine Collegia machen mir eine große Freude, besonders die alte Geographie und der Orpheus. Herr von Gleichen meinte, ich thäte wohl, alte Geographie zu lesen, da es mit der neuen heutzutage nichts sei. Ja wohl! Nächsten Winter will ich den Sophokles lesen, und noch mehr freue ich mich zum Aeschylos, den ich im künftigen Sommer vorzutragen gedenke. Seit einem Jahre schon laure ich vergeblich auf den Humboldt'schen Agamemnon. Wenn doch der erschiene! Ich erwarte formelle Dienste von dieser Arbeit; im lebendigen Ausdrucke, im feurigen Schwung wird er Stolbergen nachstehen, dessen Genius mit dem Aeschylischen befreundeter ist, und dessen Arbeit jedem künftigen Uebersetzer zur Norm dienen müßte. Es erregt mir ein trauriges Gefühl, daß diese zwei Männer, die ich so gerne als deutsche denke, im Auslande Deutsche sind. Aber Schlegel scheint zurückkehren zu wollen; denn er fängt schon an über seine Verbannung zu elegisiren, das sind gute Aussichten.

Heidelberg, den 2. August 1807.

Was der Herr von Gleichen über Stolberg sagte, ist durchaus wahr und einzig wahr; und dieß Wort ist mir ein sicherer Maßstab für seine Ansichten über andere Menschen, und seine Liebe für Schiller begreife ich, daran gehalten um so vollkommener, und

[1] Salamander. Werke I. 368.

ich fühle sie um so inniger und so tiefer. Sie, gnädige Frau, haben an dem Herrn von Gleichen einen Freund, wie außer ihm keinen, und Ihre Kinder werden ihm ihr Lebelang mit Kindestreue ergeben sein.

Um in dieser Zeit doch nicht ganz müßig zu sein, habe ich mich viel mit Recensionen und mechanischen Arbeiten beschäftigt. Unter anderen ist mir ein äußerst gehaltreiches und echt patriotisches Werk in zwei dicken Oktavbänden in die Hände gefallen (über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und die Anlage beider zur Poesie), von welchem ich gestern die Recension beendigt habe. In dem Herzen dieses edlen Mannes glüht noch Vaterlandsliebe, die sich ja heutiges Tags nur in der Anhänglichkeit an deutschen Genius und deutsche Sprache offenbaren kann. Der Mann ist blos Grammatiker, aber ein so geistreicher, daß man ihn in seinen Analysen und Reflexionen fast Dichter nennen könnte. Wenn Schiller dieses Buch erlebt hätte, wie würde es ihm Freude gemacht haben, so durchaus verstanden zu sein. Dieser ungenannte Professor hat gleichen Sinn für Goethes naives Lied und für Klopstocks erhabenste Oden. Dabei ist er der französischen Sprache mächtig, wie nur ein geborner Franzose, ein Villers es sein kann. Ich habe Eichstätt gebeten, diesen Mann noch von einigen Andern recensiren zu lassen, um ihm so seine Achtung zu bezeugen. Denn jetzt ist leider! der Zeitpunkt, wo man einem Deutschen seinen Patriotismus zum Verdienst anrechnen muß. — Gestern und vorgestern bin ich auch noch Uhrmacher gewesen und Klavierstimmer. Jetzt will ich auch wieder Tapezierer werden, und es macht mich nicht wenig stolz, daß unter meiner Direktion Gesell und Bursche arbeiten soll. Ich denke noch mit Selbstgefühl, als ich unsern Jenaischen Saal in der Bachgasse [1] tapeziert hatte, daß Goethe einmal sagte: er wolle mich zum Hoftapezier in Weimar creiren. Wenn es Michaelis nicht mit den gelehrten Arbeiten gehen

[1] 1803. Briefe III. 10.

will, so werde ich Vogelkäfige flechten; auch werde ich dafür sorgen, daß ich wieder eine Drechselbank erhalte. So will ich mir schon zu helfen wissen, und das beständige Zusammenleben mit meinen geliebten Eltern, und dem treuen, anhänglichen Martens — Sie kennen ihn ja ganz! — soll mich dann vor Mißmuth und Hypochondrie schützen. Mein Bruder Wilhelm ist in Eutin, und ich hoffe, es wird ihm dort wohl gehen. Kurz vor seiner Abreise hat er eine ungemein gelehrte Dissertation drucken lassen, die ihm Ansehen in Eutin verschafft hat. Dieß hat mich lachen gemacht; denn dieß gelehrte Werk ist diesen Winter unter vielem Lachen geschmiedet worden, und es ist nichts in der Welt leichter, als grenzenlos gelehrt zu scheinen, oder ein — Böttiger zu sein. Es gehören dazu nur Finger und etwa 120 Bücher, um mit Citaten zu prunken. Mir fiel, als ich Wilhelms Brief las, Wilhelm Meisters Reisejournal ein, das in seiner Vaterstadt so viel Aufsehen machte. Aber mein Bruder wird ein tüchtiger, praktischer Arzt werden; er hat so ganz das gehörige Wesen, um sich beliebt zu machen und Zutrauen zu erwecken. Von meinem Bruder Hans werde ich Ihnen nächstens auch etwas Gutes schreiben, oder noch besser — sagen können. Meine Eltern sind sehr vergnügt, daß sie die Anstellung ihrer Kinder erleben sollen. In dem Abraham steckt ein tüchtiger Schullehrer, und er wird seinen Posten schon finden. Aber hier in Heidelberg möchte doch seine Anstellung schwer werden.

Der Geheimerath v. Goethe wird wohl nun zurück sein. Am Ende dieser Woche schreibe ich ihm. Daß er seinen August herschicken will, sehe ich als ein Compliment für Heidelberg an. Besser noch, wenn er ihn selbst brächte. Er hat nicht schlechte Lust dazu; aber zwischen Wollen und Ausführen ist eine beträchtliche Kluft, und dann hängt Goethe auch von seiner Gesundheit ab. Ob es dem Goethe aber hier gefallen würde, das möchte ich nicht zum voraus bejahen. Es herrscht nicht der freie Geist auf dieser Akademie, der Jena auszeichnet. Man ist hier auf allen Seiten

beschränkt. Und die Juristenfakultät ist im Grunde so überwiegend, daß wohl nie Harmonie kommen möchte. Die armen Göttinger! oder soll ich sagen die Glücklichen? Was will aber der König von Westphalen mit seinen, ich glaube fünf Akademien. Welche von diesen werden die andern verschlingen? Denn daß die Hälfte wird verschlungen werden, setze ich stillschweigend voraus. Nur die mageren, worunter wohl Rinteln hauptsächlich zu rechnen, sollten die andern nicht verschlingen. Das Schicksal der pharaonischen Kühe hat gezeigt, daß sie darum doch nicht fett werden dürften. Unsere Akademie will nun auch eine Litteraturzeitung anlegen. Recht gut, damit wir auch eine Stimme haben und nicht in dem Nachtheile stehen, daß wir über uns Mißurtheile lesen, ohne wieder zu urtheilen. Aber im Vertrauen, ich verspreche mir wenig davon, weil hier kein Mann von Eichstädts Kraft und Talenten ist, das Ganze aufrecht zu halten. Solche Institute werden fürs erste in Süddeutschland noch nicht gelingen. Mag auch Heidelberg ein heller Punkt sein, so ist doch rund um uns her, wenigstens an den meisten Orten Dunkelheit.

Wer Geist zeigt, wird für einen Schwärmer gehalten, als wenn es in der That nur böse und gesunkene Dämonen wären, die die Menschen in Bewegung setzen.

H. Voß.

Heidelberg, den 28. August 1807.

Von den neuern Produkten der Litteratur ist mir jüngst der Almanach (bei Willmens) in die Hände gefallen, der meines Bedünkens sehr schlecht ist. Von Görres sind Kindermährchen darin, von Christkindchen handelnd, die kaum kindisch, vielmehr aberwitzig zu nennen sind. Dieser Görres gehört unter die Arabeskenschriftsteller. Er hat Witz und Phantasie, aber durchaus keinen Geschmack; auch etwas mehr Nüchternheit und Besonnenheit könnte ihm nicht schaden. Ich fürchte, seine ungeregelte Phantasie wird ihn noch einmal ins Narrenhaus bringen. Er predigt den Heidelbergern jetzt die Rungischen Arabesken, mystischen Inhalts, findet

aber, seinen gläubigen Professor de Wette ausgenommen, und etwa ein paar Studenten, wenigen Beifall. Jean Paul ist sein Heros, Schiller verdient nicht den Namen eines Dichters; Goethe soll einige Anlage gezeigt haben, aber die gemeine Natur hat den Sieg davon getragen. Im Wilhelm Meister herrscht eine niedrig ökonomische Ansicht des Lebens, ein irreligiöser Dualismus. Soll man die Leute, die so faseln, nicht aus Herzensgrunde bemitleiden, so weiß ich nicht, was Mitleiden verdient. Schade ist es um manchen guten Kopf, der durch eine solche querköpfige Ansicht zu Grunde geht. Wo soll diese Hypersthenie des Geistes einmal seine Schranken finden?

Der Titel des Buches, nach welchem Sie fragen, ist: „Ueber den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache und die Anlage beider zur Poesie.“ Doch möchte ich bitten, wenn Ihnen dieß Buch in die Hand kömmt, etwa durch Goethe, der es wohl besitzt, lesen Sie es nicht, sondern lassen Sie sich daraus vorlesen.

Daß Sie sich wollen den Hesiodus und Orpheus vorlesen lassen, hat mir große Freude gemacht. Ich wollte, daß ich ihn Ihnen vorlesen könnte, wie einmal die Louise und aus dem Ossian. Der Orpheus ist an vielen Stellen homerisch, nur ist seine Darstellung nicht so umständlich. Vieles wird fast zu kurz abgefertigt, daß man es eher eine Relation als eine Darstellung nennen möchte. Aber was kann schöner sein, als des Peleus Besuch bei dem Centauren Cheiron, bei dem der kleine Achilles die Zither spielen lernt; dann der Wettgesang zwischen dem Cheiron und Orpheus, wie die Raubthiere von den Zaubertönen herbeigelockt halb vor der Höhle stille stehen, halb fliehen möchten; und wie die Vögel, gleichwie der Pindarische Adler auf dem Scepter des Zeus, in wollüstiger Ermattung die Schwingen hängen lassen; dann die prachtvolle Schilderung, wie der Schlaf die ganze lebende Natur bewältigt und selbst der gräßliche Drache, der das Vließ bewacht, seiner Gewalt nicht widerstehen kann. Wenn der Verfasser auch kein

Homer ist, so ist er doch nicht der letzte der Homeriden. Noch mancher Grieche ist, wie dieser Orpheus, der einem Uebersetzer entgegensieht und allgemein von den Deutschen gelesen zu werden verdiente.

Humboldts Agamemnon, auch seinen Pindarischen Hymnen sehe ich verlangensvoll entgegen. Nur fürchte ich, daß er seinen Agamemnon in den letzten Jahren durch große Künstelei mag verbildet haben. Humboldt gehört zu denen, wie auch unser Knebel, die lieber ihrem Gefühle und dessen unmittelbarer Leitung folgen sollten. Aber Beide haben sich in anderen Zeiten etwas zu sehr in die Kunst der Technik hineingeworfen und wollen diese dem Werke ihres Genius anpassen. Daraus entstehen dann die unseligen Mitteldinge, in denen weder der Genius in seiner Reinheit, noch die Kunst in ihrer Vollkommenheit sichtbar ist. Knebel arbeitet seinen Lucrez immer von Neuem und macht es immer künstlicher, aber nicht besser. Wie es mit Humboldt sein wird, bin ich nun begierig zu erfahren.

Ist Goethe denn noch wirklich im Karlsbade oder nach Wien gereist, wie es hier heißt? Ich fürchte, er ist nach seiner Vermählung nicht so glücklich wie vorher. Vielleicht bleibt er lange auf der Reise, um sich zu zerstreuen und Heiterkeit für den Winter zu holen. Wolle ihm ein gutes Geschick die geben nach dem letzten für ihn doch zum Theil trüben Winter. Daß er seinen August zu uns schickt, ist wohl gewiß; wenigstens mir hat er es als bestimmt geschrieben.

Habe ich Ihnen schon geschrieben, daß Herr v. Seckendorf auf eine Zeitlang nach Heidelberg zieht? Ich freue mich sehr darauf, denn wir interessiren uns für Einen Gegenstand. Vor einigen Tagen schickte er mir seinen Musenalmanach, der viel Schönes enthält, besonders einige Romanzen aus dem Cid. Er hat die Romanzensprache und Romanzenmetrik völlig inne; nur etwas Rauhes klebt ihm noch an, das sich nach und nach abschleifen muß. Gegen seine poetischen Freunde ist er indeß zu nachsichtig

gewesen, wie ich ihm dieses auch aufrichtig geschrieben; er gibt Manchen für einen Dichter aus, der kaum ein Reimschmied dürfte genannt werden. Seinen Schwager, den Grafen Benzel=Sternau, werde ich auch nächstens kennen lernen. Als geistreichen Verfasser vom goldenen Kalbe kenne ich ihn lange; als trefflichen Mann rühmt ihn Jeder, der ihn in Karlsruhe hat kennen lernen.

Gestern fiel mir die Xenie in die Hände:

Oedipus reißet die Augen sich aus, Jokasta erhenkt sich,
Und so hat sich das Stück endlich harmonisch gelöst.

Ich war muthwillig genug, folgende Parodie zu machen:

Stella sticht mit dem Dolche sich todt, Fernando erschießt sich,
Und so hat sich das Stück endlich harmonisch gelöst.

Unbegreiflich ist mir's, wie Goethe diese Aenderung hat machen mögen und können. Aber ich bitte, verrathen Sie mich und meinen Muthwillen ihm ja nicht.

Heidelberg, den 17. Oktober 1807.

Noch täglich sprechen wir von dem Besuche der Frau v. Wolzogen und freuen uns ihres gegebenen Versprechens, auf der Rückreise — und Gott gebe, daß diese bald sei — einen Tag bei uns zuzubringen. Es war meiner guten Mutter eine so angenehme Ueberraschung, wie die Frau v. W. noch einmal den andern Morgen kam, nachdem sie schon den Abend vorher Abschied genommen hatte. Wir hatten einen Spaziergang gemacht nach dem Schloßberge und über die Neckarbrücke, und es fand sich nachher noch gerade so viel Zeit übrig, um noch einen kleinen Besuch bei meinen Eltern zu machen. Viel Liebes und Schönes hat uns Ihre Frau Schwester erzählt von Ihnen, von dem Gedeihen der Kinder, von der Niedlichkeit der kleinen Emilie, von dem theuern Herrn v. Gleichen, der in unserem Hause noch in so frischem Andenken lebt, von Ukert, von Adolf, von Vielem, was mir in Weimar so werth ist.

Ich habe mit Rührung Ihre Freude getheilt, wieder in Weimar und in Ihrer Wohnung zu sein, in den Zimmern, wo der

Unvergeßliche die Freuden und die Schmerzen des Lebens empfand, an der Stelle, die er liebte, wo ich ihn so oft fröhlich und mit seinen Kindern spielen sah. Gott gebe Ihnen, edle Frau, in Zukunft Ruhe in dieser heiligen Stätte. Wann Sie diesen Brief empfangen, wird das Andenken an die vorjährigen schrecklichen Ereignisse in Ihnen lebendig sein. Ach! das war keine Zeit, wo Sie in Schillers Wohnung das Bild der Gegenwart durch süße Erinnerungen aus der Vergangenheit aufheitern konnten. Gott gebe Ihnen Ruhe und erhalte Ihnen die Freude an Ihren guten Kindern, die Sie jetzt schon in so vollem Maße genießen.

Goethe's Gesundheit scheint nun doch wirklich fest zu sein; er schrieb es mir selbst neulich und forderte Einiges (das ich jetzt schon abgeschickt habe) von mir, woraus ich auf Heiterkeit in seinem Gemüthe schließen konnte. Gott erhalte uns diesen Edeln an Geist und Herzen. Noch denke ich mit Freude eines Abends, wo Schiller in unserem Hause, auf unserem schwarzen Sopha, unter Agnes Bilde, ich möchte sagen, mit Begeisterung von Goethe's durchaus edler, aber oft verkannter Natur sprach. Und aus welch einem Herzen entsprangen diese Worte! Wahrlich, eine schönere Verherrlichung gibt es nicht! kann es nicht geben! Die Nachwelt wird staunen über die Größe und Tiefe seines Geistes. Lieben und mit Innigkeit an ihm hangen wird sie, wenn sie erfährt, daß ihn Schiller mit ganzer Seele geliebt hat. Den Vorzug hat Schiller in seinen Werken vor Goethe, daß er keiner Verherrlichung durch Andere bedarf. Wer ihn, den Menschen, auch nicht aus den theatralischen Werken ganz erkennt (denn auch Bösewichter und Schurken hat er mit objektiver Wahrheit darzustellen gewußt), der braucht nur in seinen Gedichten zu lesen; dem möchte ich das Lied an die Freude zu lesen geben, worin so ganz das Herz und die Gesinnung redet. Es schmerzt mich tief, so oft ich sehe, daß der Edle von dieser Seite verkannt wird, oder wenn ich ein Urtheil der Art höre: „Schiller sei nicht überall objektiv gewesen.“ Soll denn bloß und allein das Werth haben, was allen großen Geistern gemein

ist, das von allem Menschlichen entäußerte Göttliche im Menschen, das, worin Shakespeare, Goethe, Cervantes, Schiller ununterscheidbar eins sind? Ist nicht auch die menschliche Seite des Menschen göttlich, besonders in einer Natur wie Schillers? Und lassen sich beide Seiten denn auch so trennen, daß man sie wie abgesonderte Theile neben einander hinstellen kann? — Wie sehr wünschte ich, daß auch Goethe mehr solcher Gedichte gegeben hätte, durch die man unmittelbar in sein Herz blicken könnte. Was gäbe ich darum, wenn Shakespeare nur ein einziges Sonett hinterlassen hätte, in welchem man ihn als Menschen leben und weben sehen könnte? In seinem Fernando, in der Desdemona, in der Julie kann ich's nicht; denn dagegen stellt sich mir ein Jago, eine Lady Macbeth auf, die gerade so viel Abscheu fordern, wie Jene Liebe und Hingebung. — Wenn ich mir Schiller denke, wie er als Mensch war, wie er die Verhältnisse des Lebens ansah und seine Gesinnungen darüber äußerte, wie er in allen Verwirrungen Einheit und Harmonie erblickte, wie er alles Gute, Schöne und Wahre mit liebendem Herzen umfing, wenn ich zu Thränen gerührt werde über die Güte und Milde, die in ihm war — o wer vermag seine Natur auszusprechen! — dann fühle ich erst recht den Werth der Gedichte, die Ihn mir bis auf Gestalt und Miene vergegenwärtigen!

Vor Kurzem, verehrte Frau Hofräthin, habe ich den Geisterseher, der in dieser Zeit mein Lieblingsbuch ist, von Neuem gelesen.[1] Ich will Ihnen keine Kritik über das Werk des Herrn Follenius[2] schreiben, das Sie höchst wahrscheinlich nicht einmal kennen; aber ich kann nicht umhin, meine Meinung gegen Sie auszusprechen, daß selbst Schiller diese Arbeit nicht durchaus kann getadelt haben. Man hat dem Verfasser Anmaßung vorgeworfen und wohl nicht ganz mit Unrecht, denn kühn war es, ein Werk von der Riesengröße fortzusetzen; aber zu seiner Entschuldigung dient: er wartete sieben

[1] Dasselbe Urtheil wie Briefe I. 86.

[2] Des Fortsetzers.

Jahre, und erst als von allen Seiten Gerüchte erschollen, der Meister habe sein Werk liegen lassen und aufgegeben, ging er an seine Arbeit. Begeistert wie er war, wäre es grausam gewesen, wenn man ihm das Schreiben hätte verbieten wollen. Das Geschriebene hätte er freilich ungedruckt lassen können. Allein hier werden ihn die Herren Psychologen vertheidigen, die da beweisen werden, es sei unmöglich, daß ein Autor, besonders ein junger Autor, die Gewalt über sich haben könne. — Mir ist ein paarmal der Gedanke eingekommen, Follenius könne Schillern den Entschluß haben befestigen helfen, sein Werk nicht fortzusetzen. Dann ruhte ein schwerer Fluch auf dieser Arbeit. Eine merkwürdige — auch in psychologischer Hinsicht merkwürdige Erscheinung bleibt die Arbeit immer. Es ist, als hätte Schillers Werk den Verfasser aus dem Nichts ins Dasein gerufen.

Große Freude hat uns gemacht, was Sie, verehrte Frau Hofräthin, über die Louise geschrieben haben. Gewiß haben diese lieblichen Idyllen nun erst ihre völlige Reife erhalten. Die letzte Bearbeitung war übereilt. Mein Vater wollte damals — gewisser Umstände wegen — in einer festgesetzten Zeit fertig sein, und so mußte manche Situation im Schatten liegen bleiben, die jetzt erst ihr gehöriges Licht empfangen hat. Die einzelnen Charaktere haben mehr Haltung bekommen; die Situationen sind mehr motivirt; mancher liebliche Zug, der wohl, ohne dem Ganzen Eintrag zu thun, fehlen konnte, den man aber jetzt, nun er da ist, nicht entbehren mag, ist hinzugekommen. Die alte verständige Hausfrau war mitunter zu sparsam bedacht; jetzt handelt sie, wie und wo es ihr zukommt. Auch die treue Susanne und Hedwig und der ehrliche Hans erregen jetzt mehr Interesse. Und so soll es auch sein. In einer Idylle wie diese gilt kein Groß und Klein, kein Hohes und Niederes. Jedes muß in seiner höchsten Vollendung, bis ins kleinste Detail ausgebildet dastehen. Wie sehr ist Homer auch hier Meister: der Sauhirt Eumäos, König Odysseus, die treue Penelope, die üppigen Freier, die Schweine, der Hund Argos

und die Götter — ist nicht Alles vom Dichter mit gleicher Liebe behandelt und dargestellt? — Wie viel hat in der ersten Idylle die Wasserfahrt gewonnen. Alle einzelnen Theile sind jetzt erst recht in ein zusammenhaltendes Gemälde voll Einheit gebracht worden, sowie der Kahn fortschiffend, successiv dem Auge des Betrachters sich darstellt. Wir glauben selber im Kahn zu sein und an der Fahrt Theil zu nehmen, und jeden einzelnen Prospekt der reizenden Gegend, wie sich das Bild bei jedem Fortschritte etwas verändert, vor uns zu sehen. Ihr Wunsch, verehrte Frau Hofräthin, wegen der Fortsetzung kann, wenn er erfüllt wird, nur hier in diesem reizenden Lande erfüllt werden.

Von August Wilhelm Schlegel habe ich neulich einen recht frohen Brief gehabt. Er will für den Winter nach Deutschland zurückkehren. So eben läßt er — was nicht sehr patriotisch ist — in französischer Sprache eine Vergleichung von Racinens und des Euripides Phädra drucken. Er will es mir zuschicken, sobald es die Presse verlassen, und ich bin sehr begierig darauf. Soll es zur Belehrung und Bekehrung der Franzosen sein, so möchte er bei diesem Wasservolke wohl in den Wind gesprochen haben. Aber freilich hat auch der heilige Antonius den Fischen gepredigt.

Oehlenschläger will — höre ich — nach Weimar zurückkehren. In Paris wird ihm bei jetzigen Zeitumständen der Unterhalt schwer. Von Baggesen las ich gestern zu meinem Erstaunen den Anfang einer Oceania. Es soll ein Gedicht in sechs Gesängen werden, und der Inhalt Cooks Reise um die Welt. Wie wenig praktisch ist der Gegenstand. Baggesen hat die sinnliche Größe des Gegenstandes mit der inneren verwechselt. Ein Argonautenzug nach Kolchis kann zu einer Zeit, wo die Schifffahrt noch in ihrer Kindheit ist, durch die Anstrengung der Helden, durch den Aufwand von Kraft und Beharrlichkeit, der dort Noth thut, wohl unsere Theilnahme erwecken. Aber eine Reise um die Welt in unseren Tagen kann an und für sich kein poetisches Interesse erwecken, und wenn auch noch so viel

Wasserwellen, und Stürme, und Donner und Blitz dabei aufgebraucht werden. Liebliche Situationen und Einzelnheiten werden wir wohl erwarten dürfen; aber das gestehe ich, die möchte ich doch lieber in einzelnen südoceanischen Idyllen lesen, als in einer stolz einher prangenden Oceania.

Heidelberg, den 23. December 1807.

Jetzt nehme ich wieder an gesellschaftlichen Freuden Theil, und was das beste ist, ich kann arbeiten, sowie denn besonders im letzten Vierteljahre die Jenaer Litteraturzeitung voll ist von Recensionen von mir, deren einige ich mit vieler Anstrengung ausgearbeitet habe. Doch am meisten beschäftigt mich mein Aeschylus. Den Prometheus und die Sieben gegen Theben habe ich schon fertig liegen, auch schon Vieles aus dem Agamemnon. Wenn Humboldt nun nicht eilt, so werde ich ihm zuvorkommen. Der Theil des Agamemnon, worin die Kassandra auftritt, wird von mir übersetzt in Seckendorfs Prometheus erscheinen; Anderes vorläufig im Morgenblatt. Bin ich mit dem Aeschylus fertig, so kehre ich vielleicht zum Shakespeare zurück. Ich hoffe nun mehr leisten zu können, als mit meinem ersten Versuche, in welchem die jungen Kräfte noch zu oft im Momente des Ringens sichtbar sind. Es muß eine Zeit kommen, wo sie durch das Ringen geläutert, fest und sicher sich offenbaren.

Ein gewisser Reinbeck, der von Weimar zu uns gekommen ist, der Ehegemahl einer unendlich vierschrötigen Semiramis, hat vier abgeschmackte Briefe über Heidelberg ins Morgenblatt einrücken lassen. Das hat uns Heidelberger verdrossen. Achtzehn Männer, Jünglinge und Knaben sind hierauf aufgetreten und haben Reinbeck, Cotta und die Redaktoren des Morgenblattes auf ihre Ehre, auf Gewissen und aus Pflicht für ehrlos erklärt. Reinbeck hat schon geantwortet, bieder und brav, und hat den Ausspruch der Ehrlosigkeit den Heidelbergern zurückgeschoben; was Cotta thun wird, erfahren wir vielleicht heute. Ich glaube, er wird einen Injurienproceß beginnen und als Sieger davon gehen. Und

unter diesen achtzehn Männern ist ein Mann wie Daub; es schmerzt mich, dieß schreiben zu müssen. Geht das nicht zu weit? Und was hat denn Reinbeck Böses gethan? Das Meiste, was er sagt, ist unläugbar, nur in einem abgeschmackten Tone vorgetragen und mit einigen unsaubern Klätschereien versetzt, die auf Rechnung seiner Semiramis fallen, welche sich hier von einigen Familien beleidigt wähnt.

Wie wird Goethe lachen, wenn er die grimmige, unbesonnene, aufgeblasene — und unlogische Relegation cum infamia liest; wie wird der Herr v. Gleichen lachen? Der Verfasser ist Görres, er, in dem alle Teufel zu wohnen scheinen, die ehemals die Gergensener Heerde beseelt haben. Was den Görres in dieser Achterklärung besonders instigirt hat, sind zwei beißende Epigramme gegen ihn im Morgenblatte, durch die er sich getroffen fühlt.

Neulich hatten wir Wernern bei uns. Er hat hier im Allgemeinen sein Glück gemacht. Ob er aber dieser Sphäre, in die er sich begeben, gewachsen ist? Mir kömmt es vor, als ob er sich auf Mystik und Religion nur wie auf eine Handthierung gelegt habe. Ich wollte, er kehrte zur klaren Manier zurück, und daß er dieß wolle, darauf deuten auch alle Aspecte hin. Goethe kann gut auf ihn wirken, und ich hoffe, es werde geschehen sein. — Goethe will uns seinen August herschicken. Bleibt es denn dabei?

Heidelberg, den 5. April 1808.

Uckerts Weggang ist für die Kinder ein großer Verlust gewesen. Daß der junge Gabler ihn nicht ersetzen konnte, wußte ich, und ich freue mich, daß er nun wegkommt und dem Abeken Platz macht.

Abeken ist ein Verehrer von Schiller wie Wenige, und ein würdiger Verehrer, denn er versteht ihn. Sie kennen ihn schon, und der selige Schiller kannte ihn und hatte ihn lieb; Sie sind auch gewiß überzeugt, daß er ein warmer Freund der Ihrigen und ein unzertrennliches Mitglied Ihrer Familie sein wird.

Gottlob, daß ich meinen Mund wieder gebrauchen kann; nun darf ich mir keine Gewalt mehr anthun, darf mit Begeisterung wieder reden bei tragischen Chören.

Vor allen bin ich jetzo meinem Aeschylus ergeben. Ich lasse in alle Journale und Zeitungen Fragmente drucken; denn warten kann und mag ich nicht, bis das Ganze fertig ist. Ich hoffe auch, daß mein Bemühen nicht ganz vergebens sein wird. Ich werde täglich vertrauter mit Aeschyleischem Tone, die Sprache gehorcht mir je mehr und mehr, und bald hoffe ich auch ganz dem Chorrhythmus gebieten zu können, der noch immer etwas widerspenstig ist und nicht thun will, wie ich will.

Wahrlich in unsern dichterarmen Zeiten, wo die heilige Kunst durch so viel Unwürdiges entweiht wird, thut es noth, die ehrwürdigen Todten aus dem Grabe zu erwecken. Ist unser Feuer erloschen, so müssen wir uns, um nicht zu Tode zu frieren, an fremdem Feuer erwärmen. Wie habe ich mich daher gefreut über Kannegießers Unternehmen, den Beaumont und Fletcher zu übersetzen. Ich bin so eben dabei den ersten erschienenen Band zu recensiren, der nur unglücklicherweise nicht die beste Auswahl getroffen hat. Aber es sind ein paar wackere Männer. Vielleicht ist es beispiellos, daß damals Männer, wie Shakspeare, Beaumont, Fletcher, Massinger, Ben Jonson, Doman &c. nicht blos zu gleicher Zeit lebten, sondern auch in einander lebten, zusammenwirkten, sich äußerten. So war es in Rom zu Augusts Zeiten, und in Weimar, als Schiller noch da war und seinen Goethe besuchte. Diese genannten englischen Dichter hielten nächtliche Zusammenkünfte, lasen sich ihre Werke vor, schwächere Stellen wurden gemeinsam geändert; Shakspeare dichtete in Fletchers Tragödien ganze Scenen hinein und bestreute sie mit Funken seines unerschöpflichen Geistes. Wer mag sagen, wenn wir in Fletchers Tragödien Stellen finden, die Shakspeares vollkommen würdig sind, daß diese nicht von Shakspeare herrühren. Ich habe dieser Tage sieben Tragödien von Beaumont und Fletcher gelesen, die mich gerührt und

entzündet haben. Welcher von unsern heutigen jungen Dichtern ist im Stande ein Stück wie Philaster zu schreiben und wir Deutschen kennen diese Schätze nicht einmal.

O über unsere heutigen Dichter! der Verfasser der Lacrymas, der Niobe! eine Schande ist es, daß dieser noch irgend einen Verehrer von Talent findet, doch kann es nur Verblendung sein, die nicht wie der schwarze Staar ewig dauert. Den Graf und die Gräfin v. Gleichen habe ich gelesen, aber blos des Namens wegen. Dieser Schütz ist durchaus geistlos; nur Nachahmertalent hat er und eine erhitzte Fieberphantasie; was wie gedacht aussieht, ist so verworren und unbestimmt wie möglich. Man sieht, er ist nicht Herr in seiner Sphäre, in der er dichtet, entweder er entrinnet ihr, oder sie entfliegt ihm. Da haben wir Swifts Luftinsel Laputa. Und dann der Dichtergarten von Rostorf, den Wilhelm Schlegel und Ast bis zu den Wolken erheben. Mir ist es, als wenn die Gergesener Säue mit einer ganzen Legion von Teufeln darin herumwühlten. Alles was eine frische Farbe hat, Rosen, Nelken, Lilien, treten sie nieder, und ziehen eine mondscheinbleiche Viole heraus, die Maria statt mit Quellwasser, mit heiligem Salböle tränkt; daher duftet es auch im Garten nicht nach Blumen, sondern nach der Lampe, und des alten Gärtners Lied ist in prophetischem Tone gesungen: „sag, wo sind die Rosen hin?" mit dem immer wiederkehrenden Schlusse: „Freund! du bist umsonst bemüht, diese Rosen sind verblüht." Nun vollends in Asts Journale, die Lieder von Rottmanner; Talent und dabei eine so excessive Verkehrtheit! Und endlich unsere Heidelberger Einsiedler-Zeitung von Arnim herausgegeben (über dessen Ariels Weissagung schon vor einigen Jahren Schiller zu lachen pflegte); drin kommen überschwängliche Gedichte vor, welche die arme Luise Reichardt componiren soll. Diese Leute studieren gar nicht, spiegeln sich nie in fremden Formen, sondern beschauen nur sich und ihr kleines Gemüth, das ihnen ein unendlicher Abgrund dünkt. Und dann machen sie's wie die Spinne, die ja auch ihr Netz aus ihrem eigenen Gemüthe heraushaspelt,

und wozu das? — um nachher Fliegen zu fangen. Es gibt deren, die sich entsetzlich über diesen Unfug ärgern; zu denen gehöre ich nicht, wenigstens dauert bei mir ein Aerger in der Art nicht über ein paar Minuten, desto mehr erscheint es mir komisch. Man lasse die Leute treiben und thun, was sie nicht lassen können. Durch solchen Unsinn hindurch angeblickt mag das bischen Geist sich immerhin ein wenig für das Auge vervielfältigen und brechen.

Diese Menschen werden gewiß nicht bedeutend ins Rad der Zeit eingreifen.

Leid thut es mir in der That, daß auch Werner, der unergründliche Talente hat, dieses Weges mitwandelt. Was Sie mir über sein Talent schreiben, hat meinen völligen Beifall. Gewiß hat die Natur ihn eher zu einem Lustspieldichter bestimmt, als zu einem frommen Menschen. Diese Frömmigkeit steckt nicht im Gemüthe, sondern ist eine poetische Coketterie mit Gott, Maria und den Wunden Jesu, und dem heiligen allegorischen Karfunkelstein. Sonst halte ich Werner für einen guten Menschen, wenigstens hat er hier sich nicht anders gezeigt. Nur unerträglich war mir an ihm, daß er von Haus zu Haus ging und declamirte und so seine Kunst herabwürdigt. Er biegt sich und schmiegt sich wie kein Weltmann und ist mit Eitelkeit angefüllt wie kein Dichter. Die Manier, mit der er unserer guten Mademoiselle Rudolphi die Hand küßte, vergesse ich mein Leben nicht, das wäre eine Scene für Chodowiecki oder Hogarth gewesen, oder für Werner selbst in einem seiner künftigen Lustspiele. Originell ist Werner immer noch in seiner Form, und er gefällt am meisten, wo er darauf ausgeht, in romantischer und lyrischer Weise unmittelbar auf die Phantasie zu wirken. Da er so lange in Weimar bleibt, so bin ich schon auf die Vermuthung gekommen, er möchte vielleicht für immer da bleiben. In diesem Falle werde ich, wenn Sie meine Gratulation annehmen, ja wohl gratuliren müssen. Von Daub habe ich nicht mehr die vortheilhafte Idee wie ehemals, wiewohl ich ihn für eine ursprünglich edle Natur halte. Seine erste Bekanntschaft hatte für mich etwas

Rührendes, weil er mich gar sehr an Schiller erinnerte; es war mir eine Erquickung, einmal wieder einen Mann mit Herzenswärme reden zu hören. Aber Daub hat etwas von Lavaters Janusnatur; ich schreibe dieß mit Betrübniß hin, aber es ist wahr. Ein Mann, der sich göttlicher Eingebungen rühmt, ein Mann, der statt durch die Kraft seines Gemüthes zu wirken, darauf ausgeht, sich durch Logen Ansehen und einen Anhang zu verschaffen, muß mir nach und nach etwas verdächtig werden. Habe ich ihn je mit Schiller verglichen, oder vielleicht Ihnen in solcher Verbindung genannt, so werden Sie mir dieß leicht verzeihen. Es war nicht Verkennung Schillers, sondern Verkennung Daubs, der sich mir damals nur von der edlen Seite offenbart hatte.

Das Haus meiner Eltern ist nun recht patriarchalisch eingerichtet, und unser Leben ist ein wahrhaft friedliches und glückliches.

Mein Vater hat so eben die letzte Hand an seinen Theokrit und die beiden andern Bukoliker gelegt, und es ist nach so viel früherem Fleiß kaum glaublich, wie die Arbeit noch gewonnen hat. Jetzt wird stark daran gedruckt. Auch hat er in dieser Zeit eine stattliche Recension über.... Doch ich besinne mich eben, daß ich dieß nicht verrathen darf; also nächstens davon.

Ich habe in diesen Tagen auch wieder die ehrliche Insel Felsenburg gelesen. Welch eine Gemüthlichkeit, Wahrheit und Treuherzigkeit in diesem Buche. Der Verfasser ist ein ächt romantisches Genie gewesen, kein astromantisches. Die Idee, ein gebildetes Völkchen in paradiesischer Unschuld darzustellen ist lieblich und ungemein glücklich ausgeführt. Die otaheitische Unschuld, die in den Jahren 80 so gepriesen ward, liebe ich so wenig, wie die in den Geßner'schen Hirtenidyllen, denn wer möchte diese Unschuld durch solche Beschränktheit erkaufen. Wie ehrwürdig ist mir der alte Albert Julius, als Haupt seiner von ihm abgestammten Colonie! Welch eine herrliche Rolle spielen unter andern die Affen auf der Insel. Es ist mir, als ob die paar Leute die Affen zu Menschen machen, um in ihrer Einsamkeit ein paar Menschen mehr zu haben.

Es sind wirklich Menschen, sie haben so viel Empfindung, wie die Rosse des Achilleus, oder der ehrwürdige Hund des Odysseus. Und wie ehrenvoll benennt sie auch der Verfasser. Der Affe, dem sein Weibchen gestorben, heißt der „Affenwittwer." Die eine Aeffin stirbt ihm „auf dem Heldenbette." Von einem Affen heißt es sogar, er habe ein „durchteufeltes Gemüth" gehabt, recht als wenn die guten Thierchen der Erbsünde theilhaft, und der Seligkeit im Himmel fähig wären. Und auch dieser Mann, der uns ein solches Nationalwerk geschrieben, wird nun unter die verschollenen Schriftsteller gezählt, oder ist vielmehr verschollen. In diesen Tagen also soll August Goethe kommen; und der Vater will ihn nicht herbringen?

Reinbeck, der den Mann von Geist in dem Mannheim'schen Cirkel eine Zeitlang spielte, geht nun nach Stuttgart mit seiner theuern Ehehälfte. Wehe den Heidelberger Achtzehnern, wenn er Sitz und Stimme im Morgenblatt bekommt.

Heidelberg, den 24. Oktober 1808.

Vor wenig Wochen bin ich auf 14 Tage in Stuttgart gewesen, wo ich auch so viele Freunde und Jugendbekannte von Schiller getroffen habe, die sich denn immer recht bei mir beliebt machten, wenn sie mir viel von Schiller erzählten. Sie haben mich das Fenster sehen lassen in Schillers Zimmer, als er auf der Akademie wohnte. Die mich dort am meisten angesprochen haben, sind Dannecker und Haug.

Einen enthusiastischern Freund hat Schiller nicht gehabt als den Dannecker; dem stehen die hellen Thränen in den Augen, wenn er von Schiller redet. Auf seine colossale Büste von Schiller war ich nach dem, was mir Herr v. Gleichen gesagt hatte, äußerst gespannt, wiewohl ich einige Furcht hatte, Schillern in colossaler Gestalt zu erblicken. Aber wie schwand diese, als ich vor dem seelenvollen Bilde stand. Ich glaubte den Schiller in verklärter Gestalt vor mir zu sehen, den hohen Ernst, und dabei die unaussprechliche Güte und Milde; wie hat dieß alles der Künstler in

dem kalten Steine darzustellen und dem Marmor Leben zu ertheilen gewußt! Die colossale Gestalt scheint mir so ganz passend zu sein, ja die Büste, die daneben stand, und nur die gewöhnliche Lebensgröße hatte, mochte ich neben dieser gar nicht ansehen. Es ist als ob diese Gestalt so recht mit der Riesengröße seines Geistes harmonirte. Es ist so durchaus Schillers Gesicht, Alles bis in die kleinsten Nüancen hinein, und wenn die Büste lachen und weinen könnte, sie müßte wie Schiller lachen und weinen.

Aber welch eine freundliche Erscheinung ist der Dannecker; wie habe ich mich an seinem scharfen Auge ergötzt, und an seinem lieblichen Wesen, das ich nur mit dem schwäbischen Ausdruck herzig zu bezeichnen weiß. Ja er ist ein recht herziger Mensch; dem ich durch und durch gut bin. Mir merkte er es bald an, wie ich Schiller liebte und verehrte, und darum ist er mir auch ein wenig gut geworden. Auch in dem biedern Haug habe ich einen warmen Freund Schillers gefunden. Der ist ein recht treuherziger und im Umgange liebenswürdiger Mann, wiewohl ich ihn an Feinheit und Zartheit nicht mit Danneckern vergleichen kann.

Dannecker hat meinem Vater nicht Ruhe gelassen, bis er ihm versprochen, am Anfange des Novembers wieder nach Stuttgart zu kommen, und 14 Tage bei ihm zu wohnen. Er will ihn auch wie Schiller büstiren. Außerdem habe ich noch einen Kaufmann, Namens Rapp, kennen gelernt, in dessen Hause ich viel gelebt habe, und wo gewöhnlich der Sammelplatz unserer abendlichen Zusammenkünfte war.

Seine Frau ist ein munteres „Weible,“ flink wie ein Reh, und gar gesellig und angenehm im Umgange. Diese zeigte mir einen Brief von Schiller, an den Vater Ihres Freunds v. Hoven,[1] den sie in Abschrift besaß. Ich habe mir auch eine Abschrift genommen, die ich Ihnen hier, verehrte Frau Hofräthin beilege. Wahrscheinlich kennen Sie diesen Brief nicht, und er muß Ihnen

[1] Gedruckt in Hovens Biographie. (Nürnberg 1840.) S. 373 ff.

bekannt werden. Fast alle Abend, wenn wir bei Rapp versammelt waren, hieß es: „Voß, Sie müssen uns den Schiller'schen Brief noch einmal vorlesen, denn die und die hat ihn noch nicht gehört." Und das that ich denn auch so gerne. Ich habe den alten v. Hoven auch kennen gelernt, und er ist mir durch diesen Brief noch ehrwürdiger geworden.

Vor acht Tagen hatten wir Baggesen hier, der nun wieder fort ist. Wahrscheinlich kommt er auch zu Ihnen nach Weimar. Er war dießmal gar liebenswürdig, und ich habe mich sehr eng an ihn geschlossen, so daß wir oft noch halbe Nächte aufblieben, nachdem meine Eltern schon zur Ruhe gegangen waren, und kritisirten und mit einander plauderten. Er hat große Freude Sie gnädige Frau wiederzusehen, und die Kinder, die er noch wenig kennt. Er scheint mir viel gesetzter geworden zu sein, und besonders gefiel mir die Art, wie er von seiner Frau und seinem jüngsten Kinde sprach. Ich wollte nur, er wäre in einer besseren äußern Lage, damit er sorgenfrei nach außen wirken könnte. Er hat nun endlich sein Haschen nach Bombast aufgegeben, uud weiß den Geist im Sanften uud Ruhigen, und nicht blos im Heulen des Sturmes zu finden. Er war sonst zu sehr in tönende Worte verliebt, wie heutzutage August Wilhelm Schlegel.

Bitten Sie ihn, daß er Ihnen seine vier Romanzen vorliest; die sind ungemein geistig gedacht und zart dargestellt, nach Art und Weise von Klopstocks Bardieten.

Meine Eltern sind sehr vergnügt von ihrer Reise zurückgekommen. Sie sind bei dem Freiburger Jacobi und bei dem ewigen Jünglinge Pfeffel gewesen, der sie auf eine rührend herzliche Weise aufgenommen hat. Dann haben sie in Lahr den dort ansäßigen Bruder Hans besucht. In Straßburg haben sie den Münster erstiegen. In Stuttgart traf ich mit ihnen zusammen. Meine Mutter ist so wohl auf dieser Reise gewesen, daß sogar ihre Kopfschmerzen sie fast verlassen haben. Meine Eltern grüßen Sie und die liebe verehrte Frau von Wolzogen recht herzlich.

Heidelberg, den 12. November 1809.

Von meinen Eltern soll ich Ihnen viel Liebes sagen, und Gottlob, daß ich von meiner Mutter sagen kann: sie ist recht sehr gesund. Von meinem Vater versteht sich das von selber. Ihn beschäftigt jetzt ganz sein Tibull, von dem die Uebersetzung, mit sehr gelehrten Anmerkungen begleitet, Ostern erscheint. Daneben wird Alles gelesen, was die heutige Litteratur Schönes hervorbringt, aber dessen ist leider nur wenig. Auch vielleicht nicht übel, denn das Wenige wird dann um so weniger genossen. Jetzt sehen meine Eltern den Goethe'schen Wahlverwandtschaften entgegen.

Bei Cotta's bin ich vierzehn Tage gewesen und bin mit Achtung und Liebe für diese Familie wieder weggereist, und dem festen Vorsatze, einmal wieder zu erscheinen. Man muß vor der Thätigkeit Cotta's, die wirklich ins Unglaubliche geht, Achtung bekommen, man muß in ihm den durchaus rechtschaffenen Mann ehren, und ihn als Gatten und Vater lieb gewinnen. Sie ist die Güte selbst, und eine sehr verständige, unterrichtete und zart fühlende Frau.

Mir war es auch sehr interessant, so ein vierzehn Tage unter Büchern und Manuscripten zu leben, die mir alle zu Gebot standen; da habe ich denn auch Goethes Wahlverwandtschaften gelesen, von denen ich viel erwartete und doch noch viel mehr fand. Die Erzählung beginnt so einfach, in so kleinem Raume, und wie erweitert sich das alles! Mir ist, als wenn Goethe den ganzen Reichthum seiner Erfahrungen und Lebensansichten hier niederlegen wollen; aber der Mann ist unerschöpflich wie die Gottheit, von jedem seiner künftigen Werke werde ich dasselbige sagen müssen. Ottilie ist ein lieblicher Engel — ein bloßes Geschöpf der Einbildungskraft? Das glaube ich nimmermehr. Aber das arme Kind jammert mich, so oft ich daran denke; so eben hat es noch „so vernünftig in die Welt geguckt," und nun diesen Tod! — aber es muß sterben — nur kann ich den Jammer um seinen Tod nicht überwinden. So weit habe ich gelesen; die folgenden Bogen fehlten Cotta'n noch — meine Sehnsucht nach dem Ende ist unbegrenzt.

Auch die Tausend und eine Nacht von Hager habe ich im Manuscript gelesen; es werden sechs andere Bände werden. Aecht sind die Erzählungen, erreichen aber nicht die Galland'schen, weder in Erfindung noch Ausführung. Galland muß ausgewählt und das Beste vorauf weggenommen haben.

Von Ernst Wagner habe ich auch einige Romane gelesen. Die edle Tendenz des Verfassers fordert Achtung; als Kunstwerke stehen sie mir nicht so hoch, wie sie Andern scheinen. Werners Kunigunde entschlüpfte mir wieder, ich hatte sie schon in Händen; wie der Wind war sie mir wieder fort. Ich habe auch Geduld zu warten; sie wird sehr gerühmt und soll der Madame Hendel eine neue Krone aufsetzen.

Von den Tübinger Gelehrten habe ich nur wenige kennen gelernt; die meisten — unter diesen Kielmaier — waren verreist. Im Hause des lieben Cotta vermißte ich auch wenig — mir wurde gar wohl und heimisch dort. Der alte Schnurrer — Griesbachs[1] vieljähriger Freund — ist ein würdiger Mann, den habe ich oft besucht. Conz ist brav und liebenswürdig, auch geistreich, hat aber doch einen kleinen Zusatz von Philisterei, freilich nur einen kleinen. Froriep fühlt sich sehr glücklich und genießt einer allgemeinen Achtung; seine Frau fand ich munterer wie sonst.

In Stuttgart lebte ich sechs Tage bei meiner Hin- und sieben Tage auf meiner Rückreise. Es ist einer meiner liebsten Orte — mehr Geselligkeit sucht man anderswo vergebens. Außer Haug, Weisser und Reinbeck, die ich schon kannte, lernte ich auch Hartmann und den Präsidenten v. Wangenheim kennen, von denen besonders der erste mein Liebling geworden. Hartmann ist ein Mann voll Seele, etwas zur Schwärmerei geneigt, unendlich brav und verständig und der liebenswürdigste Mann im Umgang, dessen bloße Gegenwart schon erfreulich ist. Sie werden sich seiner wohl noch erinnern, seines freundlichen Blickes unter den finstern Augbrauen.

[1] Und Paulus.

Wangenheim ist bedeutend jünger, sehr jovialisch und voll witziger Einfälle, ein angenehmer Gesellschafter. Haug ist immer der alte, biedere, herzliche, der, obgleich er Epigrammatiker von Profession ist, noch keinem wehe gethan hat, selbst seinen Feinden nicht — aber deren hat er keine, kann sie nicht haben. Ob Sie Reinbecken kennen, weiß ich nicht — er war in Weimar — er ist viel angenehmer als seine Frau, die aus dem Titanengeschlechte abzustammen scheint, und zum mindesten mit der Lästrygonenkönigin verwandt ist. Dannecker grüßt Sie herzlich — Schillers herrliche Büste stand noch an der selbigen Stelle, wo ich sie vor einem Jahre fand, und Dannecker weiß sie auch recht mit Liebe zu betrachten, sowie er sie mit aller Liebe seines Gemüthes geschaffen hat.

Matthisson habe ich auch in Stuttgart wieder gesehen, aber wenig Freude an ihm gehabt. Sein Dichtertalent ist verflogen, und an die leere Stelle hat sich eine unerträgliche Eitelkeit eingenistet, die die Miene der Bescheidenheit annimmt. Seine vom Könige empfangene Ehre hat ihn schwindeln gemacht, so fand ich ihn. Lachen kann ich nicht über ihn — sein Anblick machte mich manchmal traurig, denn ich mußte mir sagen, daß Matthisson vor zehn bis fünfzehn Jahren mehr war als jetzt. So ein Bergunterſteigen in den besten Lebensjahren erregt wehmüthige Empfindungen. Nun ist Matthisson auch ein so arger Schmeichler geworden, wie ich je einen gesehen, und man sieht ihm deutlich an, daß er sich vorbereitet auf seine Schmeicheleien, denn er gibt sie mit solcher Grazie und so elegant eingekleidet, als ob er auch diesen das Siegel der Unsterblichkeit aufdrücken müßte.

Oehlenschläger kam mit mir zugleich in Heidelberg an und blieb zwei Tage; der ist recht der Liebling meiner Eltern geworden. Seine Trauerspiele wird er nun auch Ihnen vorgelesen haben. Er macht Riesenschritte; aber als Lyriker will er mir noch nicht genügen. Baggesen ist dreimal bei uns gewesen, zuletzt vorige Ostern. Er ist ein liebenswürdiger Abenteurer, ohne Charakter,

aber voll Talente und von gutherziger Natur. Seine traurige Lage macht ihn mitunter etwas wunderlich, und man hat alle Augenblick Ursache, ihm böse zu sein — sieht man ihn aber wieder, so ist Alles vergessen. Als er zuletzt hier war, beschäftigten wir uns viel mit bouts-rimés — nämlich Baggesen, Schreiber, Martens und ich. Es war unser Spiel Abends nach Tische, Sonette nach Endreimen zu dichten, und aufgegebenem Inhalt — wer zuerst fertig war, wurde Sieger genannt. Diese Sonette hat Baggesen in einem sehr launigen Almanach drucken lassen, der eben anfängt viel Lärm zu machen. Baggesens Einleitungen sind vortrefflich, und bei aller Laune so durchaus gutmüthig — in dieser Sphäre habe ich ihn am liebsten; als erhabenen Dichter schätze ich ihn gar nicht. Seine Parthenais hat einzelnes Schöne, aber das meiste ist Unnatur und karrikirte Manier.

An Goethe schreibe ich in der nächsten Woche; sehen Sie ihn früher, so bringen Sie ihm meinen Gruß.

Heidelberg, den 6. December 1809.

Herzlichen Dank für Ihren freundschaftlichen Brief, den ich vor einigen Tagen erhielt, verehrte Frau Hofräthin, nachdem mir Abeken, wenige Tage früher, seinen Ruf ans Rudolstadter Gymnasium gemeldet hatte. So sehr ich mich über Abeken freue, denn dieses Amt in dieser Gegend scheint mir so ganz seiner Neigung angemessen, so sehr fühle ich es auch mit Ihnen, was Sie und die Kinder an ihm verlieren, und es hat mir dieß die Zeit über recht im Sinne gelegen.

Sie wissen, wie Schiller schon vor fünf Jahren davon sprach, seine Kinder auf die Schule zu schicken.

Ich weiß aus Erfahrung, wie das treibt und spornt, wenn man mit Mehreren zugleich lernt, und wie viel mehr hier in viel weniger Zeit beschafft werden kann. Und treffliche Lehrer hat das Gymnasium an Passow und Schulz, junge Männer, die es ernstlich mit der Wissenschaft meinen und den Kindern — was mehr werth

ist, als alles positive Lernen — die Lust zum Lernen und Sinn für alles Hohe, Große und Ganze einpflanzen werden.

Der Tibull meines Vaters, nach dem Sie fragen, ist beinahe fertig; wenn dann Cotta auch eilt, so erhalten Sie ihn Ostern mit dem ersten Theile meines Shakspeare, den ich nun im Ernste fortsetzen will, da Schlegel unverzeihlich säumt. Ich habe mir diesen Sommer mein sieches Leben damit versüßt; jetzt, da ich wieder Kräfte habe, setze ich den Aeschylos fort, der freilich ein wenig schwerer zu bewältigen ist. Daneben schreibe ich viel Kritisches für die Jena'sche Litteraturzeitung, besonders was die Tragiker und den Theokritos betrifft — und dieß alles ist Vorarbeit für meine Aeschylosausgabe, die ich gern mit einem guten kritischen Commentar ausrüsten möchte; und da hier alles ineinander greift, so muß ich, um den Aeschylos gut zu commentiren, auch gewissermaßen den Sophokles, Euripides u. A. mit commentiren. Es ist doch ein herrliches Vergnügen, mit den Alten umzugehen, und wohl muß ich mein Schicksal preisen, das mir vergönnt, es unter so glücklichen Umständen zu können. Ach! Weimar war mein Elysium, und ist mir jetzt in der Erinnerung sogar ein verklärtes Elysium. Heidelberg ist so gut nicht, aber ist auch gut! Wird aber Weimar immer bleiben, was es war? ist es noch, was es war? Wenn auch Goethe einmal dahin ist — wer ist dann noch übrig vom heiligen Götterhaine? — Oehlenschläger ist ein vortrefflicher Tragiker und wird es noch immer mehr werden. Mit wenig Anstrengung, durch einfache Mittel vermag er viel; das ist das Zeichen des Genies. Er ragt über die andern aufblühenden Genien Deutschland weit hervor — selbst Tieck nicht ausgenommen. Aber freilich, was sind das Andere auch für Genien. In der Tausend und einen Nacht kommt ein junger Genius vor, der mit einer Dattelschale todt geworfen wird — das ist das Symbol unserer Dichterlinge, die wie Pilze aufschießen und wie die Pilze in sich selbst zusammenfallen und vermodern. Und doch sind mir die verrückten noch lieber als die freimüthigen Leerköpfe, die ihr Ultimum der Gemeinheit

jetzt in dem Herrn Kuhn (ein Weimaraner aus der Kotzebue'schen Klasse) erreicht haben.

Heinrich Voß.

Heidelberg, am Pfingstmontage 1810.

Passow hat Ihnen meinen Shakspeare zugeschickt, ich füge die Bitte hinzu, daß Sie ihn freundlich annehmen. Nun will ich wirklich fortsetzen, was Schlegel unvollendet gelassen, und mein Bruder unterstützt mich redlich. Schlegel hat gewiß das höhere Talent zu dieser Arbeit, aber ihm fehlt, seit er ein Franzose ist, ganz die Begeisteruug dazu, und deren rühme ich mich, die schlaflosen Nächte segnend, die mich Shakspeare schon gekostet. Daß Ihnen mein Macbeth Freude mache, fordere ich nicht, da Ihnen die herrliche Bearbeitung von Schiller immer die einzige bleiben muß. Aber gewiß werden Sie mich nicht im Verdachte der Anmaßung haben, daß ich nach Schiller mich an so etwas machte; denn mein Macbeth ist nicht selbständige Bearbeitung, sondern nur sclavisch treue Uebersetzung. Eine solche war noch neben dem Schiller'schen Macbeth nothwendig. Wie konnte Schiller, der reiche, der freie, sich in das Sclavenjoch des Uebersetzers fügen; überall ist in seinem Shakspeare der eigene Genius sichtbar und ich möchte sagen, Shakspeares Werk hat sich aufs herrlichste in Schillers Genius verklärt. Mein Macbeth will nichts sein, als eine möglichst treue Copie des rein Shakspeare'schen Werkes. Daher habe ich die gemeine Pförtnerscene, die Shakspeare für ein schlechtes Publikum dichtete, beibehalten müssen, wo Schiller eine der erhabensten Dichtungen gibt; darum die prosaische Nachtwandlerscene, die mich vis-à-vis der Schiller'schen immer kalt läßt.

Meine Mutter ist immer die fleißige Gärtnerin, und mein Vater steckt nun anderthalb Jahre im Tibull. Bald ist er fertig. Dieses Werkes sollen auch Sie sich freuen, zumal da sehr genießbare Bemerkungen den Genuß erleichtern.

Daß ich von meinem theuren Leop. Stolberg so beschenkt bin

wird Ihnen Abeken gesagt haben. Er schreibt mir öfters. Seine Briefe theile ich Ihnen mit, wenn Sie zu uns kommen.

Heinrich Voß.

Heidelberg, den 12. November 1810.

In Stuttgart wurde ich von meinen Freunden Hartmann, Wangenheim, Haug und Reinbeck wieder so herzlich aufgenommen wie vorigen Herbst, und ich bin vier Wochen hindurch mit Allen täglich zusammengewesen. Ich fand bei Wangenheim den Ritter von der Bettenburg, den hochgesinnten und biederherzigen Freiherrn von Truchseß.[1] Sie besinnen sich wohl, daß Graf Benzel uns von dem Manne erzählte, wie wir die Burgen in Neckarsteinach besahen. Damals ahndete ich nicht, daß ich ihn in so kurzer Frist sehen, und mir — worauf ich stolz bin — seine Freundschaft erwerben sollte. Lassen Sie sich meine Briefe an Abeken und Abraham zusenden, beiden habe ich viel über den herrlichen Mann geschrieben. Zehn Tage habe ich mit ihm gelebt, und bin in seiner wahrhaft beseligenden Nähe mir wie ein rechtes Kind des Glückes vorgekommen. Mein erster Brief über ihn an Abraham hat den Abeken so begeistert, daß er, wie mein Bruder schreibt, von nichts anderem spräche als der Bettenburg und sogar Nachts davon träumte. Nun so hoffe ich, daß mein zweiter Brief den Abeken ganz in Feuer und Flammen versetzen wird. Ostern reise ich auf die Burg, meine beiden Rudolstädter kommen auch hin, mich abzuholen, so ist's mit dem edlen Ritter abgemacht. Wie wäre es, wenn Ernst mitreiste. Er könnte wohl nirgendwo besser aufgehoben sein, und wie würde der Truchseß, der alle Schiller'schen Gedichte, ich möchte sagen auswendig weiß, der mit so inniger Rührung vor Schillers Bilde stand, wie würde der den Sohn seines Seelenfreundes an sein deutsches Herz drücken! — Dannecker habe ich nicht sehr häufig gesehen, ich konnte bei meinen gereizten Nerven den Geruch des Thons und Gypses in seinem Hause nicht vertragen;

[1] S. Briefe von H. Voß an Christian v. Truchseß. 1834.

das letztemal, da ich bei ihm war, zeigte er mir Ihren schönen Brief an das Rapp'sche Haus. Hartmann habe ich täglich gesehen, bis auf sechs Tage, die er verreist war, und die ich darum zu einer Reise nach Ulm verwandte. Er ist mir beinah der Liebste von den Stuttgartern, er ist gediegen, hat eine so schöne Mischung von Festem und Sanftem, ja bis zur Schwärmerei Zärtlichem, und an Treue übertrifft ihn keiner. Herr von Wangenheim ist ein trefflicher Mann, ein feuriger Kopf, der alles Gute und Edle ergreift, nur ein wenig zu tief in den Pestalozzi versunken. In Ulm habe ich zwei schöne Tage bei Miller verlebt. Miller ist freilich kein Stolberg, auch ist er sogar unter die Ulmer Philister gerathen, aber sobald er aufthaut und sich in die alten Göttinger Zeiten hineinspricht, ist er gar liebenswürdig. Er hat zwei Kinder von 5 und 1 Jahr, die ihn unendlich glücklich machen.

Frau von Helwig und ihre Schwester gefallen sich hier recht gut. Ich sehe sie ziemlich oft und bin gerne bei ihnen.

Heidelberg, den 25. Februar 1811.

Mein Vater ist schon mit dem dritten Buche des Properz fertig; an dieser Uebersetzung sollen Sie recht Ihre Freude haben. Der naiv-komische Ton des Properz ist ihm herrlich gelungen.

Wohl haben Sie Recht in dem, was Sie über Freundschaft sagen. Mein Vater hat Overbecken, Esmarch und Millern beinahe vierzig Jahre, so würde er Hölty haben, wenn er lebte. Zehn Jahre habe ich Abeken, von meiner Kindheit Uckert. Gibt Gott mir Lebensdauer, so bin ich mit Abeken nach vierzig Jahren noch eben so verbunden, wie jetzt, und wahre Freundschaft folgt in die Ewigkeit. Doch die, welche man F r e u n d e nennt, sind selten; selbst die g u t e n F r e u n d e, die man auch recht lieb haben kann, haben nichts mit der Freundschaft zu thun. Der Mann, den Sie Overbecken gegenüberstellen,[1] sinkt freilich sehr bei solchem Vergleiche; aber darum wollen wir ihn doch in seiner Sphäre anerkennen,

[1] Joh. Schulze.

wie auch Sie dieß schon in Ihrem Briefe thun. Eine interessante Erscheinung ist er gewiß, talentvoll, wenn auch nicht geistreich, und bieder und gut ist er auch; meine Eltern haben ihn recht lieb; jetzt auch meine Mutter, die sich anfangs an seine Schwächen (unter denen Eitelkeit mir die unliebste ist) nicht gewöhnen konnte. Er war einige Stunden bei uns, wie er nach Hanau reiste, und versprach einen Abend wieder zu kommen, wo wir ihn mit einer Festgans und einem ungeheuern Karpfen erwarteten. Er kam aber nicht, sondern den andern Tag nur auf einige Stunden. Mein Vater hat eben seinetwegen an den Minister v. Schuckmann, seinen Mecklenburger Jugendfreund, geschrieben (der auch R., den er in Heidelberg und Mannheim kennen lernte, liebt und schätzt). Wir hoffen, es soll gelingen, ihn nach einer preußischen Akademie, oder auf eine Schule als Lehrer der Sprache und Litteratur hinzubringen.

Frau von Helwig sehe ich nicht oft und mitunter recht gern. Ich wollte, sie wäre allemal, wie zuweilen. Sollte sie so ganz frei sein von Ansprüchen? ich zweifle. Ihr Cirkel gefällt mir nicht; ich fühle mich nicht behaglich darin. Wo in jedem Gespräche esprit gefordert wird, da halte ich mich fern, weil ich es nicht leisten kann. In diesem Stücke ist Herr Bertram [1] der Rechte. Ein paarmal habe ich Frau von Helwig recht liebenswürdig gesehen in unserem Hause. Neulich las sie ihre „Schwestern von Corcyra“ vor, ein idyllisches Drama, worin viel schönes Einzelne ist. Der Kreis der Zuhörer war groß; keiner sagte eine Sylbe, ich, weil ich nichts zu sagen wußte, und mir ein Compliment jedesmal im Munde erstirbt, den Uebrigen mochte es ebenso gehen. Es war der Verfasserin sehr unlieb, wie ich deutlich merkte. Endlich ermannte sich Nägele: „Meine Gnädige, Sie haben ein treffliches Werk gedichtet, und wie erstaunlich es gewirkt, sehen Sie aus dem allgemeinen Staunen der Zuhörer.“ Ich stand wie auf Kohlen, aber die

[1] Der Freund der Gebrüder Boisserée.

Helwig nahm das gar nicht übel. Sie kam dadurch in eine heitere Laune und bemerkte nur: „eine laute Aeußerung wäre ihr doch lieber gewesen, als jene stumme Huldigung.“ Darauf nahm das Gespräch einen allgemeinern Inhalt an, und des Stückes wurde nicht mehr gedacht. Jetzt aber halte ich mit der Frau von Helwig kritische Gespräche darüber, und sehe zu meiner Freude, daß sie auch Ohr hat für die Stimme des Tadels. Schreiber liest ihr ein Collegium über Weltgeschichte. Er ist aber erst beim peloponnesischen Krieg. Das Uebrige wird er wohl auf Siebenmeilenstiefeln durchrennen müssen.

Haben Sie schon Arnims Halle und Jerusalem gelesen? Meine Mutter hat sich baß daran scandalisirt. Und ich muß gestehen, daß ich auch dieß ungebührliche Handhaben der Mystik, dieß Getändel und Prangen mit Religion nicht zu würdigen weiß. Aber Talent zu komischen Darstellungen hat er gewiß. Warum will der Sonderling nicht in der Sphäre bleiben, wohin ihn die Natur gestellt hat? Es stäke vielleicht ein Holberg, ein Molière in ihm; er will aber auch zugleich ein idealisirter Platon, und das Ideal an sich, ohne Fleisch und Blut sein, als Urgeist des Universums. Ich meine, auch Werner, der ja auch katholisch geworden sein soll, ist mehr Komiker als Mystiker. Arnim heirathet Bettine Brentano, und erbt von einer alten Tante, die in letzten Zügen liegt, 150,000 Thaler. Wir haben aus unserer Litteraturzeitung, die seit Neujahr neu organisirt worden ist, all' diese Geister ausgetrieben; nun wollen wir einmal versuchen, ob sie sich durch das, was Windischmann klassische Philisterei nennt, heben kann. Thibaut ist Gift und Galle gegen diese Leute; das bin ich nun nicht; ich bewundere ihre großen Talente und lache oder weine (in diesem Falle ist beides eins) über ihre Verirrungen.

Wir sollen Sie diesen Sommer wiedersehen? Das ist herrlich, und Ernst kommt doch auch wieder mit, und Karolinchen und Emilchen? Ich denke noch mit Vergnügen an die Morgenstunde, die ich bei Ihnen zubrachte. Die waren mir noch einiger Trost in

jener für mich trüben Zeit. Aber ehe Sie zu uns kommen, komme ich nach Weimar. Ende Mai reise ich ab zu meinem herrlichen Bettenburger, der mir eine heilige Reliquie dünkt aus jener Zeit, wo deutsche Treue und deutscher Heroismus noch mehr waren, als Namen, mit denen man jetzt kaum einen Hund aus dem Loche jagen kann. Er hat sich nicht durch Gesänge und Schriften verdient gemacht; doch trage ich kein Bedenken, ihn einem Goethe, einem Schiller, einem Stolberg zur Seite zu stellen. O daß Sie ihn kennten, den Herrlichen! Und Sie müssen ihn kennen lernen. Auch meine Mutter will ihn auf seiner Burg besuchen und freut sich schon jetzt darauf.

Overbeck, der arme Overbeck war einen Tag bei uns. Aber dießmal war er nicht der heitere, sondern der melancholische Overbeck. Ein Zug von Melancholie wohnt immer in seinem Gesichte. Jetzt schien alle Freude von seinen düstern Mienen gewichen. Doch eine hat er noch im Herzen wie er sagte: „Seine Freude an seinen Kindern." Der jüngste, gegenwärtig in Rom, verspricht einen edlen Künstler. Er soll schon jetzt, wie Reisende erzählen, die Bewunderung älterer Künstler in Rom haben und Aller Aufmerksamkeit spannen.

Heidelberg, den 19. Oktober 1811.

Hier schicke ich die Sachen von Tian, die außer dem Gedichte in den Studien gedruckt sind. Leider hat es so lange gedauert. Sie mußten erst aus Frankfurt verschrieben werden, woher sie vorgestern Abend angelangt sind. Die unglückliche Verfasserin erregt durch ihren tragischen Tod auch hier noch allgemeines Interesse. Der hat alle Verirrungen, die man ihr Schuld gab, selig gesprochen. Wie C... wieder froh werden kann, begreife ich nicht; aber bei dem Mann ist Alles nur Talent, selbst die Religion und die Freude.

Meine Eltern sind sehr froh, Sie, verehrte Freundin, wiedergesehen zu haben, wenn auch nur kurz, und bitten mich, Ihnen das zu sagen, und wie sie sich freuen, Sie künftigen Sommer —

o auf recht lange! — in Heidelberg zu sehen. Aber über Goethens Aufnahme sind sie nicht froh gewesen. Ich gestehe Ihnen, daß mich lange nichts so sehr gekränkt hat. Meine Aufnahme war, wie ich hinterdrein merke, im Grunde auch sehr kalt; ich merkte das nur damals nicht, weil meine Freude, den Mann wieder zu sehen, zu groß war, und weil er wirklich das zweite- und drittemal anders war. So wäre er auch meinem Vater geworden, aber dem verdenke ich's nicht, wenn er es nach dem erstenmal nicht zum zweitenmal versuchen wollte. Daß mein Vater ihm — zum mildesten gesprochen — gleichgültig geworden ist, sehe ich deutlich; auch fand ich — was ich meinen Eltern nicht sagen will — im Gartensaale seine Büste nicht mehr, die ihm ehemals so theuer war. Wie würde Schiller sich gefreut haben, meine herrlichen Eltern wiederzusehen!

Von meinem Shakspeare, Theil 2, der das Wintermährchen, den Coriolan und Titus Andronicus enthält, ist nun ein Bogen gedruckt. Der Titus Andronicus wird Ihnen keine Freude machen; es ist ein barbarisches Stück, vielleicht die erste Jugendarbeit des Dichters, aber voll einzelner genialer Züge, z. B. des Titus Wahnsinn, der sich bei Töbtung einer Fliege äußert, die Unterredung mit dem Bauern, die Verkleidung der Königin Tamora als Göttin der Rache u. s. w. Er mußte mit übersetzt werden und da war's gerathener, ihn zweien Stücken anzuhängen, die ihn schon fortziehen können, als ihn mit einem andern untergeordneten Stücke in Einem Bande zu geben. Schlegels Richard habe ich in der Jenaer Litteraturzeitung recensirt, auf eine eigene Weise, durchaus praktisch. Ich wünschte, Sie läsen diese Arbeit, die ich mit ersinnlichem Fleiß gemacht habe. Was ich gesagt habe, ist meine innige Ueberzeugung. Es wird keine Anmaßung scheinen, wenn ich mich jetzt, da meine Schwingen etwas gewachsen sind, ihm völlig an die Seite stelle, da ich es sonst eben so freimüthig bekannte, er sei mein Meister, als er es noch war. Die Sammlung der Schlegel'schen Gedichte, die so eben bei Zimmer herausgekommen ist, hat meinen

Beifall nicht. Alles, was je aus seiner Feder — ich mag nicht sagen Genie — geflossen ist, findet seinen Platz. Die Elegie „Rom" hat in meinen Augen bloß und allein technischen Werth, so mehrere seiner Balladen. Und die geringe Anzahl guter Gedichte kommen doch nicht denen eines Goethe, Schiller, Voß, Bürger, Stolberg bei. Das Meiste von ihm ist gemacht, nur Weniges hat sich selbst gemacht, und was Schlegel in seinen Vorlesungen über Don Carlos so ungerecht und seiner so unwürdig „von mühsam erworbenen Gedanken" spricht, kann so recht eigentlich auf ihn angewandt werden.

Frau von Helwig ist gegenwärtig in Köln, wird aber bald zurückerwartet. Ich sehe sie noch ziemlich oft, auch meine Mutter, mein Vater nie. Sie gibt mit La Motte-Fouqué einen altdeutschen Almanach heraus, von dem ich ihrerseits nach der Legende von der Pförtnerin, bei der die Mutter Gottes Kupplerdienste übernimmt, wenig erwarte. Eine leichte Versifikation ist dieser Dichterin nicht abzusprechen. Von Seiten der Phantasie und Erfindung möchte ich der Madame Chezy den Vorzug geben. Diese ist jetzt beim Fürsten Primas und genießt dessen hoher Gnade. Auch von Seiten der Religiosität hat sie sich stark bei ihm insinuirt; Gott weiß, wie sie's angefangen hat.

Andere Freunde.

I.

Fr. Wilhelm von Hoven,

geboren den 11. März 1759, gestorben den 6. Februar 1838.

Henriette von Hoven,

geboren 1770, gestorben den 7. December 1827.

Ludwigsburg, den 14. November 1798.

Was werden Sie von mir denken, meine Freundin, daß ich Ihre lieben Briefe so lange nicht beantwortet habe? Wäre ich mir nicht so innig bewußt, daß ich stets mit Liebe an Sie denke, daß meine Gesinnungen unverändert dieselben sind, so würde ich in der That sehr beschämt sein, indem ich jetzt die Feder ergreife, um eine schriftliche Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, die zu lange von meiner Seite unterbrochen worden ist.

Die traurigen Nachrichten von der Solitude müssen freilich auf Sie und Ihren lieben Mann stark gewirkt haben. Es war so viel in kurzer Zeit. Nanette that mir leid wie Ihnen. Dem alten Vater aber war es wohl zu gönnen, daß er doch endlich einmal von seinen großen Schmerzen durch den Tod befreit wurde. Gern hätte mein Mann mehr für ihn gethan, aber er sah bald, daß dem guten Manne nicht mehr zu helfen war. Die Mutter ist eine wahre Heldin. Wie viel hat sie schon gelitten, und noch steht sie fest. Ich habe das Vergnügen, sie von Zeit zu Zeit zu sehen,

und durch sie etwas von Ihnen zu hören. Die Rheinwald hat mich auch besucht. Es war eine große Erleichterung für die Mutter auf der Solitude, daß die sorgsame Tochter gerade zu dieser Zeit sie besuchte, und Sie und Schiller konnten um so ruhiger sein. Ihre ersten Briefe geben uns frohe Nachrichten über Schillers Gesundheit. Nach Ihrem letzten Schreiben aber hat der gute Mann wieder viel gelitten. Wir bedauern das von ganzem Herzen, hoffen aber mit Ihnen, daß das Leben in Ihrem Garten und der freien Luft ihm recht gut thun und seine Gesundheit nach und nach wieder befestigen werde. Ich hoffte sehr viel von Schillers Entschluß, auf einige Zeit nach Weimar zu gehen. Der Umgang mit Goethe hätte vielleicht einen bessern Einfluß auf ihn gehabt als alle Arzneien. Auch Sie, meine Freundin, müßten dort angenehme Tage gelebt haben. Aus Ihrem letzten Brief sehe ich aber, daß der Plan nicht ausgeführt worden ist. Wie vergnügt müssen Sie gewesen sein, da Sie alle so beisammen versammelt waren, Gesundheit und Zufriedenheit Sie alle beglückte, und überhaupt alles so gut in Ihrer Familie stand! Ihre Frau Schwester sprach ich einigemal während ihres Aufenthalts in unserer Gegend. Ich hatte aber nicht das Vergnügen, sie vor ihrer endlichen Abreise aus dem Lande noch einmal zu sehen. Ich erwartete sie bei mir und freute mich sehr auf diesen Besuch. Aber die Umstände müssen ihr nicht erlaubt haben, sich hier zu verweilen. Ich bekam Abends spät die Nachricht von ihrer Ankunft allhier, da sie aber mein Mann des andern Morgens besuchen wollte, war sie schon abgereist. Es that mir sehr leid, daß meine Hoffnung so vereitelt worden war. Herr von Maucler,[1] nach dem Sie sich in Ihrem Briefe erkundigen, ist eben auch so, wie andere Menschen gestorben, doch so lang es nur möglich war, behielt er seine Gravität und sein ceremoniöses Wesen bei. Seine Frau ist nach Stuttgart gezogen. Für die Kinder hat der Herzog zu sorgen versprochen.

[1] Der Prinzenerzieher — v. Hovens Autobiographie. Nürnberg 1840. S. 90.

Nun soll ich Ihnen auch etwas von mir und den Meinigen sagen. Sie können es sich wohl denken, liebe Freundin, in welche bange Besorgnisse wir durch das Vorrücken der französischen Armee gesetzt wurden. Es war uns schon bange vor dem Rückzug der Kaiserlichen. Man hatte uns gesagt, daß wir wegen des Separatfriedens mit der Republik nichts Gutes von ihnen zu erwarten hätten. Indessen betrugen sie sich sehr gut. Es war furchtbar diese Retirade zu sehen, Tag und Nacht gieng der Zug von Truppen und Wägen durch unsere Stadt. Das Hauptquartier kam hieher. Der Erzherzog langte des Vormittags in großer Begleitung hier an, aber schon des Abends brach er wieder auf; denn die Franzosen waren schnell gegen Stuttgart vorgedrungen und hatten die Oesterreicher aus der Stadt vertrieben. Da mußte der Erzherzog eilen, über den Neckar zu kommen, um nicht abgeschnitten zu werden. Bei dem Gefechte bei Cannstatt, nach welchem die Kaiserlichen sich vollends über den Neckar zogen, hörte man hier jeden Schuß. Auf dem Salon sah man einen Theil der Truppen. Die ganze Gegend war mit Rauch erfüllt. Es war ein schauderhafter Anblick. Eine Division der französischen Armee zog durch die Stadt. Wir sahen die Menschen, die sich so furchtbar gemacht hatten und die halbe Welt umkehrten. In der Stadt selbst war ein Gefecht. Die Sachsen überfielen eines Tags die wenigen Franzosen, die hier waren, machten mehrere Gefangene und erbeuteten Pferde und andere Dinge. Sie schossen sich mit den Franzosen auf den Straßen herum. Ich konnte es selbst aus meinem Fenster mit ansehen, wie sie sich jagten und fiengen. Viele Franzosen flüchteten sich in die Häuser, versteckten sich in den Ställen unter das Heu, und man sah sogar einen General durch die aufgehobenen Ziegel eines Daches hervorschauen. Der ganze Vorfall war aber mehr komisch als schreckhaft. Die hiesige Stadt hat fast gar nichts gelitten bei allen diesen Durchzügen. Man legte ihr weiter nichts auf als die Truppen zu nähren. Die Moreau'sche Armee nahm bei ihrem Rückzug einen andern Weg, und wir sahen keinen Franzosen mehr.

Jetzt erwarten wir mit großem Verlangen einen glücklichen Ausgang der Verhandlungen in Rastatt. Es ist doch traurig, immer so zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben. Ich bin gesund und mein Mann und meine Kinder auch. Die Kleinen entwickeln sich immer mehr. Meine Mine ist für ihr Alter sehr groß und stark. Sie kann mich nun schon in vielen Geschäften unterstützen. August lernt gut, er hat Unterricht im Klavier und verspricht ein guter Spieler zu werden. Hoven hat sich in der letzten Zeit viel mit seiner Medicin beschäftigt. Sein Beruf macht ihm Vieles zu schaffen und er sehnt sich immer mehr nach einem Platz, der ihm mehr Zeit für sich selbst gestattet. Gegenwärtig übersetzt er sehr emsig an einem französischen medicinischen Buch. An seinem Roman ist nicht viel gethan worden, doch gedenkt er nach dem Winter solchen wieder vorzunehmen. Der Herzog hat sich diesen Sommer mit seiner Gemahlin hier aufgehalten und soll das nächste Jahr wieder kommen. Er hat einen sehr kleinen Hofstaat bei sich, und deßwegen wird unsere Stadt um nichts lebhafter. Aber in Ansehung ihrer Schönheit soll sie, wie der Herzog glaubt, sehr gewonnen haben, und durch seine Anlagen in der Folge noch mehr gewinnen. Ich für meinen Theil will nicht eher urtheilen, bis ich das Ganze vollendet sehe. Er hat allerlei Gartenanlagen gemacht. Auf dem großen Platz vor dem Schloß, der in der Folge noch zu einem schönen Garten umgeschaffen werden soll, ist ein kleiner See mit einer Fontaine. Hinter dem Schloß, in der Gegend des großen Opernhauses hat er, was ehedem ein Steinbruch mit Weinstöcken besetzt war, nach englischem Geschmack angelegt. Es sind da Ruinen, Seen mit Schiffchen und Schwanen, Inseln, Brücken, Wasserfälle, kleine Häuschen, Felsengänge, Wäldchen, Berge, Flüsse und wildes und zahmes Geflügel jeder Art. Ein Theil des nahen Favoritewaldes ist nun in der Stadt und in Verbindung mit den neuen Anlagen. Die Stadtmauer ist eingerissen, um in einem größern Umfang wieder aufgeführt zu werden. Das schöne Schlößchen im Walde wird wirklich ausgebaut, weil es der Herzog

auf den Sommer bewohnen will. Der Wald selbst ist mit vielen Hirschen und andern Thieren versehen worden, und nun darf Niemand mehr dahin gehen. Mir ist dieses leid, es war mein Lieblingsspaziergang. Die Herzogin ist hier und im ganzen Lande beliebt. Sie ist sehr klug und ohne alle Prätensionen. Sie liebt die Stille, die Simplicität, und ist äußerst gutmüthig. Sie arbeitet gerne, und des Vormittags unterrichtet sie ihre angetretene Tochter in der Geographie, Geschichte und im Zeichnen. Sie ist Fürstin, Gattin und Mutter im vollkommensten Sinn des Worts. Hohenheim ist nun nichts mehr. Man hat es all seiner Schönheiten beraubt; was noch zu gebrauchen war, ist hieher geschleppt worden. Carls Paradies ist nun eine Stuterei geworden. Das Schloß steht noch in seiner ganzen äußern Pracht da, aber seinen innern Schmuck hat man ihm abgenommen.

Conz ist nun hier, und für meinen Mann ist dieses sehr erwünscht, da ohnehin an Gelehrten ein großer Mangel hier ist. Haug besucht uns öfters, er bleibt in Ansehung der guten Laune immer derselbe. Daß der gute Haller in Stuttgart gestorben ist, wird Ihnen und Schiller gewiß auch leid gethan haben.

Man ist bei uns höchst begierig auf Schillers Wallenstein. Goethe soll, wie er das letztemal in Stuttgart war, viel davon gesprochen haben, und zwar so, daß Aller Erwartung auf's höchste gespannt ist. Ich hätte wohl mögen Goethe auch von Angesicht zu Angesicht sehen; wenn ich aber Hermann und Dorothea hätte von ihm vorlesen hören können, so würde ich mir auch gerne haben die Augen verbinden lassen. Dannecker hat mir davon erzählt und mich so lüstern gemacht. Das Gedicht habe ich selbst und habe es herzlich lieb. Von Agnes von Lilien haben Sie mir in allen Briefen nicht ein Wörtchen geschrieben. Ich war sehr überrascht, wie ich diesen zarten, lieblichen Roman in meine Hände bekam, und konnte mich nicht enthalten, die liebenswürdige Verfasserin recht innig dafür in Gedanken an mein Herz zu drücken. Vor einigen Wochen besuchte mich eine Dichterin, die Wilhelmine Maisch.

Aber weder ihr Aeußeres, noch irgend etwas an ihr hat mir gefallen. Wie groß ihre Einbildung von sich selbst sein muß, können Sie daraus abnehmen, daß sie mir ganz bestimmt sagte: „Wenn ich Erziehung und Ausbildung in meiner Jugend genossen hätte, so würde ich eine zweite Sappho geworden sein.“ Ich konnte mich nicht enthalten, sie in meinem Herzen zu bedauern.

Schon vor mehreren Monaten kam die Schwester Ihrer Christine zu mir; sie sagte, daß Sie mich dieses Jahr in Jena erwarteten, ich konnte nicht begreifen, wie dieses kam, und endlich hörte ich von ihr, daß die Mutter von Schiller Ihnen es geschrieben hätte. Die gute Frau muß mich mißverstanden haben, denn ich sagte ihr nur, daß ich keinen größeren Wunsch hätte, als Sie einmal in Jena zu besuchen, und daß mir auch dieser Wunsch noch in Erfüllung gehen müßte, und er wäre mir so angelegen, daß ich schon die Art ausgedacht hätte, wie ich zu Ihnen kommen könnte: ich würde mich an Cotta, oder einen andern Buchhändler, der die Leipziger Messe bereiste, anschließen, und Sie und Schiller überraschen.

Vor einigen Tagen ist der berühmte Reichshofrath v. Moser hier gestorben; er ist 75 Jahr alt geworden und behielt seine Geisteskräfte bis in seinen Tod. Meinem Mann geht dieser Verlust sehr nahe, denn er kannte sein Gutes, und seinen Geist, und schätzte ihn hoch. Nun ist es aber Zeit, daß ich schließe.

Ganz die Ihrige

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 8. April 1801.

Gottlob! der Friede ist endlich zu Stande gekommen, und wir hoffen auf's Neue wieder aufzuleben. Sie können nicht glauben, wie viel wir Schwaben gelitten haben. Die ewigen Durchmärsche, die vielen lästigen Einquartierungen, wo man sich von den rohen Soldaten Alles gefallen lassen muß; die häufigen, fast nicht zu erschwingenden Abgaben, die Theurung fast aller Lebensmittel, und die durch das alles verursachte Niedergeschlagenheit des Gemüths.

Es war kein Leben, keine Freude mehr. Ich hoffe, es soll jetzt besser werden, wiewohl wir die Wunden noch lange fühlen werden, die dem Lande geschlagen worden sind, und dann wollen wir uns auch wieder mehr nähern und uns fleißiger schreiben. Sie haben von allen diesen Widerwärtigkeiten nichts erfahren; wie herzlich gönne ich Ihnen Ihr besseres Loos!

Mit wahrer Theilnahme erfuhr ich, daß Sie, beste Freundin, nun zum drittenmal Mutter geworden sind. Wie glücklich muß Sie und Schiller dieser Zuwachs Ihrer kleinen Familie gemacht haben, wie viele Freuden werden Ihnen diese holden Geschöpfe machen, und wie werden Sie sich's angelegen sein lassen, sie zu bilden! Wie gerne möchte ich ein Zeuge Ihres Lebens unter dieser lieblichen Jugend sein! Daß Carl wenig Muth hat, das mag nun freilich ein bischen von der Mama herrühren, nach der sich die Kleinen so gerne bilden. Doch Sie sind ja aufrichtig und haben es selbst gestanden, daß Herzhaftigkeit eben nicht Ihre Sache ist, und ich muß leider bekennen, daß ich in gleichem Falle bin, und daß, wenn Gustel einmal ein Held wird, seine Mutter keinen Anspruch machen kann, ihm diese Tugend gegeben zu haben. Ich möchte wohl den kleinen Ernst mit seinen Eigenthümlichkeiten einmal sehen und ihn auch liebgewinnen, wie Andere. Ich bitte Sie, liebste Freundin, mir in Ihrem nächsten Brief recht viel von Ihren lieben Kindern zu sagen.

Ich höre, daß Sie nun in Weimar leben, Schiller einer guten Gesundheit genießt und fleißig arbeitet. Wir haben den Wallenstein mit Vergnügen gelesen, der Schillers Ruhm aufs Neue erhöhte. Der Oberhofmeister am Hofe zu Anhalt-Köthen, Herr v. Rieger, der hier ein Haus hat, und von Zeit zu Zeit hieher kommt, hat mir erzählt, daß er zu Weimar den Wallenstein habe aufführen sehen, daß er neben Herdern gestanden, und wie dieser das Stück so schön gefunden und sehr viel zu Schillers Ehre gesagt habe. Auch das haben wir erfahren, daß die Königin von Preußen, die eine sehr vortreffliche und geistreiche Dame seyn soll, und von der

der General Nikolai, der kürzlich in Berlin war, nicht Rühmliches genug schreiben konnte, Schillern vorzüglich ausgezeichnet habe. Wie muß ihn das gefreut haben, und wie vergnügt müssen Sie gewesen sein, den Triumph mitgenossen zu haben, der ihm bei der Vorstellung dieses Stücks zu Theil wurde! Möchte er uns doch mehrere solcher Meisterstücke geben. Das Publikum spricht von einigen neuen Werken Schillers, und wir sehen ihrer Erscheinung mit Verlangen entgegen.

Mein Mann ist traurig, daß ihm seine Amtsgeschäfte fast alle Zeit wegnehmen, daß er fast gar nichts schreiben kann, daß er so gebunden ist, daß er beinahe keinen Tag abwesend sein, und also gar nicht an eine Reise zu seinem lieben alten Freunde denken kann. Sie können denken, wie wehe auch mir das thun müsse, denn es ist immer noch der liebste meiner Wünsche, Sie, liebste Freundin, und Schiller einmal in Sachsen zu besuchen.

Die Frau v. Moser ist seit einiger Zeit in Straßburg bei ihrem Bruder, sie wird aber wieder kommen. Mosers Tod gieng Hoven nahe; er wird diesen Mann nie vergessen. Er liebte ihn. Er fand Belehrung und Unterhaltung in seinem Umgang. Er konnte ihn nicht retten, so gerne er's wollte. Schwäche, eine Folge des Alters, raffte ihn weg.

Conz nebst seiner Frau ist wohl. Er ist hier wegen seiner Biederkeit allgemein geschätzt. Herr Stoll erinnert sich noch mit vielem Vergnügen der angenehmen Abende, die er in Ihrem Hause zugebracht, und sagt, so etwas komme nicht wieder, wo Geist und Herz gleichviel Befriedigung gefunden.

Der Herzog hat das Maucler'sche Haus und das des General Nikolai gekauft, und wünscht sehr in der dortigen Gegend wenigstens alle Gärten zu besitzen, um seine Anlagen erweitern zu können. Da er sehr ungehalten auf die Stuttgarter ist, die etwas derb über seine Handlungen geurtheilt haben, so wird er, wie man sagt, nie mehr dahin gehen, und dann wird es in Ludwigburg sehr lebhaft werden, denn er will Alles hieher ziehen, was er kann.

Ihre Frau Schwiegermutter befindet sich, wie ich höre, ganz wohl. Sie lebt in Leonberg in ziemlich gemächlichen Umständen. Es ist der guten Frau wohl zu gönnen, die in der letzten Zeit so Vieles und so mancherlei hat erdulden müssen.

Von ganzem Herzen die Ihrige

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 5. September 1801.

Deine Frau hat in ihrem letzten Briefe geäußert, daß Ihr mich gerne näher bei euch haben möchtet, und bereits ernstliche Plane zu machen anfanget, mich entweder an Hufelands Stelle nach Jena, oder wohl gar nach Weimar selbst zu bringen. Ich gestehe dir, liebster Freund, daß mir die Sache gar nicht übel gefällt. Mein Amt ist beschwerlich; litterarischen Umgang, der ein wesentliches Bedürfniß für mich ist, habe ich beinahe gar keinen; zum Studieren, das von jeher meine Lieblingsbeschäftigung war, habe ich nur sehr wenig, und zum Schreiben fast gar keine Zeit. Beinahe den ganzen Tag muß ich herumlaufen, und wenn mir auch hie und da ein paar Stunden zum Arbeiten übrig bleiben, so bin ich zu müde und mein Kopf ist zu stumpf, als daß ich ein Geschäft, das viel Nachdenken fordert, unternehmen könnte. Ich glaube, daß es mich keine sehr große Ueberwindung kosten würde, meine gegenwärtige Stelle zu verlassen, und, wie ich schon geäußert habe, ich bin gar nicht abgeneigt, an einen von beiden Plätzen, nach Jena oder nach Weimar, zu gehen. Aber freilich würde ich mich, wie du leicht denken kannst, dazu nur unter der Bedingung entschließen können, daß ich bei dem Wechsel nichts verlöre, sondern vielmehr gewänne. Als erster Physikus in Ludwigsburg kann ich mein jährliches Einkommen auf 2000—2500 fl. rechnen, und in Ludwigsburg ist es nicht theuer zu leben. Um nichts zu verlieren, würde ich also eine Professorsstelle in Jena nicht annehmen können, wenn ich nicht auf eine fixirte Besoldung von 1500 fl. nach würtembergischem Gelde und auf Ersatz der Reisekosten rechnen könnte:

und sollte ich nach Weimar gehen, so würde ich, vorausgesetzt, daß ich nur in der Qualität als wirklicher herzoglicher Leibarzt dahin gehen würde, immer eine fixirte Besoldung von 2000 fl. nebst freier Dahinreise verlangen. Es fragt sich nun, werden wohl diese Bedingungen eingegangen werden können, und wenn sie es können, welche von beiden Stellen würdest du mir rathen? Was mich betrifft, so war es zwar von jeher mein Wunsch, einmal eine Lehrstelle auf einer Akademie zu bekommen, und die Aussicht, die, wie es scheint, nicht so ganz ferne ist, Professor in Tübingen zu werden, hat diesen Wunsch seit einiger Zeit lebhafter in mir gemacht. Allein da ich doch schon 42 Jahre alt bin, und es in meinem Alter nicht mehr so ganz leicht ist, sich in ein ganz neues Fach zu begeben, so würde ich lieber in meiner bisherigen praktischen Laufbahn bleiben, und die Stelle eines Leibarztes in Weimar der Stelle eines Professors in Jena vorziehen. So viel ich weiß, hat der Herzog bisher keinen eigentlichen Leibarzt, wenigstens nicht in Weimar, gehabt; allein die bevorstehende Vergrößerung der fürstlichen Familie zieht vielleicht hierin eine Veränderung nach sich, und dann würde es dir ein Leichtes sein, für mich etwas Gutes zu wirken. Wie glücklich wäre ich, mich mit dir und den Deinigen in denselben Mauern, oder doch wenigstens nahe bei dir zu wissen! Prüfe und überlege also, was ich dir geschrieben habe, und sieh zu, was zu machen ist. Ich verlasse mich ganz auf deine Freundschaft und auf deinen Rath. Du kennst mich und weißt am besten, was für mich taugt. Mit vollem Vertrauen lege ich mein Schicksal in deine Hände.

Dein Hoven.

Schillers Antwort (Hovens Autobiographie S. 386 ff.). Die Unterhandlungen wegen einer Professur in Jena dauerten bis 1803, und wurden durch Hovens Entschluß, nach Würzburg zu gehen, abgebrochen. Ebd. S. 153.

Ludwigsburg, den 28. November 1802.

Ihre liebe Schwester war drei Wochen bei uns. Ihre Gegenwart schuf jene freundlichen Tage wieder, deren Andenken uns seit

neun Jahren immer süß und schmerzlich war. Wir haben uns einmal wieder glücklich gefühlt. Es war Ersatz für manche Entbehrungen, und es blieb uns nur Ein Wunsch übrig. Sie und Schiller hätten die herrlichen Abende mit uns theilen sollen! Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie manchfaltigen Genuß mein Herz durch den Umgang dieser vortrefflichen Frau hatte. Wir haben auch eine Menge Projekte zusammen gemacht, und alle liefen dahin, uns einander näher zu bringen, möchten sie doch realisirt werden! Ihre

Henriette Hoven.

Ludwigsburg, den 14. Februar 1803.

Die Huberin habe ich seither nicht mehr gesehen. Ihre Frau Schwester kann Ihnen erzählen, wie sie sich überhaupt, und besonders bei ihrem letzten Besuch gegen mich benommen hat; dieser Besuch soll, wenn ich es vermeiden kann, auch der letzte bleiben. Sie ist eine verständige Frau, sie besitzt viele Kenntnisse, und weiß von Dingen zu reden, die ich nicht verstehe. Dafür erlaubt sie sich aber Vieles, das ich und manche Andere, die wir weit weniger Bildung haben, gewiß nie thun würden. Mit Caroline Schlegel ist sie völlig entzweit; die Schilderung, die sie von ihr macht, empfiehlt jene nicht im mindesten, ich werde diese Dame wohl dieses Frühjahr auch sehen; Schelling will sie mit zu seinen Eltern nehmen, und diese, Verwandte und geschätzte Freunde von uns, haben den Sohn uns zum Besuch angesagt, da wird sie wohl mitkommen. Nach dem, was mir die Frau von Wolzogen von dieser Frau erzählt hat und was Sie mir schreiben, ist es mir ordentlich bange auf sie. Ihre

H. H.

Würzburg, den 2. Jenner 1804.

Ich fand meinen Mann gesund und sehr zufrieden mit seiner Lage. Unsere Wohnung im adelichen Seminarium wurde erst eingerichtet, ich mußte mich die ersten Wochen sehr behelfen. Meine

Wohnung ist übrigens bequem und sehr geräumig, wir haben zehn Zimmer auf einem Boden, ich wohne zwei Treppen hoch, recht freundlich und angenehm. Paulus wohnt unter uns und Schelling in einem andern Flügel des Hauses. Von Würzburg selbst kann ich eigentlich noch wenig sagen, weil ich fast nie aus meinen Zimmern komme. Ich habe schon viele Menschen gesprochen, aber noch Niemand gefunden, an den sich mein Herz anschließen möchte. Ich denke mit Wehmuth an meine fernen Lieben. Die eingebornen Würzburger, die ich bis jetzt sah, gefallen mir nicht, und die Damen aus Jena — passen mit einer schwäbischen Hausfrau nicht zusammen. Ich lebe also ganz meiner Familie und mir selbst. Was Sie von den drei Frauen sagten, finde ich völlig bestätigt. Paulus ist noch nicht ganz eingerichtet, aber die beiden Andern scheinen sich auf einen großen Fuß zu setzen, sie thun gewaltig vornehm. Ich sehe von ferne zu, beklage ihre Verkehrtheit und ihre armen Männer.

Schelling ist mir recht lieb, er ist ein guter Mensch, er hat eine Schwester bei sich, ein gutes Mädchen von 20 Jahren, die — gebildet werden soll.

Wir sprechen oft von einer Reise nach Weimar, liebe Freundin. Hoven sieht Sie vielleicht bald. Graf Thürheim will Schillers Bekanntschaft erneuern und mit Hoven einmal zu Ihnen reisen.

Ihre treue Freundin

Henriette Hoven.

Würzburg, den 4. April 1804.

Ich lebte bisher in dieser volkreichen Stadt so still und einsam, daß die Briefe meiner fernen Freunde meine einzige Erholung waren. Die gewöhnliche Krankheit der Schwaben — das Heimweh, überfiel mich oft so sehr, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte. Hoven war mit Geschäften überhäuft, ich sah ihn wenig, und wenn ich ihn sah, so suchte ich mich zusammen zu nehmen, um ihm seinen Muth, seine Zufriedenheit nicht zu verderben. So schlich der Winter langsam hin. Zeit und Vernunft verminderten

allmählig die traurige Gemüthsstimmung und lehrten mich, das Gute und für Hoven in der That sehr viel Bessere unserer jetzigen Lage erkennen. Dazu kam noch die persönliche Bekanntschaft des Grafen v. Thürheim, dessen öfterer Umgang, dessen Wohlwollen, dessen Theilnahme an uns mir Alles in einem freundlicheren Lichte zeigte; ich fühlte mich nun nimmer so fremd und verlassen. Jetzt athme ich auch darum leichter, daß ich mich aus allen Verhältnissen mit meiner tugendhaften Hausprinzessin losgemacht habe. Sie werden sich darüber nicht sehr wundern — vielleicht mehr über mein angestrengtes Bemühen, in äußerlichem gutem Vernehmen mit ihr zu stehen. Sie wollen, daß ich Ihnen über diesen Punkt umständlich schreiben soll, ich kann und will Sie deßhalb zur Genüge befriedigen. Die Nachrichten, die ich über die berühmte Dame erhalten hatte, der Eindruck, den ihr persönliches Betragen auf mich machte, waren nicht geeignet, mir Muth zu machen und ihren Umgang zu wünschen; im Gegentheil, es fiel mir schwer, wenn ich mich mit ihr in einem Hause dachte, und darum weigerte ich mich, unsere freie Wohnung zu beziehen. Hoven tröstete mich damit, daß mit dem Teufel gut auszukommen sei, wenn man ihn kenne. Die Eltern von S., die seit meiner frühen Jugend viel Liebe für mich hatten, verhehlten mir nicht, daß sie befürchteten, dieser böse Dämon möchte meinen Frieden stören. Ich nahm mir nun vor, recht klug, gefällig und höflich zu sein und mich übrigens entfernt zu halten. Ich gestehe, daß es mich Ueberwindung kostete, die äußeren Zeichen der Achtung zu beobachten; ich zwang mich um Hovens, um ihres Mannes willen. Schon in Ludwigsburg hatte sie angefangen, nach Hoven ihr Netz auszuwerfen; als er hier ankam, gab sie sich alle Mühe, ihm gefällig zu sein; sie schmeichelte, lispelte, that gelehrt, süß, verschämt, putzte sich, hüpfte um ihn her, wollte für ihn sorgen, kurz, sie bot alle Künste auf. Meine Ankunft war ihr höchst fatal, ob sie sich gleich freundlich gegen mich zeigte. Sie fing bald an, mich bearbeiten zu wollen und meine Gefälligkeit zu mißbrauchen. Mein höflicher Widerstand machte sie nur dreister

Sie versuchte mit ihrer Gelehrsamkeit zu imponiren, ich bemerkte es nicht. Sie putzte sich wie ein fünfzehnjähriges Mädchen und zeigte mir diese Herrlichkeiten mit gravitätischem Schritte; ich that, als sähe ich es nicht und zog immer wieder mein gewöhnliches Kleid an. Sie ließ sich austragen, ausfahren, ich sollte sie begleiten; ich entschuldigte mich. Sie legte Spitzen, Zeuge, allerlei Dinge vor mir aus und setzte mit bestimmtem Tone dazu, daß ich solches kaufen und — haben müßte. Ich erwiederte kalt, daß ich keine Lust hätte. Sie tadelte meine häusliche Einrichtung, ich lächelte dazu; sie spottete über dieses und jenes, ich hörte es nicht, zog mich aber natürlich immer mehr von ihr zurück. Demungeachtet hofmeisterte, corrigirte sie unaufhörlich, borgte Verschiedenes aus meiner Haushaltung, als wären die Sachen nur für sie da. Als ich wegen künftigen Gesellschaften allerlei anschaffen sollte und mit dürren Worten erklärte, daß wir nie Gesellschaften geben würden, ward sie wüthend, lief davon, schalt mich träge, geizig. — — — Ich verfolgte ruhig meinen Lebensplan und achtete nicht auf ihr glänzendes Beispiel. Weder die Menge der prächtigen Kleider, die Truméaus zu 100 Thalern, die Fußteppiche, kostbaren Ofenschirme, türkischen Sitze, noch die Bedienung änderten das Mindeste in meiner häuslichen Einrichtung. Dafür erhielt ich freilich einen Ehrentitel — die schwäbische Küchenmagd! Mit Hoven kam sie nicht weiter, er blieb stets derselbe, höflich und munter, sprach lieber mit dem Manne als mit ihr und kam seit meiner Ankunft weniger hinüber. Dieß nahm sie natürlich höchlich übel und verwünschte das fatale schwäbische Weib, mit der gar nichts anzufangen sei. Sie mochte sich freilich ganz was anderes von mir versprochen haben, mich bildsam, gelehrig, gehorsam glauben und brauchbar zur Folie, wodurch sie gerne desto mehr geglänzt hätte, dieser schlecht geschliffene böhmische Stein! Als sie das letztemal zu mir wollte, war ich ausgegangen; darüber entbrannte sie, war grob gegen Minchen und seitdem sah ich sie — dem Himmel sei Dank, nicht wieder, es sind jetzt sechs Wochen. Sie veranlaßte

ihren Mann, unhöflich gegen Hoven zu sein, nun sehen sich diese Beiden auch nimmer. Was sie vollends recht in Harnisch gebracht hat, sind die Besuche des Grafen bei uns, und überhaupt Hovens Verhältnisse mit ihm. Daß wir diesen Grafen nicht zu ihr brächten, sie nicht herüber baten, dieß ist, wie Hoven sagt, die Sünde wider den heiligen Geist — die nie vergeben wird. Hier scheint sie ihr Glück nicht zu machen und ihre Rechnung zu verfehlen; sie wollte ganz Würzburg dressiren. Die Weiber fliehen sie und die Männer lachen sie aus. Auch ist ihre Lebensgeschichte ziemlich im Umlaufe. Ihren Aeußerungen nach steht sie in besonders guten Verhältnissen mit Goethe, was ich aber sehr bezweifle. Was haben denn Sie an ihr gesündigt? Sie und Schiller stehen gar nicht in Gnaden. Ueberhaupt scheint es mir, daß Niemand einen eigentlichen Werth bei ihr hat, als ihr eigenes Ich, sogar ihr unterthäniger Gemahl nicht, ob sie gleich höchst zärtlich thut, ihm die Hände tausendmal leckt und, wie Hoven sagt, mit ihm grünäugelt. Er ist ein unglücklicher Mensch. Sie wird ihm überall seine Existenz verkümmern. Es ist sehr zu beklagen, daß sie so mächtigen Einfluß auf ihn hat, ob sie ihn gleich oft mißhandelt und despotisirt und dann wieder auf der Erde kriecht. Die Augen werden ihm noch schrecklich aufgehen.

Bei all ihrem Wissen benimmt sie sich oft recht dumm und unvorsichtig. So sprach sie zum Beweis mit einigen Professoren über die Universität mit der unverschämtesten Anmaßung: „Jener müsse berufen, dieser abgeschafft werden, der dürfe durchaus nicht angestellt werden — das leiden wir nicht,“ rief sie aus. Dem Professor der Artistik gab sie die Weisung mit folgenden Worten: „Ordnen Sie nur indessen Ihr Cabinet, dann will ich kommen und sehen, wer mehr davon versteht, Sie oder ich.“ Ein andermal sagte sie zum Präsident Leiden: „Die Schriftsteller regieren die Welt.“

Diese und ähnliche unzählige Aeußerungen wirken nichts Gutes

weder für sie, noch für ihren Mann. Sie war anfangs sehr bemüht, Paulus und uns von einander entfernt zu halten; vermuthlich darum, weil sie fürchtete, daß wir durch dieselben etwas von ihrer Geschichte erfahren möchten; allein diese Furcht war überflüssig, Paulus hätte uns nichts Neues sagen können; wir wissen von ihrer früheren Lebensart vielleicht mehr, als die Jenaer und der glückliche Ehemann selbst. Weder Hufelands noch Paulus' kommen mehr zu ihr.

Mit Paulus' kommen wir öfters zusammen, sie sind sehr freundschaftlich und gefällig gegen uns. Er ist ein vorzüglicher Mann. Sie hat viel Verstand und eine unterhaltende Lebhaftigkeit — sie sucht keinen Umgang, lebt still für sich und ihre Familie. Der kleine Wilhelm macht ihr viel Freude, sie hat ihn immer um sich. Die Hufeland treibt sich in Gesellschaften umher, putzt sich übermäßig und scheint übrigens recht leer zu sein. Sie war einige mal bei mir, ich fühle kein Bedürfniß, die Bekanntschaft fortzusetzen. Die Würzburger Damen sind von besonderer Art. Der Ton in Gesellschaften ist gemein, die Sitten verdorben, der Luxus übertrieben. Bei öffentlichen Vergnügungen herrscht eine Unordnung und Ausgelassenheit, daß man sich gern davon hält. Die Stadt hat manches Sehenswürdige und die Umgebungen sind zum Theil angenehm für das Auge. Der Main mit seinen vielen Schiffen gibt dem Ganzen ein lebhaftes Interesse. Vom Katholicismus merkt man nicht viel, außer daß das Volk fleißig nach den Kirchen rennt, übrigens betrügt, wo es nur kann.

Hoven spricht immer von der Reise nach Weimar, er sieht Sie gewiß diesen Sommer. Graf v. Thürheim freut sich auch recht auf Schiller. Dieser Mann wird Ihnen recht wohl gefallen, ich weiß es im voraus. Ihre treue

H. Hoven.

Würzburg, den 4. August 1804.

Die Nachrichten Ihrer Reise, die Schilderungen der Berliner, der Stadt selbst haben mich recht gefreut. Die Erinnerung des

manchfaltigen Genusses wird Ihnen stets angenehm bleiben. Was Sie mir von Iffland sagen, ist mir sehr interessant. Ein württembergischer Officier brachte die Nachricht zu uns, daß Iffland die Theaterdirektion in Stuttgart angenommen habe mit 5000 Gulden Gehalt, freier Wohnung und Kost. Letzteres wird ihm wohl das Angenehmste sein. Indessen zweifle ich noch an dieser Nachricht.

Meine Hausfrau P. wird wahrscheinlich auch nach dem Vaterlande gehen. Sie hält jetzt Pferde und Chaise mit ihrem Bruder, fährt fleißig spazieren und reitet als Amazone. Ihr Mann ist mit seiner Gesundheit besser zufrieden als mit seiner Lage.

Von der Dame Lucifer kann ich Ihnen zu meinem Trost sagen, daß ich sie nicht wieder gesehen habe. Sie sitzt völlig verlassen bei ihren Meubles. Es kommt Niemand mehr zu ihr außer ihrem — Freund, Professor Köhler, der sie das Ideal der Weiber, die Vollkommenheit der Welt nennt. Man erzählt, sie schimpfe giftig über das Universitätswesen, die Curatel und die Regierung; es war dieß zu erwarten, denn jetzt sieht sie ihre Nichtigkeit, die Frucht ihrer Anmaßungen und Impertinenz. Seit sechs Wochen hat sie eine Jugendfreundin bei sich, die vormalige Forkel, geb. Wedekind, jetzt die Frau des Oberamtmanns Liebeskind in Ansbach. Gewiß werden Sie auch von dieser Person gehört haben. Die Schwester von Sch. ist abgereist. Die Unzufriedenheit der Dame über die Veränderung ihrer Wohnung äußert sich laut. Das Seminarium wird zu den Cabinetten der Universität verwendet, die drei Professoren, die es seither bewohnten, bekommen nun eine andere Wohnung in einem neuen angenehmeren Hause. Die Dame geht den Tausch ungerne ein, sie ist gut eingerichtet; vielleicht paßt nicht Alles wieder im neuen Hause, wie es im alten paßte. Bei ihrer Hierherkunft machte sie den Verwaltern des Seminariums weiß, daß der Regierung an Sch. am meisten gelegen sei, daß man mit der Einrichtung ihrer Wohnung vorzüglich Rücksicht nehmen müsse. Die Leute glaubten dieß anfänglich, daher kam es, daß man sie die beste Wohnuug wählen ließ, daß solche am meisten Geld kostete und daß man

nach ihrer Phantasie baute. Nachher merkte man freilich, daß sie sich zu viel herausgenommen hatte. Die unverschämten Menschen gewinnen immer für den Moment. Jetzt gilt diese List nichts mehr, man kennt sie zu gut. Dessen ungeachtet wählte sie im neuen Hause die untere Etage, die zehn Zimmer hat, verlangte aber auf den beiden anderen Etagen gleichfalls Zimmer, ein Auditorium im — Keller u. s. w. Als sie den Handwerksleuten ihre Befehle ertheilt hatte, wurden die Wohnungen von der Curatel angewiesen und die untere Etage mir bestimmt. Nun ist ihre Galle rege. Sie erhält den mittleren Stock, der zehn Zimmer hat, allein damit ist ihre Begehrlichkeit nicht zufrieden. Sie werden finden, daß sie es weit treibt, zumal da sie sicher nie halb so gut gewohnt hat in ihrem ganzen Leben. Sie war vor Kurzem in einer Gesellschaft, bei der ein gewisser Präsident Seuffert sich befand; sie schimpfte auf die vormalige schlechte Regierung, tadelte ziemlich unhöflich den Mangel an Bäumen und Schatten; dieser Seuffert, der bei der vorigen Regierung Alles galt, fand sich beleidigt durch ihre Aeußerungen; er antwortete ihr: „Sie wissen es ja von Mainz her, Frau Professorin, wie es ist auf Festungen.“ — Diese bittere Pille verschluckte sie gutwillig. Hier in Würzburg hat sie Alles verloren, sie schimpft auch tüchtig über das dumme, ungebildete Volk.

Schlegel war hier, aber es gab keine zärtliche Scene; er war zwar im Hause bei P. und erkundigte sich nach seiner ehemaligen Hälfte, doch sehen, sprechen wollte er sie nicht. Gleichwohl erzählte sie Jedermann, daß Schlegel — lange bei ihr gewesen sei; dieß gab zu manchen Spöttereien Anlaß. Die Aeußerung von Goethe ist ganz vortrefflich; indessen wird sie gar nicht müde, den Leuten zu sagen: „Goethe ist der Mann meines Herzens.“ Daß der Fall bei ihm umgekehrt ist, wußte ich voraus. Schiller thut sie nicht so viele Ehre an, sie geht noch weiter, sie behauptet, Schiller könne — kein Gedicht machen, er habe gar kein Genie, kurz, sie spricht das allertollste Zeug. Da sie Schiller von der

moralischen Seite nicht angreifen kann, so versuchte sie es von Seiten der Talente, der Wissenschaften. Die Thörin! Es wäre zweckmäßiger für ihre Lage, wenn sie wüßte, wie man eine gute Suppe kocht und eine Wasch behandeln muß.

Ihre treue Freundin

H. Hoven.

Würzburg, den 17. September 1805.

Wie sehr habe ich mich gefreut über Ihren Brief, theure, liebe Freundin, über die Ankunft des treuen Rudolph. Er hat mir Vieles erzählt von Ihnen Allen. Reichlich flossen meine Thränen, als er von Schiller sprach. Die Anhänglichkeit dieses Dieners rührte mich sehr; er mußte einen Tag länger hier bleiben und mir beständig erzählen bis in die späte Nacht. Besuchen Sie mich ja künftiges Jahr, liebe Freundin! Wir wollen in der Vergangenheit leben und nichts soll uns stören. Mögen auch jene gefürchteten Damen hier gegenwärtig sein, so sollen sie es wenigstens für uns nicht sein; ich habe so wenig Berührung mit ihnen, daß ich sie stets für abwesend halte. Selten sehen wir uns, und geschieht dieses einmal, so gehen wir kalt vorüber. Ich bin an vertrauten Umgang mit redlichen Menschen gewöhnt, diese meinen es mit Niemand redlich. Wenn sie beisammen sind, thun sie freundlich, vertraut, schmausen zusammen, belachen die Abwesenden und nachher schimpfen sie über einander. Die Niethammer mag viel Verstand haben und artig sein, doch vermeide ich ihren Umgang; aber P., H. und N. sind viel zusammen; die Sch. geht einsam ihren eigenen Weg, doch ist sie mit N. weniger feindlich als mit den beiden andern. Wer Alle kennt, gibt der H. den Vorzug, man hält sie für gutmüthig. Wenn P. über Disharmonie klagt, so hat er ganz recht; die meisten Professoren kommen mir vor wie das Theatervolk. Diejenigen, die sich gut stehen, werden von den Andern beneidet, sind aber selbst am wenigsten zufrieden mit ihrer Lage und würden es auch dann nicht sein, wenn man ihnen ihre Einnahmen verdoppelte. Auch klagen sie über Mangel an Ansehen, an Achtung. Freilich sind

in einer Stadt wie Würzburg die Professoren nicht die Ersten, und Achtung — die muß man verdienen. P. ist nicht beliebt, man hält ihn für einen Schleicher, für herrschsüchtig und eigennützig. Wer ihn mit Undank belohnte, weiß ich nicht, eben so wenig weiß ich, wen er sich verpflichtet hat; aber wahrscheinlich ist es mir, daß er den Grafen Th. meint, den er gerne — regiert hätte, und der sich von ihm nicht regieren ließ. Gegen uns war P. immer freundlich, gefällig und artig unter das Gesicht, hinterher kratzte er uns desto mehr, jetzt kennen wir seine Manier. Hovens Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, vorzüglich seine Offenheit wurden sehr mißbraucht, die Familie nennt ihn mit einem Spitznamen, womit jeder Bekannte getauft wird; auch mir ward gleiche Ehre zu Theil. Von Hoven behaupteten sie, daß es ihm im Cranium fehle.

Bald trennt uns ein weiterer Raum als bisher, dann sehen wir uns noch seltener. N. möchte sich gerne wichtig machen und ebenfalls herrschen.

Die Martini's sind eine sehr würdige Familie, die Frau ist besonders liebenswürdig. An dem P. Fuchs, der wieder nach Jena geht, verlieren wir einen wahren Freund und allgemein geschätzten Mann; er war oft bei uns und kann Ihnen Vieles von uns erzählen. Ungerne läßt die Regierung ihn ziehen, aber er hängt fest an seinem Vaterlande und an Jena vorzüglich.

Durch die Ankunft des Hofes haben wir unsere Wohnung verloren, alle Familien, die in der Universität wohnen, müssen heraus; wir haben Hoffnung, ins Hospital zu kommen, die Andern erhalten Hauszins und können sich Wohnungen in der Stadt wählen. Die Theurung ist auch bei uns empfindlich und steigt beträchtlich, seit der Hof hier ist; kommt vollends das bayerische Militär nach Franken, so wird die Noth nicht gering sein. Bricht der Krieg aus, so sehen wir wieder tausend Jammer und Sorgen entgegen. Hier spricht man von der Wahrscheinlichkeit, daß mein Vaterland ein Theil der Entschädigung für Bayern werden könnte, und gibt dafür dem dicken Herrn etwas von Holland. Geschieht dieß, so

können die getreuen Unterthanen es nicht hindern, und Er bekäme dann doch Wasser genug, um Enten und Gondeln darauf zu setzen. Gegenwärtig beschäftigen die Vermählungsfeste des Herzogs Paul tausend Hände. Die ältesten Herren und Damen des Hofes müssen dem neuen Paar, nach alter Rittersitte, den Fackeltanz ins Brautgemach vortanzen. Die dortige Welt wird Wunder schauen.

Von Adolph hat mir Rudolph auch Vieles erzählt, so wie von Ihren Kindern, von jedem so viel Gutes und Liebes. Carl sei so schön, ganz seinem Vater ähnlich, Ernst so klug und wißbegierig, die Mädchen so lieblich, zart und hübsch. Mit nassen Augen hörte ich ihm zu und dachte schmerzlich an den zärtlichen Vater, an die liebende Mutter. Ich habe Rudolph Briefe mitgegeben nach Ludwigsburg und Stuttgart, und hoffe, er soll freundlich aufgenommen worden sein von den Meinigen. Rudolph fühlt wohl, daß er nirgends mehr einen solchen Herrn finden wird, wie er einen hatte.

Schreiben Sie mir bald wieder. Fuchs soll Ihnen einen Brief von mir bringen. N. reist, wie ich höre, morgen nach Jena ab; P. ist wieder zurückgekommen aus Schwaben.

Ihre treue

Henriette Hoven.

Würzburg, den 8. März 1806.

Wir sind Alle recht gesund, trotz allen äußeren Stürmen. Ich lebe in einer sehr kleinen Wohnung, aber sie sichert uns vor mancher Unannehmlichkeit. Rudolphs Ankunft hat mich gefreut, ich sah voraus, daß er wieder zu Ihnen zurückkehren würde.

Von Schwaben werden Sie Manches hören durch Rudolph, leider wenig Erfreuliches. Es sind mehrere Zeichnungen vorhanden über die Königswürde. Auch sind folgende Verse im Umlauf: Hesekiel Kap. 7, V. 5. 12. Hesekiel Kap. 21, V. 26—27. Alles dieses führt freilich zu Nichts, es hilft der Noth nicht ab. Man erwartet einen neuen Minister Krätschmann — der wird das Elend aufs Höchste bringen, dieser fehlt noch! Ich habe Seckendorf gesprochen, er versichert, daß er unschuldig sei, daß ihm Unrecht

geschehen sei; ich kann nicht entscheiden, aber im Lande sagt man ihm viel Schlimmes nach.

Hoven verliert einen schönen Wirkungskreis, er fühlt dieß wohl, aber er weiß auch, daß man überall Gutes wirken kann. Aus dem Universitätsleben macht er sich wenig, er würde es sogar mit jeder andern Stelle vertauschen, wenn Gustel nicht zum Studiren bestimmt wäre. Noch ist nichts Gewisses entschieden, wahrscheinlich kommen wir nach Ansbach, wohin auch der Herr Graf gehen wird; ob wir dort bleiben werden, muß sich später entscheiden. Höchst ungerne zöge ich auf eine Universität, zumal in eine kleine Stadt, wo man nur diesen und keinen andern Umgang haben kann. Die Jenaer Damen werden sich schwerlich mehr so nahe kommen, als sie es bis jetzt waren. Niethammer lebt in Bamberg, Hufeland geht nach Landshut, Paulus weiß noch nicht wohin, und unsere allerliebste Freundin will nach — Italien, nach Rom. Die Gräfin Törring ist nach München gezogen vorige Woche, an ihr verloren wir die letzte von unsern Freunden hier. Nun stehen wir ganz allein da und harren auf Erlösung. Hoven versieht sein Amt und macht dadurch die Aerzte, die ihn verjagen wollten durch ihre Kabalen, ganz irre, darum verhalten sie sich ruhiger und fürchten sich. Vermuthlich erhält ein Salzburger diese Stelle, um die sich so viele Einheimische balgen und verfolgen. Wir haben Vieles erfahren in der letzten Zeit, was uns fremd war. Ueberhaupt waren die zwei Jahre reich an Begebenheiten mancher Art.

Ihre treue

Hoven.

Nürnberg, den 6. August 1807.

Hoven hat die Freude, daß seine Plane für die Wohlthatsanstalten realisirt wurden. Dieß macht ihn glücklich, er lebt in dieser Idee, Gutes zu wirken, wo er kann, und hat dazu reichlich Gelegenheit. Die Lage der Welt hat ihn ernst gemacht, er betrachtet sie mit trüben Blicken. — Wir bekommen nun eine freie Wohnung, die wir vor dem Winter noch beziehen werden; ich hoffe

dann endlich einmal in Ruhe bleiben zu können, ich bin des Herumtreibens müde.

Sie fragen nach der Jenaer Colonie. P. ist in Bamberg, und so viel ich weiß, zufrieden; sie war immer gerne an diesem Ort und hat alte Freunde wieder gefunden; sie reiste vor sechs bis acht Wochen aus Schwaben hier durch, ich sah sie aber nicht. N. lebt in der Nähe des Hofs. Sie ging ungern von Bamberg weg. Die Freundin H. in Landshut zeigt sich zum öftern in der Residenz und ergötzt Augen und Ohren durch Figur und Gesang. Dieß ist Erholung für sie, denn Landshut soll undankbar sein gegen sie. Die Krone aller Weiber lebt einsam und — sparsam, die Umstände wollen es so, und Niemand stört ihren philosophischen Gang. Sch. ist bei Manchen beliebt, vielleicht in der Stille bei Vielen. Breyer ist allgemein sehr geschätzt, er hat einen thätigen Freund an Jakobi. Es war unterhaltend und zum Theil belehrend, alle die Aeußerungen und Handlungsweisen dieser Colonie in W. zu vernehmen; die Beobachtung dieser Menschen hat meine Erfahrung nicht wenig bereichert, mitunter gab es seltsame Auftritte; ich hielt mich zurückgezogen und kam mit einem blauen Auge davon. Ich segne mich, daß ich nicht mehr unter ihnen leben muß.

Wie lebt Goethe? Ist seine Gesundheit nun besser? Man erzählt, er habe an dem Tage der Schlacht bei Jena die Vulpius geheirathet.

Nürnberg, den 1. December 1812.

Der Beitrag zu Schillers Biographie, welchen ich Herrn Körner zugeschickt habe, ist leider nur ein sehr unvollkommenes Bruchstück. Ein Mann wie er verdient eine recht ausführliche Biographie, und ich kann bloß bedauern, daß ich nicht im Stande bin, eine solche zu liefern. Welche Arbeit hätte mir interessanter sein können als diese! Körner hat diese Arbeit über sich genommen, und ich hoffe, daß er unsere Erwartung erfüllen werde.

Ihr Freund

Hoven.

II.

Karl von La Roche.[1]

Ich mag es nicht versäumen, dir recht bald auf deinen so herzlich freundschaftlichen Brief zu antworten und dich bald aus der Sorge über unsere theure Caroline zu ziehen. Vergib ihr, liebe L., wenn sie das Schreiben zu lang aufgeschoben hat — ihr waret ihr in jedem Augenblick, den sie in höherem, größerem Genuß mit ihrem Wilhelm zugebracht, so nah und so werth, aber jeder ihrer Augenblicke war auch so ganz diesem Gefühl geweiht — daß sie zum Schreiben die Zeit nicht fand, und wenn ich es so sagen darf, das Herz nicht genug herunter stimmen konnte, um langsam, was sie so feurig empfand, mit todten Worten auf's Papier zu bringen. Ich habe sie seit verschiedenen Jahren nicht so gesund gesehen, als die beiden letzten Monate in Burgörner — und ob sie glücklich war? — Lotte! ach, sie war es so sehr — das war ein Anblick, Lotte! der Teufel in Engel hätte verwandeln können, wenn man dieß hohe, so rein geschöpfte Glück sprechend über das ganze Mädchen ausgegossen sah. Ich war unaussprechlich glücklich! — Seit dem 4. September sah ich Li. nur fünf Minuten allein, an dem letzten Tag, wo ich da gewesen bin.

Den 20. oder 21. dieses sind sie von Burgörner auf einige

[1] Der Sohn von Sophie La Roche, geb. Brentano, Humboldts und seiner Braut innigster Freund, den Lesern schon aus „Schiller und Lotte“ bekannt, starb als Geheimer Staatsrath in Berlin.

Tage nach Auleben und von da nach Erfurt abgegangen, und vielleicht hast du schon Nachricht, ehe du diesen Brief erhältst.

W. hat seine Li. am 14. verlassen, und auch mir erlaubten die Umstände durchaus nicht, sie nachher noch wieder zu sehen. Doch habe ich alle Hoffnung, daß sie stark genug war, die Trennung mit ruhigerem Schmerz zu tragen; es gibt eine Höhe der Gefühle, wo selbst der Schmerz sich harmonisch löst — gleichsam nur die tiefere Decime scheint — denn ganz so rein wie die Octave mag ich es doch nicht vergleichen — indessen du kannst fühlen, was ich dir hier nicht zu sagen vermag.

Von ihren übrigen Verhältnissen muß dich Li. selbst unterrichten, und es wird dir alsdann süßer klingen, und meine Zeit ist mir heute nur karg zugetheilt — nur so viel zu deiner Beruhigung, daß wenigstens auch bei manchem Unangenehmen doch kein Schlimmes oder Nachtheiliges dabei ist.

Ich kehre nun noch auf einige Augenblicke zu mehreren Stellen deines Briefes zurück, die mein Herz so wohlthätig gerührt haben. Die ungekünstelte, ungesuchte Güte deines Wesens liegt so klar in ihnen, spricht mit so redlicher, uneigennütziger Freundschaft zu mir. Du hast meinem Herzen viele Freude gemacht, theure Lotte; wäre ich unglücklich gewesen, ich hätte meinen Schmerz in dem süßen Gefühl leicht verloren, und sanfte Freude wäre an seine Stelle getreten. Nimm die Ueberzeugung, liebe Lotte, daß ich mich glücklich fühle — und freue dich dessen, wie ich mich deines und S. Glücks freue. Die man liebt, glücklich zu sehen, ist eine reiche Ernte im Leben, die man mit keiner Aussaat, mit keiner Mühe zu theuer erkauft — und dem Himmel sei Dank, sie wird mir bis jetzt in reichem Maße. Könntest du mein ganzes Inneres durchschauen, liebe Lotte, du würdest Freude an mir haben, aber sagen kann ich es nicht, wie mir's ist — und mein ganzes Wesen und alle meine Schicksale sind zu verschieden von euer Aller ihren, als daß ihr die Gestalten, die mein Inneres beim Uebergang in's Leben bestimmt annehmen muß — euch alle ganz wahr erklären könntet.

Ich bin vielleicht oft sonderbar, aber es sind auch sonderbare Dinge über mich ergangen — und was braucht es denn mehr — ihr wißt, daß ich das Gute liebe — in Rücksicht des Glücks, glaub' es mir, darin passe ich zu euch — ich fühle mich wohl und glücklich — und sollte ich das nicht in eurer Liebe? Laß mich meine Wege gehen — und hoffe mit Zuversicht von mir, was du von mir wünschest.

Ich hätte heute gern länger mit dir geplaudert, aber die Zeit verbietet es mir. Ich werde euch diesen Winter nicht sehen, es ist mir unmöglich.

Sage Linen tausend Schönes und daß ich ihr bald schreiben würde — sage S., daß ich seines Glückes so innig mich freue — und erhalte mir die Freundschaft und Liebe deines Herzens, und deinem Herzen seine lautere Güte und Unschuld — dann wirst du Glück verbreiten und glücklich sein.

Ewig dein Freund

Karl.

Den 19. September 1790.

Halle, den 23. April 1792.

Mir ist es immer, als wenn ich mich seit einer Zeit her gar sehr geändert hätte und euch im Grunde nur gar sehr wenig interessant sein könnte; ich fühle es, ich denke in gar vielen Dingen völlig verschieden von Humboldt und den beiden Carolinen, wahrscheinlich auch von dir und von S., ob ich gleich euch Beide viel weniger genau als jene Drei kenne. — Uebrigens — daß zwei Menschen eine verschiedene Ansicht der Dinge haben, das kömmt ja wohl in der Welt vor, man kann sich auch deßhalb doch recht gut sein. So geht es mir mit euch, nur das engere Interesse fällt weg — und dann wüßte ich eigentlich nicht, was ich noch weiter Interessantes in euren Augen haben sollte, da ich lang den Geist und die Ausbildung des Geistes nicht habe, welche ihr bei euch Eines in dem Anderen finden könnt.

Ich freue mich erstaunend, liebe Lotte! so oft ich von dir

höre, daß du glücklich lebst — ich habe einen ganz besonderen Hang zu den Menschen, die sich glücklich fühlen — man findet sich in dem Zustand in einer so schönen Harmonie mit dem Ganzen, so wie Unglückliche mir immer interessant sind wegen der verschiedenen Grade der Disharmonien und der verschiedenen Art der falschen Ansichten, welche diese Disharmonie mit dem Uebrigen hervorbringen. Bei dir kommt noch hinzu, daß ich weiß, du und S., ihr verdient glücklich zu sein, und wenn ich euer Glück sehe, so ist dieß nur die Erfüllung meines Wunsches, den ich noch dazu für euch ganz im besonderen und stärker noch als gewöhnlich hege.

Von Humboldts habe ich, seit sie von Burgörner weg sind, nichts gehört, und nehme dieß als ein Zeichen, daß sie wohl und vergnügt sind. Ihre Entbindung kann nicht mehr weit sein — der Himmel möge ihr eine glückliche Stunde geben; aber (ich weiß eigentlich selbst nicht deutlich warum) ich fürchte für sie — vielleicht ist auch nur der heiße Wunsch für ihr Wohlsein die Ursache dieser Furcht. Meine arme Mutter ist noch immer untröstlich über den Verlust von Franz — in diesen Tagen, glaube ich, wird sie nach Offenbach zurückkommen, und ich fürchte ein neues Erwachen ihres Schmerzes, wenn alle die Gegenstände sie wiederum an den Verlust lebhafter erinnern.

Berlin, den 29. December 1810.

Mit Freude und Stolz hat mich Ihr Andenken erfüllt und mit kindlichem Dank gegen den Himmel, der mich freundlich hat gehen lassen durch eine lange Zeit im schönen Kreise der theuren Freunde, in jugendlichem Muthe und Empfinden, zur sehr beglückenden Erinnerung, zum sehr beglückenden Genuß auf das ganze Leben.

Es war ein schöner Kreis — und nie werden wir aufhören dürfen zu trauern, daß ihn theure Glieder — und das theuerste und würdigste — schon verlassen haben. Doch wer zu gerechter Klage Grund hat, der hat auch viele Ursache, Gott zu danken, daß ihm solch Glück gegeben war, daß er so lang es fromm genießen

durfte, daß ihm unvermindert die süße Erinnerung nun im treuen Herzen wohnet.

Selten nur habe ich von Ihnen gehört, meine theuerste Freundin, aber immer bin ich mit treuer Theilnahme dem Gange Ihres Lebens gefolgt, so gut ich die Gelegenheit hatte, und oft habe ich Nachricht vernommen, daß es Ihnen im Ganzen wohl ergehe. Bei Ihrem sanften, liebenswürdigen Charakter darf ich nicht zweifeln, daß Ihr Herz ruhig ist und Ihnen manche Freude das Leben erheitert — wie es den Guten nie fehlt. Mehr kann man von dem äußeren Leben nicht erwarten; das Weitere kann man sich nur selbst schaffen im gottergebenen Gemüthe.

Mit innigem Dank empfinde ich, daß mir der Himmel viel gegeben hat, in einem trefflichen und lieben Weibe, in gut gerathenen Kindern, einer Tochter von siebenzehn und einem Knaben von dreizehn Jahren — in treuen, sehr theuren Freunden und indem er mir vergönnt hat, seinen Frieden aufzunehmen in meine Brust. Kein Menschenleben geht in ungestörter Ruhe und soll auch nicht — aber es läßt sich im innersten Gemüth eine sichere Richtung feststellen, auf die man bald wieder zurückkömmt, und vermöge deren man nicht irre werden kann an irgend etwas, was unter Gottes Augen geschieht, vermöge deren man nicht gleich mit sich ganz unzufrieden ist, wenn einen eine menschliche Unvollkommenheit berückt, sich bälder besinnt und ermannt, und dann wieder froh empfindet, daß Gottes reicher Segen auf der Erde ruhet und ein einfacher Sinn daran stets seinen Antheil hat.

Fast klingt es stolz, was ich Ihnen hier geschrieben habe; ich bin aber überzeugt, daß Sie dieselben Empfindungen in sich tragen und Sie sich freuen, sie auch in mir sich denken zu dürfen, dem Sie mit unveralteter Freundschaft ein theilnehmendes Andenken gewähren.

Berlin, den 9. November 1816.

Humboldts Schicksal hat sich, wie Sie wissen werden, ganz geändert, und er geht nun statt nach Paris nach London. Hinter

der Sache liegt noch etwas, das ich nicht habe erfahren können Hier erzählt man sich allerhand Nachtheiliges über Humboldt — auch mitunter Dummes, was ich ihm nicht zutrauen kann. Er hat allerdings gegen sich, daß er gescheiter ist als die Andern, und das können sie (wie ich ganz billig finde) nicht vertragen — es ist immer unangenehm, Jemand um sich zu haben, der mehr Verstand im kleinen Finger hat als unser eins in einem noch so dicken Kopf. — Vorerst freue ich mich, die geliebten Menschen wieder hier zu sehen, das Weitere auszumachen — eben weil sie gescheiter sind, werden sie es wohl recht zu machen wissen.

Unsere Freude sehen wir immer an den Hedemanns-Leuten, wie diese glücklich sind, und sie ein gar liebes Frauchen geworden ist — Gott erhalte es ihnen.

Berlin, 11. April 1818.

Sie waren krank, selbst gefährlich, und der Auflösung nahe; dieß hat mich erschreckt, und ich wünsche innigst, daß Sie wieder recht vollkommen hergestellt sein mögen. Ihre Sehnsucht nach jenseits konnte nur durch die Treue gegen die Kinder gedämpft werden; ich freue mich, daß es in Ihnen so war, denn so ist es recht. Und ich hoffe, daß ihre Ergebung vollständig ist, und Sie Kraft und Freudigkeit weiter im Leben fühlen, denn so muß es sein.

Es gibt nur eine einige Quelle alles Unglücks, alles Mißmuths, alles sich gedrückt fühlens auf Erden. Diese ist anders wollen als Gott will: und nur eine einige Quelle des glücklich- und des seligseins auf Erden. Diese ist aufgegangensein in dem Willen Gottes. Diese Seligkeit kann in ihrer Lebendigkeit herabgestimmt werden durch den Verlust der gütigen Gaben Gottes und des Gewohnten, aber dieses herabgestimmt werden ist fruchtbar, auf die Wahrheit und Wesenheit des Menschen wirkend, damit er nicht in die Meinung verfalle, irgend etwas als sein, als ihm angehörend zu betrachten, damit des Menschen ganze Wesenheit auf das Ewige zurückgebracht werde, dem er allein angehört, wo er allein nur ein Eigenthum hat, wo allein Wahrheit ist.

Meine Freundin! Furcht vor dem Tode und Sehnsucht nach dem Tode halte ich beides gewurzelt in Eigenliebe und Täuschung, und nur die Vollführung von Gottes heiligem Willen soll dem Menschen Sehnsucht und Freudigkeit und Seligkeit sein. Alle Eigenliebigkeit, wenn sie uns auch auf noch so edlem Grunde entsprossen scheint, muß ganz ausgerottet werden, damit wir in das Ganze des ewigen Seins Gottes eintreten. Darum meine Freundin! freue ich mich unendlich, daß Gottes Wille in Ihrem Gemüth, als das heiligste, hehrste und einzige Leben ist. Bleiben Sie standhaft, gegen alles Andere, auch gegen das Liebste ankämpfend, dabei.

Mir scheint, es sind da falsche Ansichten in unser Religiöses gebracht worden. Christus sagt: Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich.

Daß wir ihm nachfolgen sollen, ist doch wohl gewiß; denn nur er allein ist der Weg zum Vater, und nur durch ihn können wir zum Vater kommen.

Nun nimmt man aber das Kreuztragen an, als sei darunter zu verstehen das geduldige Dulden der zeitlichen Uebel.

Christus kannte aber keine zeitlichen Uebel, weil sie ihm alle in dem Willen des Vaters aufgingen.

Er hat meines Erachtens das Kreuz, das Leiden gemeint, welches uns sinnlichen Menschen daraus entspringt, daß wir in seiner Nachfolge uns von aller Begehrlichkeit, von allem Festhaltenwollen irgend eines Lieben, was aus der Zeit ist, los machen sollen, daß wir keine uns theure und liebe Gabe Gottes um ihrer selbst willen lieben, sondern Gott den Geber in ihr. Und dieß meine Freundin! ist ein beständiger hartnäckiger Kampf gegen unsere in die Zeit eingewöhnte Natur, und ein beständiges Kreuz, vermehrt durch das Gefühl unserer Schwäche und das beständige Sündigen gegen das Gebot, auch bei unserem besten Willen. Und doch ist es der einzige Weg zur Seligkeit, die uns verheißen ist, die uns aber nicht werden kann, wenn wir nicht hier schon den völligen Vorschmack, die völlige Eigenschaft errungen, sie hier schon

geschmeckt haben, in der freudigen Unterwerfung unter des Vaters Willen. Mit diesem lebendigen Gefühl der Freudigkeit, dieses Erdenlebens in Gott, im Ewigen Geistigen Einigen Wahrhaftigen, segne Sie Gott, und möge er mich in dem ernsten Bestreben darnach muthig erhalten. Erringen aber kann der Mensch Alles was Christus geboten hat, sonst hätte er es nicht geboten — denn er war ein Mensch wie wir und hat Alles geleistet und war ein Sohn Gottes, wie wir Kinder Gottes werden sollen. Hundertmal finden wir dieses in der Bibel, aus seinem heiligen Gemüth deutlich ausgesprochen, ja wir sollen sogar vollkommen werden, wie der Vater im Himmel vollkommen ist, und wir dürfen nicht wähnen, daß etwas wahrhaft unerreichbar sein könne, was Christus geboten hat. In seinen Geboten liegt uns die Freudigkeit des Lebens und die ewige Seligkeit, durch das völlige Versinken in Gott.

Nun lassen Sie mich hier unmittelbar anknüpfend Ihnen sagen meine Freundin, wie mir Ihre freundliche Liebe und Ihr Festhalten an den alten treuen Verhältnissen wohl thut. Warum sollte aber auch eins von uns sich ändern in den Gesinnungen gegen das andere? ist unsere Freundschaft nicht geschlossen in reiner jugendlicher Freudigkeit, und hat sie nicht das beständige Bestreben, im Leben reiner zu werden und dadurch zur wahren Freudigkeit zu gelangen, stets begleitet auf allen unseren Wegen? Dadurch, glaube ich, ist uns vergönnt, diese selbe Freudigkeit als Gabe Gottes bis an das Grab zu behalten, ohne Begehrlichkeit Gott ergeben.

Von Caroline Humboldt hören wir öfter durch Hedemanns. Sie schreibt auch öfters an meine Frau, in deren Sein sie ein großes Vertrauen gefaßt zu haben scheint. Caroline lebt angenehm in Rom, wo sie Alles anspricht. Im Juni will sie nach Deutschland kommen. Nach England zu gehen ist sie bis jetzt noch nicht gesonnen, und dieß gründet sich wohl auf die Erwartung, daß irgend eine günstige Veränderung in unserem Staate Humboldt zurückführen wird. Hedemanns sind den Eltern eine große Freude,

er ein nobler, lieber, ehrenvoller Mann, sie ein gar sehr zu-lebendes, liebes Frauchen. Ob Gabriele wirklich versprochen ist, weiß ich nicht, aber wohl daß die Eltern ihre Liebe mit Herrn v. Bülow, Legationsrath bei Humboldt, nicht mißbilligen. Bülow ist ein braver, ehrenwerther, junger Mann, und wenn Gabriele, dieß lebendige warmklimatige Gemüth, nie mehr fordern will, als ein braver Mann von Bildung geben kann und mag, so möchte sie wohl mit Bülow glücklich leben können.

Berlin, den 18. December 1818.

Meine verehrte Freundin!

Humboldt hat sich nach sicheren Nachrichten in Aachen sehr gut und würdig benommen. Er ist jetzt in Frankfurt, um noch einige Geschäfte zu beendigen, und wird dann hierher kommen und seine Stelle im Staatsrath behalten, ohne weitere bestimmte Geschäfte. So ist sein Wunsch und Wille, und befinde ich es sehr recht. Das Weitere wird sich finden, wenn man wieder einmal die ernste Nothwendigkeit fühlen wird, einen Kopf wie den seinigen benützen zu müssen.

Berlin, den 10. April 1819.

Verehrte Freundin!

Wir freuen uns sehr auf die Aussicht, nun Humboldts bald hier zu sehen; er war ängstlich, die Frau bei ihrer Kränklichkeit mit den beiden Töchtern so weit weg zu wissen, und vom Manne darf unser Staat viel Gutes und Tüchtiges erwarten, eine Rücksicht, in der man sehr froh sein muß.

Berlin, den 10. Oktober 1820.

Seit langer Zeit, meine theure Freundin! hat mir keiner ihrer freundlichen Briefe so viele Freude gemacht, als der zuletzt erhaltene, der mir eine so schöne Ruhe und Heiterkeit Ihres Geistes und Gemüths aussprach. Gott wolle Ihnen Kraft geben, sich darin zu erhalten, denn von ihm muß uns alles Gute gegeben werden, und unsere eigene Kraft darf dabei nicht ruhen, nicht

müßig sein. Denn wir sollen nach den himmlischen Gaben trachten und durch ein freies Aufsehen uns dafür die Empfänglichkeit erhalten. Gott der Herr und wahre Vater läßt es uns aber nicht fehlen, wenn wir nur den rechten Sinn dafür haben, in Demuth des Herzens und Verläugnung des eigenen Willens, der selbst gemachten Ideen und Projekte; wissen wir doch, daß selbst Kummer und Leiden nur Mittel sind, uns zu höheren geistigen Gütern zu leiten und himmlische Früchte in irdischen Herzen zu erzeugen. Gott erhalte und segne es Ihnen meine Freundin über alle kommenden Tage Ihres Lebens.

Im Ganzen war unsere Reise sehr vergnügt, sehr erfreulich und glücklich. Zu den Freuden derselben rechnen wir auch, daß wir unsere Freundin Humboldt in Töplitz gesehen und ein paar Wochen dort mit ihr verlebt haben. Wir fanden sie dann auch in Dresden wieder. Seit einigen Tagen ist nun die ganze Familie hier, und zwar vollständig, indem auch Theodor mit seiner Frau und der Bräutigam Bülow hier sind. Theodors Frau, eine sehr angenehme, liebe, junge Frau, wird zur Pflege ihrer Gesundheit ein ganzes Jahr bei den Schwiegereltern bleiben, und sie könnte wahrlich nirgends liebevoller aufgehoben sein. Theodor wird nach einigen Wochen wieder zu seinem Regiment nach Münster gehen. Herr v. Bülow kömmt uns nach seinem Aufenthalt in London viel liebenswürdiger vor, und man darf nicht zweifeln, daß die Ehe glücklich sein wird.

Frau v. Humboldt ist das Trinken von Carlsbad und die Nachkur in Töplitz sehr wohl bekommen. Wer einmal so lange Jahre gelitten hat, wird nie zu einer vollständigen Gesundheit kommen. Sie ist aber weniger leidend als seit langer Zeit, und sieht sehr wohl aus. Humboldt ist stets derselbe, heiter, geistreich und liebenswürdig. Gelehrte Arbeiten, die er sich nach Belieben wählt, füllen seine Zeit so aus, daß er eigentlich der Gesellschaft nur wenig lebt; in seiner Familie fühlt er sich glücklich und hat Ursache genug dazu. Gott erhalte uns diesen lieben Menschen.

Berlin, den 10. April 1821.

Anfangs Mai werden Humboldts nach dem neuen Gut Ottmachau in Schlesien, dann nach Töplitz, zuletzt nach Burgörner gehen. Die Schwiegertochter, eine liebe Frau, welche sich bei der liebevollen Pflege täglich wohler fühlt, wird zu ihren Verwandten gehen. Theodor, immer der alte, bleibt ruhig bei seinem Regiment. In Tegel haben Humboldts einen großen Bau vor, der besonders auf einen angemessenen Saal, zur Aufstellung ihrer Kunstsachen, zielt. Es ist eine Lieblingsidee von Humboldt, mit der sie nicht so ganz übereinstimmt, und insofern mit Recht, weil es verhältnißmäßig sehr theuer wird.

Uebrigens leben diese ausgezeichneten Menschen in ihrem inneren Gehalt und Werth zufrieden und glücklich. Humboldt besonders bleibt unverändert der geistreich joviale Mensch. Wir verdanken der Freundschaft dieser lieben Menschen viel recht Erfreuliches und Wohlthuendes.

Gott erhalte Ihnen Ihre guten Kinder. Alles was Sie uns von ihnen sagen, hat uns mit freudiger Theilnahme an der Freundin Glück erfüllt. Je älter man wird, und je mehr einem diese und jene eitle Freude, welche früher die Zerstreuung in der Welt gab, abstirbt, desto mehr lernt man das Glück erkennen, das man in guten geliebten Kindern genießt.

III.

Karl Ludwig von Knebel,

geboren den 30. November 1744, gestorben den 23. Februar 1834.

Beichte für Fräulein Lotte v. Lengefeld.[1]

Ich bekenne hiemit vor Gott und meinen Nebenmenschen, daß ich leider bisher noch gar wenig gesündiget habe.

Da ich aber von Adam, und hauptsächlich von meiner Stammmutter Eva her, unter dem groben Joch der Sünde und des Verderbnisses gar leidig gefangen bin, so bekenne ich mich auch als eine allgemeine Sünderin, die von dem uns anhangenden Loos der Eitelkeit und Erbsünde nichts weniger als ausgenommen ist. Vorzüglich aber habe ich mich darin vergangen, daß ich den heilsamen Ermahnungen und Lehren, die mir von Kindheit an eingeflößet worden, nicht in allen Stücken blinden Glauben beigemessen, sondern selbst zu untersuchen und zu zweifeln angefangen, davon das Ende der sichere Tod ist, und wozu mich hauptsächlich die bösen heidnischen Sittenlehrer, und andere der Vernunft vortheilhafte, dem Glauben aber höchst schädliche Bücher verführet und verleitet haben. So habe ich unserer Mutter Eva gleich zuerst

[1] „Von Knebel im Jahr 1787." Bemerkung von Lottens Hand; wohl zu Ostern, nachdem Lotte aus Weimar zurückgekehrt war. Dieselbe Art von Scherzen wurde Schiller im Jahr 1788 angesonnen (Schiller und Lotte S. 57); sie scheint also damals Mode gewesen zu sein.

nach der Frucht der Erkenntniß gereicht, die unsere Adame nicht versuchten, und habe mich dadurch den traurigen Folgen verderbter Grundsätze und eines wankenden irrigen Glaubens ausgesetzt.

Darin habe ich mich auch gegen eine hohe Obrigkeit und gegen meinen Nebenmenschen gewaltig versündigt, daß ich ersterer mich nicht so unterthan hielte, als es sich in allen Stücken gebührt; meinen Verstand nicht, gleich einer bösen Leidenschaft, unter ihren Geboten gefangen hielt, und mir einen Wahn von Freiheit machte, da ich nur für Sünde und Knechtschaft geboren bin, und die Freiheit die Wurzel alles Uebels und Elends ist. Gegen meine Nebenmenschen habe ich mich aber hauptsächlich darin vergangen, daß ich sie nicht zu allen Zeiten so lieb hatte, wie ich sie wohl hätte haben sollen, nur nach de[illegible]r Freunde und Freundinnen trachtete, solchen jedoch am Ende Fremde und Ausländer vorgezogen, deren Beifall ich mir vorzüglich zu erwerben suchte; ja, daß ich sogar ihre Vögelsprache erlernet, solche in Briefen mit ihnen gewechselt habe, und noch auf andere Weise ihr und hauptsächlich mein eigenes Herz in Gefahr gesetzt, so, daß mich auch das Schicksal bestraft und mir einen verwandelten Reiher[1] statt eines lebendigen Menschen auf die Stube gesetzt, davon der lächerliche Anblick mich noch erschrecket und mir zeiget, wie ungerecht es gewesen, den lebendigen Vogel in so ferne Lande zu schicken.

Für alle diese Sünden bekenne ich mich höchst reumüthig, und verspreche dafür, meiner Natur nicht mehr zu folgen, sondern solche vielmehr umzukehren und ihr in allen Stücken zu widerstreben, den Zeichendeutern, Wahrsagern und Hexengeschichten keinen Glauben mehr beizumessen; das Liebenswürdige zu hassen und das Unmögliche für wahr zu halten; meine Zimmer, Stühle und Tische in guter Ordnung zu halten und bei keiner Gelegenheit mich irgend einer Zerstreuung schuldig zu geben; statt der Philosophie den Katechismus, statt der Historie die Stricknadel zu studiren;

[1] Herrn S. I. 420. Das Geschenk muß also schon 1787 gemacht und bis 1788 in Weimar stehen geblieben sein.

alle Wißbegierde zu verabscheuen und meinen Freunden ewig treu zu bleiben.

Lotte von Lengefeld.

Gnädiges Fräulein!

Verzeihen Sie, wenn wir gestern Ihre Empfindlichkeit vielleicht ein wenig gereizt haben. Es freute mich Sie als angehenden Autor kennen zu lernen, und der sittsame Schleier, womit Sie auch dieses Verdienst bedecken, macht es nur um desto liebenswürdiger.

Das Talent der Poesie scheint mir nur wie die Knospe und Blüthe zu allen übrigen feinen und bessern Talenten. Wenn auch nicht stets große Dichterwesen daraus erwachsen, so ist doch gewiß Grund und Trieb zu jeder feinern Vervollkommnung unserer Existenz da. Wer früh gerne nach der Laute greift, wird die Mißtöne des Lebens in der Folgezeit feiner fühlen und sich nicht so leicht an dieselben gewöhnen können. Diese zarten Gefühle können nur einen Schaden bewirken; sie können die Seele zu sehr erweichen, oder sie durch überspanntes Gefühl erschlaffen und Unthätigkeit bewirken. Für beides wird Sie die ächte Philosophie und die Liebe und Neigung, die Sie für andere Kenntnisse und Wissenschaften tragen, mächtig bewahren.

Nehmen Sie meinen Dank für die kleinen Entdeckungen, die Sie uns gestern erlaubt haben, und wenn Sie noch etwas mehr Zutrauen zu mir erworben, so lassen Sie mich an den fernern Früchten Ihres Geistes und Herzens einigen Antheil nehmen. Das Auge eines Freundes, dem Ihre Ehre lieb ist, wird unverfälscht sehen und seinem Munde Wahrheit lehren.

Da ich jetzt durch neuere Uebersetzungen noch etwas in dem Odenton bin, so schrieb ich gestern Abend noch einige Zeilen hin, die ich Ihnen auf ein besonders Blättchen abschreiben will. Leben Sie recht wohl!

Knebel.

Weimar, den 13. Februar 1788.

An Fräulein von Lengefeld.

Den 12. Februar 1788.

Strafe mit allzu jungfräulichem Ernst nicht
Deines früheren Lenzes zarte Blumen:
Jedes Westes erwachender Athem weckt nur
reichere Blüthen.

Doch hat erst die wärmende Sonne weiter
Ihren strahlenden Mantel ausgefaltet,
So entsprossen reicher den saft'gen Stielen
Blumen und Früchte.

Aller Dinge Gestalten reift die Zeit nur;
Oft zerstört auch ein Frost die süße Hoffnung:
Doch wen mit dem Hauche des günst'gen Schicksals
eigener Antrieb

Mächtig beseelt, der läuft des Fleißes und der
Immer regeren Uebung goldne Laufbahn
Muthig fort und bestehet den am Ende
seltneren Kranz sich.

Weimar, den 7. April 1788.

Und so reisen Sie dann glücklich! Ihr guter Genius begleite Sie überall. Lassen Sie sich in Rudolstadt die Zeit nicht lange werden, und denken, was man sich selbsten schenkt, das hat man nur, und das suchen auch andere bei uns. Sie haben sich viel zu schenken. Sie haben die Freundschaft lieb, und dieß ist das Gefühl der besten edelsten Seelen. Erhöhen Sie den Werth derselben bei Ihnen, indem Sie sich selbst erhöhen, so werden Sie lange noch Verehrer haben, wenn Sie auch keine Liebhaber mehr brauchen und mögen. Es müssen immer bessere Geschöpfe sein, welche andere wieder erziehen helfen.

Schreiben Sie mir zuweilen; es wird Ihnen nichts schaden, und lassen Sie mich wissen, was Sie etwa von Büchern oder andern Sachen haben möchten. Empfehlen Sie mich Ihrer würdigen

Frau Mutter und Schwester. Sie werden sich freuen, Sie wieder in ihren Armen zu haben.

Ich hoffe Sie bald in Jena, oder auch wohl gewiß in Rudolstadt wieder zu sprechen.

Adieu, liebes Lottchen! Ich küsse noch Ihr artiges Händchen.

K.

Weimar, den 12. April 1788.

Die armen Bäumchen glaubten schon ganz von Ihnen vergessen zu sein, weil niemand nach ihnen fragen ließ.

Gewiß ist es jetzt in Rudolstadt recht schön, und um Weimar würde es noch einmal so schön sein, wenn unter Ihren Augen der Frühling sich da bildete. So kömmt er etwas langsam und erwartet gleichsam, als wenn ihm noch jemand fehlte, dem er mehr gefallen wollte. Ich habe erst heute die ersten Veilchen gesehen.

Knebel.

Die Bäume sind, wie mir Lynker sagt, amerikanische Ulmen oder Ypern.

Sonntags Nachmittag, den 27. April 1788.

Ich habe noch eine Stunde Zeit übrig, ehe ich nach Hof gehe, und diese will ich anwenden, mich für den übeln langen Tag schadlos zu halten, und Ihr eben erhaltenes liebenswürdiges Briefchen zu beantworten.

Ich war schon recht verdrießlich so lange keine Zeile von Ihnen zu sehen. Nun freut es mich, daß die Bäume wohl angekommen sind, und daß Sie alles so wohl nehmen und so zufrieden sind. Haben Sie mit erstern nur Geduld, sowie mit ihren Freunden, und sie werden schon zu seiner Zeit grünen und blühen, und was nicht taugt, kann man ja zu seiner Zeit wegschmeißen. Es sind keine rachsüchtige Freunde darunter.

Daß Sie meine Briefe aus der Schweiz[1] so wohl nehmen, freut mich gar sehr. Sie sind mit etwas zu viel Wärme geschrieben,

[1] 1780. Lit. Nachlaß III. 113.

und deßwegen wollt ich sie gerne unterdrücken. Aus Tyrol [1] habe ich mancherlei Briefe an den Herzog und auch an Goethe geschrieben; sie sind aber nicht in meinen Händen. Die Landschaft ist dort schön und hat bei mir fast Vorzüge vor der Schweiz, weil auch die Sitten des Volkes schon leichter nach dem Italienischen hinhauchen. Ich halte auch die Nation an sich für feiner, obgleich es an wissenschaftlicher Geisteskultur noch gar sehr fehlt, wodurch die Schweizer sich und ihrem Lande die Reputation verschafft haben.

In Schillers Gedicht [2] habe ich eine warme Versifikation und einzelne gute und angenehme Bilder gefunden, welche jedoch bei mehrerer Arbeit noch sehr hätten gewinnen können. Das Ende ist fatal, ganz falsch empfunden und in der That anstößig. Ich habe es nicht lassen können, und einige flüchtige Zeilen in den neuesten Merkur rücken lassen. Es heißt: über Polytheismus. [3] Wann Sie den Merkur nicht selbst haben, so kann ich Ihnen das Stück, sobald es herauskommt, überschicken.

K.

Weimar, den 2. Mai 1788.

So schöne Maitage, und ich kann sie nicht ganz empfinden. Hier schicke ich Ihnen einen meiner ehemaligen Lieblingsautoren, [4] dem ich den größten Theil meiner Bildung, wenn ich mich etwas davon rühmen kann, schuldig bin. Ich denke, er wird auf Sie auch Wirkung machen, wenn Sie ihn nicht schon gelesen haben. Die Uebersetzung ist von Spalding und etwas alt; doch läßt sie sich trefflich lesen. Mit der Zeit erhalten Sie auch seine andern Schriften englisch. Fangen Sie nur bei der 183sten Seite an; der schönsten Hymne auf die Natur. [5]

1 1785. Die Briefe an Goethe sind leider nicht mehr vorhanden, weil sie Goethe 1797 mit andern verbrannte. S. Guhrauer, Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I. S. VII.

2 Die Götter Griechenlands.

3 Lit. Nachlaß III. 185. Knebel hat sich schwerlich dadurch sehr empfohlen.

4 Thomson.

5 Später von Knebel übersetzt. Lit. Nachlaß I. 12.

Es ist gar hübsch, daß Sie so fleißig dem ernsthaften Studium der Natur nachgehen. Dieß allein gibt der Seele, (wenn ich so sagen darf) ihren wahren Wuchs, Festigkeit und Stärke. Aber ich muß auch von den eigenen Produkten Ihres Geistes bald etwas besitzen. Versäumen Sie sich hierinnen nicht gänzlich. Schreiben Sie nieder, gerade und wahr, wie Sie empfinden, ohne an Schriftstellerkunst oder Schmuck zu denken. Dieß ist die größte Kunst, sich selbst sagen zu können, und dazu gehört Uebung und Ausbidung seines eigenen Beboachtungsgeistes.

K.

Jena, den 21. Mai 1788.

Ich bin Ihnen seit etlichen Tagen schon ein paar Stunden näher, und ich denke, der gute Geist wird mich noch wohl zu Ihnen führen. Gestern war ich in Lobeda bei unserer Dichterin, und ich sah recht heiter auf Ihre Berge hin. So sehr gefällt es mir auf's neue in diesem schönen Saalthale, daß ich wünsche nur immer in demselben zu bleiben.

Mich freut es, daß der flüchtige Aufsatz über Polytheismus einigen Beifall von Ihnen hat.

Unser Schiller ist gewiß ein herzensguter Mann; er schreibt mit Wärme, und es fehlt ihm nicht an Vorstellungsart und glücklichen Bildern. Aber mich dünkt, aus zu schneller Wärme tritt er zuweilen in eine Bahn, deren Ende er nicht absieht, und vertraut sich etwas auf gerathewohl den Wogen der Imagination. In seiner Gespenstergeschichte (in der Thalia) sagt man, sei es ihm gelungen, ob sie gleich noch nicht zu Ende ist. Was er über die griechischen Götter gesagt hat, kommt mir vor, als wenn einer das Lob des Karo- oder Pickkönigs auf Unkosten der Kaiser Mark-Antonin und Julius Cäsar machen wollte, blos weil er sich mit den ersten Majestäten vielleicht öfters amusirt hat.

Ich höre, Schiller zieht auf einige Zeit zu Ihnen nach Rudolstadt. Es freut mich, wenn es ihm wohl geht und er seine Muße, die er wohl gebrauchen kann, gut genießet.

Daß Sie zuweilen ein Wölkchen über Ihr zartes Stirnchen laufen lassen, kann ich mir wohl einbilden; aber es muß solches Ihren Geist nicht trübe machen, und Sie müssen dem Klima zum Trotz eine fröhliche Heiterkeit bewahren!

Kochberg, Freitag Morgens.

Unsere Gedanken haben Sie gestern auf dem nassen Wege verfolgt, und Frau v. Stein hätte bald nachgeschickt, Sie wieder zurückholen zu lassen, als sie sah, daß es mit dem Regen Ernst sei. Heute ist der Himmel mehr als zweideutig. So gerne ich mein Versprechen erfüllte und mich im Voraus über die gütige Aufnahme freue, die Sie mir versprochen haben, auch dazu keine nassen Wege scheue, so würde es Ihnen doch gewiß wenig Freude machen, mir ihre angenehmen Gegenden in einem trüben Himmelslichte zu zeigen. Morgen wissen es schon alle Leute hier, daß es besser Wetter werden wird.

(Ohne Datum.)

Sie haben die Gnade und entschuldigen mich bei Ihrer gnädigen Frau Mutter, Frau Schwester und deren Ehegemahl, daß ich diesen Mittag die Ehre nicht habe, bei Ihnen aufzuwarten. Ich möchte gerne von Ihrer schönen Gegend recht profitiren und habe diesen Morgen unsere gestrigen Fußpfade wieder aufgesucht, und mich um diesen Mittag bei Schiller hier außen [1] zu Gaste gebeten. Gegen Abend habe ich die Ehre, meine Aufwartung zu machen.

Knebel.

Dienstag Abends, den 27. Mai.

Meine kurze Reisegeschichte ist folgende: Nachdem ich die liebe Schweizerfamilie in Rudolstadt verlassen hatte, (die keiner daselbst an herziger guter Gesinnung weichet, aber in manchen Stücken noch viel zum voraus hat) so war mir mein Schicksal diesen Morgen noch nicht ungnädig. Ich machte mich diesen Morgen um sieben Uhr auf den Weg, und ob es gleich warm zu werden schien, so

[1] In Volkstädt.

machte die heitere Luft und die schöne Gegend die Wärme doch erträglich. Es war abermals herrlich schön. Mein Geist beschäftigte sich mit ernsten Ideen, die mit dem Genuß der schönen Natur zusammenflossen. Ich war unwillig auf mich, daß ich nichts erfinden konnte, was den Eindruck der Gegenstände auf mich schilderte. Ich fand nichts, als Reinheit der Ideen und moralische Reinheit, welches, von menschlicher Seite, die Natur in ihrer vollkommenen Schönheit abdrücken könnte. Um halb zehn Uhr kam ich in Naschhausen an. Ich hatte mir vorgenommen, die Mittagshitze in dem am besten gelegenen Dorfe abzuwarten, und wahrlich, Naschhausen liegt himmlisch schön. Ruhig stieg ich ab und erwartete das Schicksal des Gasthofes. Ich wünschte, er sollte eine Aussicht auf die Saale haben, aber die hatte er nicht. Die Gutmüthigkeit der Wirthsleute mußte mir dieß ersetzen, und nachdem sie mich mit einem vortrefflichen Glas Milch gelabt hatten, machte ich mich auf die Reise zu Fuß, um das gegenseitige Ufer und Höhen aufzusuchen. Es war sehr warm. Ich ging also nicht sehr weit, und lagerte mich auf die nächste Höhe. Hier hatte ich eine himmlische Aussicht. Orlamünde links, die Luchtenburg rechts auf den Bergen, die begrünten und blühenden Hügel, die Saale und die ganze reizende Ebene, mit ihren regen Bewohnern. Verlangen hatte ich schon seit Rudolstadt getragen, meinen Bacon aufzublättern, und hier las ich in seinen Gedanken und Einfällen, was sich zu meiner Seele verhielt, wie die umliegende Gegend zu meinen Sinnen. Ich brachte ein paar Stunden unter dem Baume liegend hier zu, beinahe in einer neuen Welt, wenigstens in einer unendlich ausgedehntern, als die gewöhnliche ist, und nun erwartete mich der warme Heimweg. Er dauerte nicht zu lange; ich wurde recht erträglich und noch mit mehrerer Sorgfalt bewirthet, und die Wirthin kam nach dem Essen (als wenn die Hospitalität nichts ohne gute Unterhaltung werth wäre), mich recht artig zu unterhalten. Ich legte ihrethalben meinen Bacon bei Seite und machte ihr dadurch ein Opfer, das sie nicht wußte, und ließ mir von ihr

den Zustand des Dorfes, der Nahrung, ihrer Aecker, die übrige Einrichtung, und zuletzt die Trauerfälle von einigen ersoffenen Kindern und Menschen erzählen. Alles sagte sie mit gar guter Natur und Verstand, manches mit nicht gemeiner Delikatesse, und ich machte zuletzt die Betrachtung, daß der Verstand beim weiblichen Geschlecht überhaupt viel biegsamer und gelenkiger sei, und deßhalb so wohlthuend und zum Theil so reizend für den Umgang.

Um fünf Uhr ritt ich weiter. Die Gewitterwolken hatten sich schon spüren lassen und zum Theil Tropfen verschüttet; ich glaubte ihnen unterwegs zu begegnen. Es war nicht so, und sie zeigten mir nur einen mannichfaltigen Himmel und drückten balsamische Düfte zur Erde. Ich dachte über die Natur dieser Wolken, und fand Folgendes: (wo ich irre, weisen Sie mich zurecht; ich schrieb es Ihnen deßhalb.) Die Wolken werden von wässerichten Dünsten erregt; da diese Dünste in Bläschen bestehen, die mit inflammabler Luft viel angefüllt sind, so steigen sie nach Art der Mongolfière in die Höhe. Sie ziehen die Elektricität der Atmosphäre an sich, denn das Feuchte und Wässerichte ist ein starker Ableiter der elektrischen Materie. So reinigen sie in ihrem Laufe die Luft von elektrischem Ueberfluß und leeren sich gemeiniglich in Blitzen aus. Wenn aber die Atmosphäre selbst noch einige Feuchtigkeit hat, wie zum Exempel heute, so leitet solche nach und nach die elektrische Materie wieder aus diesen Wolken ab, und die Wolken zergehen ohne Gewitter am Himmel. Dieß sah ich heute.

Weimar, den 13. Juni 1788.

Ihr Brief hat mir unendliche Freude gemacht, und Sie sind gar liebenswürdig, daß Sie sich so mit mir unterhalten mögen. Seitdem haben wir recht artigen, wohlthuenden Besuch hier gehabt. Herr v. Dalberg, der jüngste Bruder des Coadjutors zu Mainz, war hier und logirte bei Herdern. Es ist keine Seele, die ich mehr lieben könnte, als die seinige. Sie ist der sanftesten und doch innigsten und tiefsten Melodie gleich; auch lebt er beinahe

nur in Gesang und Harmonien. Seine Musik, in der er Meister ist, hat neue Begriffe in mir erregt, und meine Seele zu dem höchsten Wohllaut, dessen sie fähig ist, gestimmt. Frau v. Seckendorf aus Mannheim war auch mit ihm hier. Ein süßes, artiges, wohltönendes Wesen, das Sie vielleicht kennen. Diesen Morgen sind Beide wieder fort; und nun ist unser Hof mit Fremden besetzt, aber kein Wohlklang tönt mir entgegen. Herder wird erst im August mit Herrn v. Dalberg nach Frankreich und Italien gehen;[1] indeß erwarten wir jetzt Goethe jeden Tag.[2]

Daß Ihnen die Beschreibung meiner kleinen Reise von Rudolstadt bis Jena einiges Vergnügen gemacht, freut mich gar sehr. Sie war nur gar schnell hingekratzt. Die Beschreibung meines Aufenthaltes in Rudolstadt habe ich mit Fleiß weggelassen; ich hätte nur Ihr und Ihrer werthen Angehörigen Lob sagen müssen. Vielleicht komme ich bald wieder dahin, wenn ich weiß, daß ich nicht allzu beschwerlich bin.

Schiller ist gewiß ein guter Mensch. Ich habe ihn recht lieb. Sagen Sie ihm, daß ich meine Gedanken anjetzt in eine Art von System bringe, das ich bogenweise an Herdern abliefere, der damit wohl zufrieden scheint.[3] Wenn wir einmal werden näher zusammen kommen, so will ich ihm davon vortragen. Er wird wenigstens damit zufrieden sein, daß ich die Sachen auf's allgemeinste zu fassen suche und den innigsten Spuren der Wahrheit und Natur nachgehe.

Es ist so hübsch, daß Sie sich immer zu beschäftigen suchen, und für die höhern und geistigen Vergnügungen so viel Gefühl haben. Schreiben und übersetzen Sie doch auch zuweilen, und schicken mir es zu! Ich wollte, ich könnte Ihnen zu etwas behülflich sein.

Ich werde bald anfangen ein Zugvogel zu werden, nur um Ihnen Beschreibungen zuschicken zu können, weil Sie daran Gefallen

[1] Die Reise fiel nicht harmonisch aus. Herder an Knebel. Lit. Nachlaß II. 247.

[2] Er kam am 18.

[3] Des Menschen Leben und Streben. Lit. Nachlaß III. 191.

haben. In der That fängt sich so was an in mir zu regen, und ich habe Lust meinen hiesigen Aufenthalt bald auf längere Zeit zu verwechseln. Für's erste will ich nur noch abwarten, wie es mit Goethe geht, dessen Schicksal mir sehr am Herzen liegt.

Büffons Ideen von Entstehung der Erde durch Feuer kann ich nicht beistimmen. Zwar sind sich die Elemente ohnehin sehr nahe verwandt; aber die nächste Entstehung dieser Erde rührt ohne allen Zweifel vom Wasser her.

Ilmenau, den 21. Juni 1788.

Seit acht Tagen bin ich hier, und habe schon öfters an Sie gedacht, wenn ich die alten waldichten Berge mit ihren hellgrünen Wiesen und Angern vor mir sehe. Es ist recht schön hier; ernst und feierlich und doch dabei einladend und lächelnd. Man wandelt in den feierlich schönen Thälern, wie unter Grabmälern mit Pyramiden der Tannen und Fichten bepflanzt, und nur der rauschende Bach erinnert uns an das Leben. Was Sie indeß weit mehr interessiren dürfte, als alle Berge und Steine, ist, daß ich gestern einen Brief von unserem Freunde Heron erhalten habe, der mir aus — Madera schreibt.[1] Stellen Sie sich vor, aus Madera! Heron geht mit seinem Regimente nach Indien. Er bittet mich gar sehr alles zu grüßen und vorzüglich in Rudolstadt, there is a charm in the very name, setzt er hinzu. So ist der Vogel ein Seevogel geworden, und so weit von uns geflogen! Es ist etwas wehmüthiges für mich in dem Gedanken. Doch hoffe ich ihn wieder zu sehen! Ich habe für Sie ein Glasbecherchen zu den Steinen mit beigelegt. Lassen Sie ein H darauf schneiden, und trinken Sie daraus zuweilen zum Andenken unsers Freundes. Ich werde es auch so thun.

Empfehlen Sie mich Ihrer besten Frau Mutter und Frau Schwester und allen Freunden, und bleiben Sie mir ein wenig gewogen! Grüßen Sie auch Schiller gar schön!

K.

[1] Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund. Nr. 557.

Weimar, den 30. Juni 1788.

Liebe Fräulein Charlotte!

Wenn Sie nach Ilmenau gekommen wären, so hätte ich Ihnen wenigstens eine kleine Reparation wegen des von mir jüngst in meinem Briefe an Sie so spröd verworfenen Büffon'schen Feuersystems geben können. Indem ich mich in denen dort befindlichen Eisenhämmern zuweilen aufhielt, so bin ich über die Hälfte zu Büffons Meinung zurückgekommen, und es scheint mir, daß diese Entstehung der Erde aus Wasser, die ich vor mir sehe, doch nur gleichsam eine zweite Entstehung sein könne.

Goethe ist so unglücklich nicht hier. Er kennt die Dinge, und weiß, daß man die vergangenen als einen Traum ansehen muß. Indeß, wenn der Traum gut gewesen ist, bleiben doch noch Erinnerungen, die den Zeitpunkt, worinnen wir stehen, glücklich und reich machen können. Das Beste ist, daß wir in der Zeit leben, worinnen wir sind, und uns nicht mit leeren Erwartungen täuschen. Hier haben Sie Herons Brief. Er kann Ihnen statt unserer aller Briefe gelten; er ist recht lieb. Haben Sie die Güte, mir ihn bald wieder zu senden.

Jena, den 15. August 1788.

Heute ist unsere Herzogin Mutter hier durch nach Neustadt an der Orla auf ihrer italienischen Reise gegangen, und hat bei mir gefrühstückt. Morgen habe ich dasselbe Glück von den beiden Engländerinnen Gores nebst ihrem Vater, [1] dem Herzog und einigen unserer jungen Engländer. Ich wollte Sie könnten mit zugegen sein; ihre Gegenwart würde mir das meiste Interesse geben. Wessen Gegenwart solches Ihnen geben würde, weiß ich nicht. Die jungen Engländer sind lange nicht so interessant, als unsere guten Schottländer. Schreiben Sie mir bald, was Sie machen! und die werthen Ihrigen? Herder ist Dienstag vor vier Tagen schon von Weimar fort, und wird anjetzt wahrscheinlich in Nürnberg oder Ansbach

[1] Die am 1. Juli zurückgekehrt waren, um sich in W. niederzulassen.

sein, an welchem letztern Orte ich ihn gebeten, ein paar Tage zu verweilen. [1]

Grüßen Sie Schillern, und seien Sie selbst recht herzlich von mir gegrüßt.

Jena, den 16. September 1788.

Ich weiß nicht recht, wo ich Sie suchen soll, ob in Kochberg oder in Rudolstadt? und doch möchte ich Ihnen recht bald was recht Artiges sagen, und meinen besten Dank für Ihren und Ihrer Frau Mutter und Frau Schwester gütigen und lieben Besuch auf Ihre Lippen legen. Hauchen Sie ihn davon so fein und artig diesen beiden letzten Damen zu, als immer die Töne aus Ihrem Herzen hervorzukommen pflegen, und erhalten Sie auch noch für sich den wahrsten Dank und die wahrste Hochachtung, die Ihnen mein Herz geben kann.

Der alte Büttner ist seitdem viel blässer geworden, seitdem Sie fort sind, und wir trösten uns zusammen wie zwei wahre Verliebte.

Gestern war ich bei Reinhold, der es sehr bedauert hat, Ihre Bekanntschaft hier nicht zu machen.

Der alte Botanikus diktirt alle Tage an den Pflanzen für Sie, und sie sind nun fertig. Wann Sie solche wollen, so schicken Sie mir den Boten.

Leben Sie recht wohl und vergessen die alten Teufelslöcher nicht, noch den schönen Mondschein über den Bergen, noch die hohe Altane! K.

Jena, den 28. Oktober 1788.

Sie sind wohl ein liebes gutes Wesen; das sagt jede Zeile von Ihrer Hand. Wenn Sie zuweilen unartig sind, und die schönen Gesellschaften nicht gern frequentiren, so sei Ihnen das verziehen; denn Sie sind ja eine Philosophin, und Wesen dieser Art sind nicht immer zu jeder Gesellschaft gut. Ich danke Ihnen für das Ueber=

[1] Henriette an Knebel. Nr. 76.

schickte. Kistchen und Papiere sind mir jetzt noch einmal so lieb, da sie von Ihrer Hand zurückkommen.

Wenn ich auch unartig gewesen bin, und Sie nicht von Kochberg aus besucht habe, so verzeihen Sie mir auch dieß für dießmal. Ich hatte meine Zeit so zugeschnitten, und fürchtete das böse Wetter, das auch wirklich kam, sobald ich nur in das Haus hereingeritten war. Frau v. Stein war Ihnen ja Unterhaltung genug, und wird Ihnen das Beste von mir gesagt haben. Sie ist jetzt in Weimar, und ich habe noch keine Zeile von ihr, habe ihr auch keine geschrieben. Das ist wieder nicht artig; aber ich weiß, daß sie dessen schon entbehren kann, und was habe ich aus meiner Einsamkeit viel zu sagen? Zwar geht mir hier das Interesse nicht aus, und ich habe alle Tage etwas Neues, das mich unterhält, so, daß ich beinahe die Freuden und Herrlichkeiten von Weimar darüber vergesse. Ach, wie viel liebe Dinge gibt es noch in der Welt, die dem Menschen Freude und Zufriedenheit schaffen können, wenn er auch blos zu seiner Stube sollte verbannt sein! Aber gesellschaftliche Theilnehmung gehört doch dazu, und diese fehlt mir hier, da ich Niemand habe, den ich recht lieb hätte, und der in den Zirkel paßt, worinnen ich empfinde. In Weimar ist man zu zerstreut, und bald hie und da und nirgends recht, und dieß gibt keine Zufriedenheit. Goethe hat mich einigemal hier besucht, und ist letzthin acht Tage bei mir gewesen. Sein Umgang ist reich und kostbar, aber wie starke Getränke.

K.

Jena, den 19. November 1788.

Ich danke Ihnen für ihre kleine Reisegeschichte. Wenn man mit so viel gutem Sinn und Willen ausreist wie Sie, so findet man gemeiniglich etwas, das den Verstand oder das Herz unterhalten kann. Goethe ist seit 14 Tagen bei mir [1] und wird wohl noch einige Tage hier bleiben.

K.

[1] Seit dem 9. Goethe an Knebel. Nr. 82.

Weimar, den 5. December 1788.

Gestern kam Moritz zu mir, der Verfasser des Anton Reiser u. s. f. Er kommt von Rom zurück. Es ist ein gar guter Mensch. Unsere erste Unterhaltung von ein paar Stunden war wie Rede und Antwort aus demselben Verstand und Herzen. Nun ist er bei Goethe und wird wohl acht oder vierzehn Tage hier bleiben. Schiller ist auch wieder hier. Ich habe ihn bei Frau v. Kalb und sehr gut gefunden. Die Arbeit hat ihn etwas angegriffen.

Bei Frau v. Kalb hatten wir vor etlichen Tagen einen sehr artigen Ball. Sie selbst wußte, ohne sich merken zu machen, die Gesellschaft sehr angenehm zu beseelen, und alles war artig und vergnügt, nur war Frau v. Stein nicht dabei.

Herdern geht es sehr gut. Die Vornehmsten in Rom begegnen ihm mit vieler Achtung, und sein Leben nimmt eine gefälligere Gestalt. Wenn Sie hieher kommen, wie ich hoffe, so wird es Sie freuen einige seiner Briefe bei der Herdern zu sehen. Sie gibt solche aber nicht weg. Von Heron höre ich nichts; es freut mich aber, daß sein Andenken bei Ihnen nicht verloschen ist.

Die Göchhausen hat mir ein paarmal[1] geschrieben und lobt alles und ist in Extase. Ich lobe ihr dagegen Thüringen, das Land wo man hübsch deutsch spricht, und wo man warme Oefen hat. Man kann überall glücklich sein, wo man artig ist, Freude hat und eben keine Nothdurft. Ihr

Knebel.

Weimar, den 24. December 1788.

Hüllen Sie sich nur in die wärmsten Deckchen, und verlassen Sie ja nicht das warme Zimmerchen, damit Sie mir nicht erfrieren! Die langen dicken Kräusellöckchen werden das Köpfchen schon warm halten, das ohnehin nicht gerne zu viel Kälte einläßt.

Ich habe Frau v. Stein schon ersucht, Sie zu einem Winterbesuch bei uns einzuladen. Aber jetzt eben braust es zu fürchterlich,

[1] Aus Italien.

als daß ich wünschte, daß Sie einen Ihrer Tritte dem wilden Winde anvertrauen möchten. Bei uns würde gewiß durch Ihre Gegenwart die rauhe Luft viel erträglicher werden. Moritz ist noch immer hier und wird wahrscheinlich noch eine Weile hier bleiben. Er hat durch seine feine Dialektik auf unsere wahrheitsforschenden Damen viel Eindruck gemacht. Dabei ist er ein gar guter Mensch.

Weimar, den 13. Februar 1789.

Ich habe diesen Morgen an Herder geschrieben, der zu Neapel am Meer in einem eigenen traurig=süßen Gefühl in den Vollkommenheiten der dortigen Natur lebt. Ich fürchte, meine nordische Seele, wenn sie dahin gelangte, würde wohl gar zerschmelzen; besser ist's also, daß uns Erde und Eis noch zusammenhalten.

Frau v. Stein ist seit einiger Zeit immer recht wohl gewesen. Sie gibt mancher unserer Stunden süßen Glanz und Wärme der Freundschaft.

Ihr aufrichtiger Freund

Knebel.

Weimar, den 5. April 1789.

Man hatte mir schon gesagt, Sie seien Oberhofmeisterin geworden, und nun that ich Verzicht auf die gefälligen Zeilen Ihrer Hand und lobte das Schicksal, das Ihnen einen so würdigen Platz angewiesen hatte. In der That eine weibliche Seele, die sich schon so früh in den Maximen des weisesten aller Kaiser gebildet hat, wie sollte die nicht geschickt sein, das Rudolstädtische Glück durch ein Paar liebenswürdige Prinzessinnen befördern zu helfen? Daß man, wie ich jetzt erfahre, Ihre Frau Mutter lieber zu diesem Geschäfte erwählt, verräth noch ein kleines Vorurtheil der Welt. Man hätte die Prinzessinnen wohl nach ihr bilden dürfen; dieß rechtfertigte das Beispiel der liebenswürdigen Töchter; aber da der Jugend irgend ein beschwerliches Amt leichter wird, so hätte, nach meinem Bedünken, Minerva sich die jungfräuliche Hand lieber erwählt.

Indessen sagen Sie Ihrer verehrungswerthesten Frau Mutter viel Gutes und Glückwünschendes zu ihrem neuen Geschäfte. Sie selbst aber nehmen meinen besten Dank für Ihre süße Güte, für Ihr Zutrauen und für alle guten und vorzüglichen Eigenschaften Ihres Herzens, die Sie sich, wie ich fühle, so schön erhalten. Nun wollen Sie auch noch etwas von mir und von Weimar wissen? Das ist schwer zu sagen; denn Weimar selbst ist nur als ein Mittel anzusehen, wodurch man zur Noth wohnt, nicht aber eigentlich lebt, und ich bin das geringste darin.

Die Kinder des Tages, die uns seither erschienen sind, sind mancherlei; doch ist auch ihre Gestalt vorübergehend gewesen. So ist gestern die letzte Komödie gegeben worden, und diese hat sich mit Julius Cäsar nach Shakespeare beschlossen. Die Disparitäten des Stückes selbst sind wahrscheinlich durch seinen Verbesserer, dann durch Schauspieler und Theater noch mehr vermehrt worden; doch konnte man sich reiche Goldstücke daraus wegnehmen.

Karl v. Knebel.

Jena, den 16. Mai 1789.

Hier wohne ich in einem Garten vor der Stadt. Die aufgehende Sonne reicht an meine Fenster, das weite Saalthal liegt vor mir mit allen den Gärten, Feldern (wo Menschen arbeiten), Bäumen, den Flüssen und den Nachtigallen. Jenseits ist der schöne Reif von Bergen bis an das Kunitzer Schloß und weiter, welches letztere mir von dem dunkeln Berg gar unter wunderlichen Gestalten abwechselnd erscheint. Hier fehlte mir nichts, um mein Glück vollkommen zu machen, als zuweilen eine Erscheinung, wie die Ihrige. Schiller ist nun auch hier, und hat mich kürzlich in meinem Garten hier besucht. Es scheint ihm ganz wohl zu gefallen, nur dünkt es ihm etwas einsam. Mir kommt es nicht so vor, denn ich finde mich nur einsam in den Häusern der Menschen, nicht in der freien Natur.

Bürger habe ich in Weimar nicht gesehen. Er soll eine arm=

selige Figur machen. Reichardt hat uns viel vorgespielt und ist in seinem Rückweg hier in Jena bei mir gewesen. Er hat etwas, das nicht alle Menschen vertragen mögen. Seine Vertheidigung von Lavater mag ihn wohl gereut haben. Herrn Reichardt's Mantel ist übrigens zu kurz, um die Sünden eines so großen Propheten zu decken.

Ihr

Knebel.

Weimar, den 12. Juni 1789.

Sobald ich einmal kann oder wieder nach Jena komme, so störe ich Ihre Einsamkeit. Dieses habe ich mir vorgenommen; hier hält mich anjetzt noch einige Zeit die Nothwendigkeit der Gesellschaft. Dann will ich die reifen Erdbeeren und Kirschen, die unter diesem stets flüssigen Himmel wachsen, verzehren helfen, und wenigstens holdere Schönheiten, als die Otaheiti'schen, anbeten! Zur Zeit muß ich mir noch immer ein wenig mit der Phantasie helfen, um alles so recht erträglich zu finden, zumalen seitdem ich aus dem holden Saalthal abgeschieden bin. An der Treue und Beständigkeit der Frauen habe ich niemals gezweifelt, so lange zumalen ihr Herz, d. h. ihre Neigung nichts gegen die Meinung hat. Die Propheten und Gaukler haben gemeiniglich das Geheimniß, die Meinung zu täuschen und die Neigung für sich zu gewinnen; deßhalb sie bei Fürsten und beim weiblichen Geschlecht jederzeit viel gegolten haben Der Kaiser Geta, sagt die Geschichte, hatte einen Gaukler und Quacksalber, der Salmonikus hieß; diesen nannte er sein fünftes Element; so wenig mochte er ohne denselben sein. Wie in unsern Tagen der heilige Lavater die Herzen zu gewinnen weiß, liegt am Tage, und mich wundert desto weniger, daß Ihr Herr Schwager auch von ihm ist erobert worden, da sein Herz schon so zubereitet zu ihm kam. Gewiß, es fehlt nicht viel, so könnten mir die Rudolstädter Damen jeden Heiligen aufbinden, und wenn es auch der heilige Cagliostro wäre.

Ich kann Ihnen nicht viel sagen, noch weniger schreiben, von

dem was ich jetzt treibe. Da ich meist immer am Hofe bin, so bin ich meist immer zerstreut, wenn ich auch nicht da bin. Abgezogene Stille und Freundlichkeit kann nur allein so was bei mir hervorbringen. Leben Sie ferner der Natur, Ihren heilenden säuselnden Pappeln, dem freien wohlwohlenden Gefühl Ihrer Seele und gönnen Sie auch mir etwas davon!

Kn.

Weimar, den 20. Juli 1789.

Ich bin seit 8 Tagen beinahe wieder hier und lebe recht in der Gegenwart meiner Freunde. Frau v. Stein ist recht wohl zurückgekehrt, und so auch Herder, der viel Zufriedenheit für sich und andere mitgebracht hat. Wie artig wird es sein, wenn Sie künftigen Winter hier sind! Es wird sich recht vieles erzählen. Mir wird ordentlich die Zeit lange, den alten Schnee wieder auf den Dächern zu sehen. Den Brief an Madame Griesbach besorge ich sogleich. Haben Sie Dank für Ihre liebe Reisegeschichte, die mich recht erfreut hat. Daß in Lauchstedt nicht der Himmel ist, habe ich mir wohl vorgestellt. Ihre Gegenwart wird ihn nur desto mehr vermissen machen, weil man glauben sollte, er müßte da sein, wo Sie sich aufhalten.

Die Verlobung und Heirath Lottens, welche Knebel wohl am wenigsten geahnt hatte, sowie seine Spannung mit der Gesellschaft in Folge seiner Heirath brachte den Briefwechsel mehrere Jahre ins Stocken. Erst nach Schillers Tode wurde er lebhafter.

Weimar, den 26. December 1796.

Erlauben Sie, daß ich die jüngst an Schiller versprochenen Reisen Ihnen zuschicken darf!

Dieß ist die wahre Zeit, Reisebeschreibungen zu lesen, und man findet hier Gegenden von aller Art; man mag sich nun unter die heißen oder kalten Zonen zu versetzen wünschen. Dabei ist das Herz des Verfassers von einem guten temperirten Klima.

Knebel.

Ilmenau, den 20. März 1804.

Es ist doch recht hübsch, daß ich mit meiner Freunde Briefen wuchern kann, und daß mir ein einziger englischer Goldfisch so einen reichen Fang von allerliebsten Erscheinungen zugeführt hat. Sie, gnädige, liebe Freundin sind allezeit großmüthig gewesen, und so haben Sie auch meine kleine Aufopferung reichlich belohnt; wofür ich danke.

Daß Sie sich der Tage voriger Zeit erinnern mögen, das ist recht hübsch und andächtig von Ihnen; könnten wir nur unsern guten Heron auch durch unser Andenken wieder zurückrufen! Es war so ein edler Mensch, als wie ich keinen edlern habe kennen lernen; und er hatte Sie auch recht herzlich lieb.

Das ist doch ein garstiges Ding mit der langen Abwesenheit und dem Tod! Ich denke tagtäglich daran; aber ich weiß mir nichts vernünftiges herauszubringen.

Fragen Sie doch Schiller; vielleicht weiß er's. Er hat ja schon manchen Todten wieder zum Leben gebracht. Neuerlich den Wilhelm Tell, von dem Sie mir wohl ein Stück hätten beilegen können, um meine Ueberzeugung von Ihrer wahren Großmuth noch mehr zu erhöhen. Ich denke, da soll mir die Schweiz wieder aufgehen.

Die Frau von Staël ist ein wundersam Wesen. Sie hat — wie ich eben meiner Schwester schrieb — innere und äußere Aktivität zugleich, welches selten schicklich und in einem bedeutenden Grade beisammen steht. Aber so viel macht frühe Bildung und Umgang mit vielen Menschen, wenn man selbst in einem bedeutenden Range steht. Wir andern Allemannier behandeln das Geisteswerk, wie das Schatzgraben, heimlich und bei Licht, und glauben, der Schatz wäre schon entflohen, wenn wir nur den Mund aufthäten. Wenn wir nur bei aller unsrer Sorgfalt nicht auch zuweilen getäuscht würden! Doch wollte ich, daß man die Worte und Urtheile der Frau von Staël aufgeschrieben hätte. Was ich davon gehört habe, hat mir so fein und richtig geschienen; und es ist doch

zuweilen auch gut, sich in einem fremden Spiegel zu sehen. Nun leben Sie wohl, liebe gnädige Frau.

Grüßen Sie Schiller, den Todtenerwecker, auf's herzlichste und sein Sie immer recht gütig und wohl!

Ihr

Knebel.

Jena, den 12. Mai 1806.

Liebe gnädige Frau!

Meine Schwester schreibt mir, mit welcher Güte und Sorgfalt Sie sich meiner kleinen Aufsätze annehmen, die ich ihr jüngst zugeschickt habe. Ich danke Ihnen auf das verbindlichste dafür und wünsche nur, daß solche auch einigen innern Werth für Sie haben möchten.

Ihr ergebenster

Knebel.

Jena, den 19. Mai 1806.

Ich danke Ihnen, gütige liebe Freundin, gar sehr für den Antheil, den Sie an mir und meinen kleinen Arbeiten nehmen. Das ist recht hübsch von Ihnen und ermuntert mich sehr. Ich habe jeder Zeit das gegenwärtige Gefühl meiner Seele auszudrücken gesucht, und da ich die Sache, die ich schreibe, empfinden muß, so glaube ich auch, daß es Gemüther gibt, die sie wieder empfinden. Gleiches ist auch der Fall mit den prosaischen Aufsätzen. Meine Hauptabsicht war Heiterkeit, frohen Sinn und Muth in die Gemüther durch eigene und richtige Ansicht der Dinge zu bringen; und dieß, glaube ich, ist den Zeitumständen gemäß und heilsam für viele Kranke. Wenn man ernste Sachen sagt, muß man sie leicht und kurz sagen, und ich glaube, ihr Gegenstand ist allgemein genug. Auch haben diese kleinen Aufsätze Wielands großen Beifall erhalten.

Wie sehr es mich rührt, daß unser sonst stumpfes Publikum etwas mehr Gefühl gegen Schillers Verdienst zeigt, kann ich nicht genug sagen. Auch Ihren Kindern ist es zu großer Ermunterung.

Mein Karl freut sich schon im voraus, seinem holden Freunde zum schönen Geschenk Glück wünschen zu können. Er selbst fühlt die Verehrung für den großen Dichter, da er Wilhelm Tell schon dreimal gelesen hat. Eine kleine Anzeige von dem Leben und Charakter der Frau von Hutten will ich mir vielleicht für künftig einmal vorbehalten, wenn ich mehrere Data hiezu von ihren Freunden werde erhalten haben, die ich mit nächstem darum ersuchen werde.

Knebel.

Jena, den 17. Januar 1807.

Herr Cotta hat mir ganz kürzlich selbst geschrieben und mich zu Beiträgen für seine Morgenblätter aufgefordert.

Das Leben, das Madame Huber von ihrem Manne aufgesetzt hat, haben Sie ohne Zweifel gelesen. Mir hat es großes Vergnügen gemacht, und mehr als Einmal sagte ich mir: nur die Damen können dergleichen schreiben. So viel feine und reife Bemerkungen, und das alles so hübsch vorgebracht!

Knebel.

Jena, den 20. April 1807.

Liebe gnädige Freundin!

Sie erhalten hier die Erzählung, der Sie jüngst einigen Beifall schenkten und sich ihrer anzunehmen versprachen. Wenn sie Herr Cotta brauchen kann, so steht sie ihm zu Diensten, unter welcher Bedingung es ihm gefällig sein wird.

Ich kann nicht leugnen, daß mir in diesen letzten Tagen der Gedanke doch wieder aufgestiegen ist, künftig einige Zeit in Weimar zuzubringen. Sowohl die hier täglich mehr abnehmende Gesellschaft, als vorzüglich die Sorge für meinen Knaben, dem es hier — man sollte es bei einer Akademie nicht glauben — fast gänzlich am gehörigen Unterricht fehlt, wozu doch meine Kräfte nicht mehr hinreichen wollen, zwinget mich beinahe einen Entschluß zu fassen, der sonst nicht ganz in meiner Neigung liegt. Nur das stillste Leben würde ich mir da vorbehalten. Die Funken der Freundschaft, die

mir so manche treffliche und gütige Seelen erhalten haben, könnten vielleicht die Reste meines Lebens noch erheitern und erwärmen, das, ohne sie, einer letzten Erkältung ziemlich näher rückt.

Knebel.

Jena, den 9. Oktober 1810.

Ihr lieber Brief, gütige Freundin, ist mir eine holde Erscheinung, sowohl indem er mir Nachricht von Ihrem eigenen Wohlsein gibt, als daß er mir selbst auch einen Weg der Mittheilung öffnet, der mir so angenehm als nothwendig ist.

Ich freue mich sehr Ihrer glücklichen Reise, und daß diese einen so erwünschten Einfluß auf Ihr Wohlsein gehabt hat. Ob Sie mir gleich mit keinem Worte andeuten, wo Sie eigentlich gewesen sind, noch welche Gegenden Sie besucht haben, so läßt es mich meine Einbildungskraft doch errathen, und ich kann mir denken, wie sehr Sie jene Gegenden beglückt haben. Auch haben Sie wohl Recht, zu sagen, daß der Glaube an die allbelebende Natur die Menschen immer wieder auf's Neue zum Guten erweckt, und sie auch das Gute um sie her lebendiger und leichter empfinden macht.

Indessen freue ich mich auch der Werke der Kunst, die Sie besonders in Stuttgart gesehen, und der trefflichen Büste unsers Schillers, die ein Denkmal seines Werthes ist, so wie der eigenen guten Aufnahme, die wohl Ihnen und Ihren lieben Kindern nirgends fehlen konnte. Welch Glück, der Freundschaft zu genießen, die uns unsern eigenen Werth und das Verdienst unserer Geliebten gibt!

Die Theilnahme, die Sie an meiner Schwester nehmen und von jeher genommen haben, macht mich sehr glücklich. Aus den wenigen Briefen, die ich bis jetzt noch von ihr erhalten habe, kann ich Sie versichern, daß ihr Loos nicht zu beklagen ist.

Für den trefflichen Mannheimer Geist küss' ich Ihnen die Hand. Ich schicke Ihnen hier dafür etwas von dem meinigen.[1]

[1] Den Hymnus an die Erde. An Henriette. S. 495.

Jena, den 4. Januar 1811.

Ueber die Weltangelegenheiten wollen wir uns lieber nun im neuen Jahre gar nicht bekümmern. Wir kommen damit am Ende eben so weit — und unsere Sorgen helfen zu nichts, schaden uns aber. Wenn der Ameisenhaufen aufgerührt wird, sind die Völker alle in Unruhe und Bewegung; doch trägt jedes sein Ei wieder an die sichere Stelle — und so wollen wir es eben auch machen, so lange wir noch ein ruhiges Plätzchen finden. Wir wollen uns nicht grämen noch kümmern, von wem und wie der Haufen ist umgerührt worden, da wir einmal daran nichts ändern können.

Uebrigens sei Ihnen, geistreiche und liebe Freundin, alles Lob ertheilt, daß Sie sich im Kampfe mit den Trauergestalten bei Frau v. Stein[1] so brav und ritterlich gehalten haben. Gewisse Personen können sich doch nicht enthalten, ihre Empfindungen, wenn sie auch an sich wahr und gegründet sind, zur Schau zu tragen. Was haben solche Menschen in der Gesellschaft zu thun? Gibt es nicht in W. andere Gelegenheiten, seinen Schmerz öffentlich zu zerstreuen, wenn er ja öffentlich zerstreut werden soll? Aber die Ostentation zeigt sich immer bei einem leeren Grund.

Jena, den 15. Januar 1811.

Der Geheimerath Goethe ist hier[2] wie in W. ziemlich zurückgezogen und fleißig. Einen halben Tag bracht' er doch bei uns zu. Es ist nur schlimm, daß uns die unangenehmen weiten Straßen trennen. Ich habe vorgestern auf dem glatten Eis einen empfindlichen Fall gemacht.

Alfieri ist ein besonderer Heiliger — das ist wahr! — und seine Prinzessin! — Sie muß doch eine hohe Frau gewesen sein — aber auf besondere Art. Ich kann keine Hoheit im äußeren Glanz finden.

[1] Knebel war im December 1810 zweimal in Weimar gewesen und hatte „eben nicht viel Tröstliches gefunden." An Henriette Nr. 522 u. 525.

[2] Seit dem 10. An Henriette S. 516.

Den 5. Februar (1811), Abends.

Daß Sie sich, liebe Freundin, mit geistigen Kräften rüsten, um dem Schicksal auf jeden Fall den Sieg streitig zu machen, das ist höchst rühmenswerth. Ich muß sagen, daß ich auf eben dem Wege mit Ihnen bin, und wünsche, daß es mir eben auch so gelingen möge. — Die Vernunft kann vieler Dinge mächtig werden, ob aller, weiß ich nicht genau, doch das Verlangen zu siegen macht den Sieg leichter. Aus Büchern läßt sich hiezu nicht alles holen; ich möchte fast sagen, das wenigste, wenn es nicht zugleich durch den Geist gestärkt und gestählt wird. Hier liegt es; Charakter ist mehr als Wissen, aber beides mag doch nicht gänzlich getrennt sein. — Ich lese jetzt den Tacitus, und ich muß sagen, wenn ein Schriftsteller die Kraft hat, die Seele gleichsam zu hämmern, so ist es dieser; — doch möchte er nicht für Jedermann sein, und ich muß gestehen, sein Stil kommt mir selbst zuweilen zu gedrängt und zu streng vor. — Besser lesen Sie den Hume, den ich mir auch vorgenommen habe in Bälde zu lesen, wenn ich zuvor mich noch mit einigen Alten in ihrer Sprache näher werde bekannt gemacht haben. — Von alten Philosophen lese ich jetzt, wie fast immer, den Mark Antonin, das Gold meiner Seele. Von Neuern lese ich gar nichts, wenn es nicht etwa Physiker sind. — Noch lese ich jetzt auch Niebuhrs Reisen in das Morgenland. Mit meinem Karl lese ich fast alle Tage den Horaz, und zwar für's erste die Oden. Er begreift leicht, doch hat er zu historischen Sachen mehr Neigung.

Donnerstag Morgens, den 14. Februar 1811.

Ihr lieber Brief, den ich eben erhalte, hat mich recht erfreut. Das Gefühlvolle und Edle kommt aus Ihrer Seele, wie aus einer natürlichen Quelle, und so konnte auch die Vorstellung des standhaften Prinzen[1] seine Wirkung bei Ihnen nicht verfehlen. Was Sie mir darüber sagen, kann mir zum Theil den Verlust ersetzen,

[1] Siehe Bd. I. S. 567.

dieses Schauspiel selbst nicht gesehen zu haben. Ich will es mir aber denken und suchen, die Standhaftigkeit des edeln Prinzen (so viel meiner schwächeren Natur erlaubt sein mag) im Leben nachzuahmen. — Wahrlich, wenn je, so ist es jetzt die Zeit dazu! Ich sehe zwar die Zeitumstände nicht so gefährlich an, wie Sie; im Gegentheil glaube ich, daß etwas Gewaltsames kommen mußte, um den feigen und schlaffen Charakter unserer Nation zu erwecken; wir wollen also getrost sein und dem Schicksal vertrauen, wenn es auch Einzelne und uns selbst zu Grunde richten sollte — wenn wir es nur für unsern Theil nicht verdient haben.

Ich fühle mich übrigens selbst gar oft in ähnlicher Gemüthslage mit der Ihrigen. In meiner stillen, einsamen Stube finde ich mich oft heftiger bewegt und gereizt, als es sein sollte — und da ich keinen Freund hier habe, dem ich das Innere meines Herzens gänzlich anvertrauen, noch der mich hinlänglich verstehen könnte, so muß ich den Tumult desselben selbst zu besänftigen mich bemühen. Dazu ist nun zuweilen Geduld vonnöthen, Geduld mit mir selbst. Deßhalb muß ich auch so sehr die großen Gesellschaften anjetzt zu vermeiden suchen, weil mir diese die Herrschaft über mich selbst benehmen, ja mich noch vielmehr aufreizen. — Man wird reizbar mit den Jahren. Der leichte Sinn, der uns sonst über so manches wegtrug, ist verschwunden; die Vernunft ist an seine Stelle gekommen, und diese will erlernt und geübt sein — so alt wir auch sein mögen. Dann reizen anjetzt die Zeitumstände und die Menschen darin (die selbst ungewöhnlich gereizt sind) mehr als jemals. In dieser Rücksicht hauptsächlich kann man es eine schwere Zeit nennen; denn was uns sonst zu den Menschen brachte, das hält uns beinahe jetzt, wenn wir es recht bedenken, von ihnen zurück. Unmuth steckt den Unmuth an; nur Wenige, Wenige sind im Stande uns zu beruhigen, da sie sogar in ihrer Unzufriedenheit eine Pflicht zu finden glauben.

Verzeihen Sie mir also, gütige Freundin, und helfen mir bei unsern Freunden meinen Rückzug zur Einsamkeit mir zu verzeihen.

Die große, stille, ewig in sich fortdauernde Natur kann uns unter diesen Umständen allein wahre Beruhigung verleihen. Es kommt und geht immer wieder, in holder Abwechslung, das große Schauspiel — und wir gehen und vergehen mit ihm.

Ja, die Natur soll mich trösten! Und was hat der Mensch am Ende zu fürchten, als den Tod? — Und was ist der Tod? Er war vor uns und wird nach uns sein. Unser Leben ist ja doch nur eine Blase, die aufschwimmt. Hat sie freundlich im Sonnenlicht geglänzt, wohl ihr! Ist sie schaumig und trüb, nun so mag sie vergehen! Eine hellere wird vielleicht nach ihr aufsteigen — und gelingt es auch dieser nicht, der Strom muß sich zuletzt abtrüben, wie oder wo, in welcher Gegend oder an welcher Küste. Wir müssen uns doch einmal dem Allgemeinen, dem Ganzen übergeben; können wir es nicht voraus in unsern Gedanken thun, wenn wir dadurch allein die Ruhe erhalten können? Ruhe, Ruhe allein ist für uns der glücklichste Zustand. Selbst die größten Bewegungen können nicht hervorgebracht werden ohne einen ruhigen Punkt, und der soll unser Herz sein.

Wie schön und richtig sagen Sie: „Wenn man an das Große und Edle nicht mehr glaubt, so ist es auch nicht mehr." Und wo ist dieser Glaube zu finden? seufze ich hinzu — wo wird er erweckt, genährt? — und bei uns? — Wo kann er, möchte ich beinahe sagen, bei uns von dem Theater zu dem Publikum herabsteigen? Hat nicht jeder mit seiner elenden Häuslichkeit genug zu thun und muß auf guten oder schlechten Wegen dieselbe zu erhalten suchen? Und dann, kommt er etwa bei Hofe an oder bei den Edeln, die meist noch knechtischer oder abhängiger sind als die übrigen? — Man sehe die ganze preußische Monarchie an, bei und nach der Schlacht bei Jena. Wo war dieser Funke in einem Einzigen genährt? — Man sagt, ein paar Junker sollen ihn gehabt haben. Die Jugend ist meist immer edel — und daher auch wäre es der Mensch, wenn dieser Keim durch unsere Verfassungen genährt würde. Nun ist dieser Glaube nur noch in

Spanien zu suchen — oder unter verbrannten Rittern. Bei uns würde er zum lumpigsten Elend — sogar zu allgemeiner Verachtung führen. Wer bei uns in einer Ideenwelt leben will, der muß ein Metaphysiker oder ein Narr sein — oder er muß sich in die stille Einsamkeit zurückbegeben und den Hunger nicht scheuen. Bei unserer geringen Achtung für den Menschen, als Mensch, und wenn er zu nichts in der Gesellschaft gestempelt ist, würde er sich in dieser auf keine Weise erhalten können. Wer den wahren Glauben noch hat, muß ihn zu verbergen wissen, und das für die Klügsten und Gescheitesten.

Verzeihen Sie meinen langen Phantasien, in denen ich doch so gerne lebe. Phantasien sind's, in denen das Gute und Edle lebt; aber wer möchte, wer dürfte ganz ohne sie sein? Sie machen das Leben, das geistige Leben, ohne welches alles Andere ein Nichts, ein Traum, eine Spreu ist, die keinen Werth hat.

Ich fühle jetzt und schon länger, daß es in W. eine gewaltige Disharmonie der Gemüther, Denkungsarten u. s. w. gibt. Deßhalb weigerte sich auch mein Gemüth so sehr, dahin zu gehen. Es zerreißt mir das Gefühl und das Herz.

An Goethe habe ich zweimal seit Kurzem geschrieben; er hat mir aber nicht geantwortet. Das ist nun nicht freundlich, doch mag er Ursachen haben.[1]

Wir sollten zusammenhalten, freundlich und einig sein; dadurch ließe sich das Schicksal einigermaßen zähmen und das Leben sich erträglich machen. So wird es von allen Seiten aufgereizt, verwirrt, getrübt. O wehe, der falschen Politik! der falschen Ansicht der Dinge! — Wir wollen gewaltthätig sein, die wir alle Augenblicke über die Gewaltthätigkeit am meisten schreien!

Ich möchte Ihnen gerne einen Vorschlag thun, und dieser ist, daß, wenn Sie in künftiger Woche nach Rudolstadt gehen, Sie über Jena fahren.

[1] An Henriette, S. 522. Goethe antwortete am 27. Februar (Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. II. 31).

A propos! Haben Sie etwas von Brandes' Geist der Zeit[1] ꝛc. gelesen? — Das müssen Sie lesen. Ich besitze das Buch und gebe es Ihnen mit, wenn Sie hierher kommen.

Jena, den 19. März 1811.

Daß Sie der blauen Saale Ihre lieben Grüße aufgetragen haben, glaube ich fast verspürt zu haben, denn sie rollte die Eisschollen mit schnellerer Eile fort, um dem wärmeren Hauche Platz zu machen. Auch freut es mich, daß Sie an der Seite Ihrer liebenswürdigen Fürstin dem Winter in dortiger Gegend einige Freundlichkeit abgewonnen haben. Wahrlich, wer, wie Sie sagen, sich an die Abwechslungen der Natur gewöhnt hat und ihren Sinn verstehen gelernt, dem kann sie selten langweilig werden. Jetzt wickelt sich der junge Frühling wie ein Kind aus seinen Windeln, aus den Nebeln hinter den Bergen hervor, und streut schon mit zarter Hand Veilchen und andere Blümchen aus. Ich freue mich recht, ihn hervorkommen zu sehen, und die Vögel begrüßen ihn so freundlich und so artig. — In der That, es ist ein besserer Zeitvertreib, als in den Zeitungen die spanischen Geschichten zu lesen oder manches leere Geschwätz in der Welt anhören zu müssen.

A propos vom Geschwätz! — Die Fama sagt so mancherlei von neuerlichen Händeln, die sich am Hof sollen zugetragen haben. Sagen Sie mir darüber ein Wort, wenn Sie mögen! Ich will auch Ihren Brief sogleich verbrennen, so leid es mir thun wird! — wenn er etwas Gefährliches enthalten sollte.

Ein Epigramm habe ich an Goethe gemacht,[2] das ich Ihnen lesen will, wenn Sie herüber kommen. Ich freue mich, zuweilen ein Kränzchen in Versen zu flechten, und habe noch ein paar im Kopf, die aber noch nicht recht zu Papier kommen wollen. Hier ist doch gar kein Mensch, dem ich so was nur vortragen möchte — und dieß sollte doch sein!

[1] An Henriette S. 521.
[2] Lit. Nachlaß I. 47.

Jena, den 2. April 1811.

Schlegels Vorlesungen[1] habe ich auch kürzlich gelesen. Es ist gar viel Treffliches, Genaues und Wohlbedachtes darin. Bei allem dem hat er den für den Kritiker wahren Fehler, bald zu viel und bald zu wenig an seinem Gegenstande zu sehen. Die Art, wie er Shakspeare, Calderon lobpreist, ist offenbar mitunter übertrieben; dafür setzt er Einige zu hämisch herunter. Er hat Favoriten, und diese sollte ein Richter so wenig als ein Fürst haben. Uebrigens ist viel schöner und trefflicher Unterricht in dem Werke.

Jena, den 18. April 1811.

Der standhafte Prinz hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube Goethe's Deutung zu verstehen, nach welcher es ein sehr vorzügliches Stück ist. Der vornehme und edle Charakter desselben muß wohl jedem Gemüth auffallen. Dieses, das Gemüth nämlich, spricht es auch sonderlich an, mehr als ein Stück, das ich kenne, und die Geschichte ist auch hiezu geeignet.

Was den Saul[2] betrifft, so wirkt er mehr auf Verstand und Charakter und gehört gewissermaßen unter die eigentlichen moralischen Stücke. In dieser Rücksicht verdiente er öfters aufgeführt zu werden.

Jena, den 30. April 1811.

Nebst meinem besten Dank erhalten Sie hier das Büchlein wieder, das mir viel Vergnügen und Belehrung verschafft hat. Niemand kann besser die erhabenen Dinge, wodurch wir bestehen und die uns mit dem Ganzen vereinigen, denken, darstellen und sagen, als Herr Hufeland. Ich kann nicht läugnen, daß mir während des Lesens öfters der herzliche Wunsch gekommen ist, diesen trefflichen Denker hier zu besitzen. Er ist Der, bei dem man Aufschluß über so Manches erhalten könnte, wovon andere

1 „Ueber die neuere Geschichte," an Goethe II. S. 42. Es scheinen aber August Schlegels Vorlesungen gemeint zu sein.

2 Von Alfieri in Knebels Uebersetzung, der am 6. aufgeführt war. An Henriette S. 529.

zwar auch schwatzen, die er aber nur allein durch Gründe zusammen zu reihen weiß. Sollten Sie ihn sprechen, so bitte ich Sie, ihm meine Freude und meinen Dank über diese seltene und schön vollendete Schrift zu erkennen zu geben.

Seitdem ist auch Herr Professor Voß bei mir gewesen, hat aber so von hier nach W. zu Ihnen geeilt, daß ich ihn nur wenige Minuten bei mir gesehen habe.

Auch unsere Herrschaften brachten vorigen Sonntag [1] bei uns zu, und wir bedauerten nur, daß die Witterung eben aufgehört hatte so günstig wie vorher zu sein. Demungeachtet schienen sie und auch unser guter Goethe recht heiter und vergnügt.

Sonntag früh, den 9. Juni 1811.

Ich sende Ihnen, gütige Freundin, die mitgetheilten Blätter [2] sogleich mit meinem verbindlichsten Danke zurück.

Die Erzählung von dem Tode der Königin L. ist wirklich rührend — mehr durch die Schwäche der vorgestellten Personen, als durch Größe ihres Charakters. Die Königin war wirklich eine liebenswürdige, gute Frau, aber keinen großen Charakter hatte sie nicht. Der König ist armselig. Ich glaube, manche Züge hier hätten unterdrückt werden müssen.

Jena, den 9. Juli 1811.

Allerlei Umstände haben mir die Ruhe zum Schreiben benommen, worunter die unerwartete Ankunft von unserm Goethe [3] keiner der unbedeutendsten ist. Er kam mit nicht ganz heiterem Muthe von seinem gewöhnlichen Heilbade zurück, doch ein Geist wie der seinige ist schneller Heilung fähig, und so lebt er jetzt recht munter unter uns. Seine Geschäfte treibt er fortgesetzt wie immer, doch sind wir auch täglich beisammen.

Ein anderer Freund aus Bayreuth, nämlich Dr. Seebeck, ist dieser Tage dazu gekommen und hat nicht wenig beigetragen, unsere

[1] An Henriette S. 537.
[2] Briefe von Sch. Gattin S. 76.
[3] Am 2. An Henriette S. 551.

Unterhaltung zu erheitern und zu befruchten. Letzterer ist diesen Morgen wieder abgereist und geht zwar nach Liefland, häuslicher Geschäfte willen. Er ist noch im Zweifel, ob und wann er von da zurückkommen werde, indeß hat er seine Familie in Bayreuth zurückgelassen. [1]

Goethe gedenkt, wie es scheint, diesen Monat bei uns zuzubringen, um einen Theil seiner vorhabenden Arbeiten zu vollenden. Hier findet er freilich die Ruhe, die an andern Orten etwas seltener ist, im Ueberfluß.

Man glaubt es nicht, was an unsern meisten deutschen Höfen für ein inneres Elend herrscht, als bis einmal ein Anspruch an wirkliche, wahre Vernunft an sie gemacht wird. So leben sie in ihrer Gemeinheit und Bestialität fort und finden leider immer Knechte genug, die ihre Herrlichkeit preisen oder sich wenigstens von ihr nähren müssen.

Dienstag, den 20. Juli 1811.

Wie gern hätte ich letzthin den Griesbachsberg erstiegen, um Sie und Ihre gütige Frau Schwester wenigstens mit einigen Worten zu begrüßen — aber es war mir nicht wohl möglich. Auch besuchte ich Goethen, der den folgenden Morgen wieder abreisen wollte.

Der alte Voß [2] ist mit Herrn Abeken wieder nach Rudolstadt und wird sich da wohl noch einige Tage verweilen. Ich denke immer, er hat Lust, sich da ganz niederzulassen, wenn es die Umstände erlauben, denn in Heidelberg gefällt es ihm doch so sehr nicht mehr.

Sonnabend den 31. Juli (1811).

Wieland hab' ich gestern besucht. Er sah recht wohl aus und war auch heiteres Gemüths. Er gab mir die Ursachen von dem Wechsel seines Aufenthalts auf einige Wochen an, und ich mußte ihm Beifall geben. Sie lassen sich leicht errathen.

Von G.(oethe) sprachen wir nicht. Sie kennen aber Wielands

[1] Seine Rückkehr. An Henriette S. 585.

[2] An Henriette S. 554. An Goethe II. 40.

Gemüthsart. Es ist natürlich, daß er gegen das Außerordentliche sehr reizbar ist; harmonirt nun dieses nicht gerade mit seiner Ansicht und Stimmung, so ist er dagegen aufgebracht, und überschreitet, da sich Phantasie dazu mischt, öfter im Ausdruck das Maß. Derselbe Gegenstand darf sich aber nur wieder etwas in seine Ansicht fügen, so ist er eben so zum Beifall und Lobe geneigt. G. hat freilich manches, das seinem Wesen und seiner Natur aufstößt, und ohne einige Eifersucht kann es auch nicht unter zwei berühmten Künstlern bleiben: aber ich bin versichert, daß er ihn im Herzen doch sehr hoch hält.

Jena, den 15. Oktober 1811.

Ich beklage Sie, wenn Sie den Plato nach der Schleiermacher'schen Uebersetzung studiren müssen. Ich habe vor Kurzem ein paar Gespräche in dieser gelesen, aber — aber!! Indem er Vossisch-treu die langen griechischen Perioden von Wort zu Wort übersetzt, wird er unausstehlich. Das ist nicht Plato, der ohne seine Zierlichkeit und Kunst, seinen Atticismus fast gar nicht zu genießen ist. Sie werden sich allerdings noch immer etwas daraus nehmen können — aber ich beklage Sie! Fast wollte ich Ihnen lieber den englischen Shaftesbury vorschlagen, dessen Characteristics unvergleichlich sind und mein frühestes Studium ausmachten. Ich besitze sie selbst.

Freitag, den 8. November 1811.

Eins ist mir gestern Abend, als ich die hübsche Vertheidigung der Lucretia von Este im Leben des Papstes Leo X. von Roscoe las, eingefallen, daß unsere Prinzessinnen mehr leidende als thätige Vorzüglichkeiten haben. Welche vorzügliche Menschen und Männer hat nicht diese Lucretia zu herrlichen Gedichten und Thaten beseelt, da unsere freilich sehr deutschen Tugenden so gar nichts hervorzubringen vermögen. Auch glaube ich, daß die Nation daran schuld ist, denn in Rußland z. B. ging es doch schon anders. Wir haben gar zu reformirte Tugenden und sorgen höchstens nur für die Armen und Bettler — und für die Diebe. — — —

Ich habe gestern Abend noch eine Recension des Dellbrück'schen Buchs über die Gemüthswelt gelesen. Dieser war Erzieher des Kronprinzen von Preußen. Es ist schrecklich, wenn man sich einen Menschen von so peinlicher Gemüthsart als Erzieher eines Kronprinzen denkt. Und diesen konnte man dazu wählen? — Ach, wie weit sind wir noch mit allen unsern passiven Tugenden zurück!

Ihren Einschluß habe ich gestern dem Geheimenrath Goethe sogleich vor seiner Abreise noch zugeschickt. Sein kurzer Aufenthalt allhier hat uns viel Vergnügen gemacht.

Donnerstag Morgen, den 12. November 1811.

Ich habe seit einigen Tagen eine Lektüre vorgehabt, die mich ungemein vergnügt hat. Es ist nämlich der Professor Spix (ein wunderlicher Name) in München. Ansichten über Zoologie u. s. w.[1] Der junge Mann ist tief in die Natur eingedrungen und zeigt große Kenntnisse. Wenn uns eine solche Wissenschaft zur Uebersicht von einem Solchen hingestellt wird, so befällt uns ein ähnlicher Schauer, wie jetzt, wenn wir das nächtliche Sternengewölbe ansehen, und indem die Seele vom Unendlichen gleichsam verschlungen wird, erhebt sie sich durch das eigene Gefühl ihrer Geringfügigkeit.

Grüßen Sie Goethe auf's herzlichste von mir. Ich kann ihm noch nicht schreiben, weil meine Seele noch in einem Kometenwirbel verwirrt ist.

Mich freut es, daß Sie im Plato lesen, aus mehr als einer Ursache. Lesen Sie ihn nur nicht, wie ihn Stolberg gelesen hat. Wenn man den Plato als einen Menschen betrachtet, so wird er ein Gott.

Jena, den 3. December 1811.

Ich habe unter andern frischen Erinnerungen an diesen Abenden des Herrn Prof. Schulze Schrift über den standhaften Prinzen gelesen und mehr zu meinem Vergnügen darin gefunden, als ich mir sogleich beim ersten, etwas wunderlichen Anfange davon

[1] An Goethe II. 47.

versprochen. Es ist viel geistiges, viel schönes rednerisches darin, zarte und feine Bemerkungen. Schade, daß der Autor nicht immer weiß, seinen Gedanken Ziel und Maß zu setzen — und so zuweilen in's übergeschüttete, unschidliche verfällt.

Ich mache in meinem Sophokles, den ich nun im Griechischen zu studiren anfange, nur schwache Schritte, doch diese erfüllen mich schon mit hoher Ehrfurcht für die ehrwürdige Gestalt des erhabenen Dichters. Es kommt mir wunderlich vor, daß unsere neuen Kunstrichter ein christliches Drama durchaus von dem alten heidnischen (wie sie es nennen) scheiden wollen. Was thut denn die Religion dazu? — Ob es nun heidnisch, braminisch, chinesisch, christlich, oder wie Sie es wollen, heißen möge? das sind ja doch nur die Ceremonien. Der Grund bleibt derselbe, und Fernando wird im Trauerspiel dadurch nicht interessanter, ob er Kirchen oder Moscheen aufbaut oder vertheidigt. Aber die Herren wollen immer etwas Neues und holen es, wenn sie es sonst nicht finden können, von der Kleidung oder der Perücke her.

Dienstag, den 10. December 1811.

Das Schicksal des Herrn Becker [1] hat mich auch betroffen. In seinen gedruckten Blättern findet man nichts, was ihm diese Begegniß hätte zuziehen können. Es muß also andere Gründe haben. Man sagt, es sei wegen einer englischen Correspondenz. Ich kann es mir kaum denken. Vorsichtiger sollten freilich die Herren endlich werden und die langen Arme des Kaisers anfangen zu scheuen. Indeß glaube ich, es sei mehr um Schrecken zu erregen und die Sache wird so arg nicht werden. Es ist noch eine andere Schrift herausgekommen, um deren Herausgeber (unter uns gesagt) mir es banger ist. Es ist ein Nachlaß von dem alten Seume. Sie haben ihn ohne Zweifel gekannt! Es war ein eiserner Mensch — und so ist auch diese Schrift. Schade, daß so viel Treffliches darin ist — denn sie ist schon überall verboten. Mit Weglassung von zwanzig

[1] Der von den Franzosen aufgehoben wurde.

oder dreißig Artikeln wäre das Buch unschädlich und einzig in seiner Art. Aber unsere Schriftsteller wissen kein Maß zu finden, und unbesonnene oder wohl gar schlechte Freunde finden sich denn auch.

Dieses ist wohl auch der Fall mit dem guten Schulze. Allen seinen Sachen fehlt das Maß, sonst könnte er noch etwas Gutes hervorbringen.

Es ist Schade, daß Sie nicht bei meinen Lektionen zugegen sein können, die ich zuweilen meinem Karl über die Sermonen oder Satiren des Horaz gebe. Nicht um meiner eigenen Gelehrsamkeit wegen, sondern um mein Entzücken zu sehen, mit welchem ich die hohe Vortrefflichkeit und Gebundenheit dieses Dichters auffasse. Der treffliche Wieland gibt uns durch seine Uebersetzung und seine Noten noch eine reiche Fülle dazu dar, und wir wissen ihm nicht genug Dank dafür zu sagen. Thun Sie es statt unser, wenn Sie ihn gelegentlich einmal sprechen.

Jena, den 3. Januar 1812.

Das neue Jahr ist gekommen. Unter was für Auspicien, werden Sie wohl zum Theil schon vernommen haben. Ich bin wie ein dreister Glücksspieler. Je schlechter die Karten fallen, desto mehr zähl' ich auf das Glück, das kommen wird; denn Alles hat ja seinen Wechsel, und was sich am unfreundlichsten verkündet, ändert oft gar bald zum Lieblichen.

Auf den französischen Gesandten fürchten Sie sich nur nicht. Es kann so leicht anders kommen. Ich denke sogar, daß Napoleon auf diese Art die Deutschen etwas auszusöhnen sucht. Und dann haben wir ja die Emigranten so lange gehabt — und welcher Nation gehören wir nicht?!

Jena, den 21. Januar 1812.

Der angenehme Aufenthalt unsers guten Goethe allhier seit ungefähr acht Tagen hat mir einen Theil meiner Zeit auf höhere Interessen anlegen lassen, wie gewöhnlich, und dadurch hat sich in den kleinen Umständen doch manches gesammelt, das ich jetzt erst auseinander bringen muß.

Was einen Theil des Inhalts Ihres letzten Briefes betrifft, so bin ich wirklich der Meinung, daß Sie sich in Zukunft besser hier befinden würden, als in Weimar. Wenn Sie Ihr Haus für einen hübschen Preis verkaufen oder einstweilen vermiethen können, so ziehen Sie hieher. Sie brauchen Ruhe, in jedem Verstand, und diese werden Sie, bei den unvermeidlichen Besorgnissen für Ihre Familie hier, ich darf sagen, fast allein nur erhalten können.

Freitag den 29. Januar 1812.

Sie werden meinen letzten Brief erhalten haben. Schreiben Sie mir doch ja bald, wie es in Weimar steht, und ob man glaubt, daß fremde Völker bei uns ankommen dürften! Schlechtgesinnte Menschen streuen hier allerlei Nachrichten aus, die Furcht und Schrecken unter dem gemeinen Haufen erregen sollen. Ich glaube von dem allen nichts, doch ist es gut, immer eine gewisse Vorsicht zu gebrauchen.

Sehen Sie den jungen Schubert?[1] Grüßen Sie ihn von mir, und sagen ihm, er soll mich besuchen, wenn er herüber kommt. Sein Freund Rückert ist ein braver Mann.

Donnerstag den 27. Februar 1812.

Es thut mir leid, wenn Sie die Zeit beunruhigt. Es schweigt jetzt wieder vom Kriege, und vielleicht sind es nur Demonstrationen. Man sagt, Napoleon wolle nur die Seeküsten besetzen — und das mag freilich in seinem Plan liegen. Uebrigens liegt es nicht sowohl an der Zeit, als an uns, die wir uns nicht in diese Zeit fügen können. Die Zeit war immer schlecht und gut, nachdem sie jeder fand. Diese Zeit verlangt eine gespanntere Aufmerksamkeit, an die wir nicht gewohnt sind, und so drückt sie uns mehr nieder, als sie sollte. Freilich müßte dieses Alles von Oben herein gerichtet sein, woran es bei uns gemeiniglich fehlt.

Es ist sehr artig, daß Sie mir über die Gedichte des Herrn

[1] Der nach Mecklenburg ging.

Collin etwas sagen mögen, und Ihr Urtheil dünkt mich trefflich. Ich möchte wohl diese Gedichte einmal zu Gesichte bekommen können, so wollte ich Ihnen auch meine Meinung über die Erzählung von Maximilian dem Ersten mittheilen. Die Empfindung der Freiheit der Nachtigall ist wohl ausgedrückt.

Ich bin eben jetzt im Begriff alle meine alten Papiere durchzusehen, ob ich etwa darin etwas zu unserm künftigen Musenalmanach finden könnte, das einigermaßen der Aufbewahrung werth sein dürfte. Da fehlt mir nun freilich ein geneigtes, verständiges Ohr, das ich hier zu dieser Absicht nicht finde. Ich will Ihnen hier eines beilegen,[1] das ich diesen Morgen nicht mit andern vernichten wollte. Es ist eigentlich auch nur Reflexion, aber die zusammengedrängte Reflexion des Gemüths, und so, wie mich däucht, tauglich zum Gedicht.

Jena, den 13. März 1812.

Unsere Herrschaften sind äußerst liebenswürdig und gütig gewesen, und es ist beinahe unmöglich, gefälliger und herablassender mit so viel schöner Art zu sein.[2]

Goethes Anblick hat mich auch erfreut. Nur war mir seine Gegenwart für mich zu kurz.

Jena, den 7. April 1812.

Was Sie mir von unserer Dichterin[3] in Heidelberg schreiben, mag ich wohl glauben, nämlich, daß sie nur wenigen gefällig ist. Es ist so ein Umstand mit dem Talent, zumal mit dem dichterischen. Der Geist setzt sich nicht gern aus seiner Spannung wieder heraus — und das fällt beschwerlich. Uebrigens sind ihre Tageszeiten ein Cyklus von lieblichen Gedichten.

Der gute Thibaut — von dem ich einen herrlichen Brief erhalten habe — mag sich freilich nicht gern vorlesen lassen. Und zum zweitenmale — das ist zu arg!

[1] Duschmanta, s. lit. Nachlaß 1. 73.
[2] An Henriette S. 595.
[3] Frau v. Helwig.

Jena, den 12. April 1812.

Man sagt mir, Goethe werde nächsten Sonntag herüber kommen, was mich sehr erfreut. Es thut Noth, in dieser kalten Zeit einem so verständigen Freund sein Herz zu eröffnen.

Jena, den 1. Mai 1812.

Goethe ist gestern mit den ersten lauen Lüften dieses Frühjahrs abgereist. Er dankt Ihnen noch recht sehr, daß Sie wenigstens noch ein Gleichniß gefunden haben, ihm die berühmte russische Dame vor Augen zu stellen. Mit Ihren Bedingungen und Ausnahmen zusammen gerechnet, hat er sich solche recht klar gemacht. Er war übrigens gefällig und freundlich hier, und nie kann man, wie Sie wohl wissen, ohne Nutzen seine Gesellschaft genießen.

Wie sehr uns Ihr letzter kleiner Besuch erfreut habe, mögen Sie wohl selbst an uns wahrgenommen haben.

Jena, den 5. Mai 1812.

Gestern hat unser Herr Professor Köthen eine recht hübsche und wohlgesetzte Rede zum Andenken des guten Griesbach in dessen Auditorio gehalten. Viele Menschen, auch Damen, waren da, und der alte Geheimerath Fritsch kam aus Weimar dazu herüber.

Jena, den 30. Juni 1812.

Daß unsere Herrschaften vorigen Sonnabend hier gewesen sind und einen großen Theil des Tages hier zugebracht haben, wissen Sie schon. Sie waren sämmtlich so liebenswürdig, als man es sich nur denken kann; doch gestehe ich, daß ich unserer Herzogin vor Allen noch den Vorzug lassen muß. Es ist einem Menschen in meinen Jahren und bei meinen Ansichten nichts mehr so respektabel, als das Bemühen, sich selbst nach Grundsätzen beherrschen zu wollen. Sollten diese Grundsätze auch nicht immer die richtigen sein, sollte uns die Ausführung auch nicht immer gelingen können, so ist doch das Princip, der Vorsatz dazu, das Höchste unserer Natur. Hier sind alle Kräfte im Einverständniß zu einem bestimmten Zweck. Die Herzogin mag sich zuweilen etwas zu strenge

behandeln, zuweilen nach nicht ganz richtigen Grundsätzen, aber ihr Wille ist vortrefflich, und sie hat es in der Ausführung zu einem Grade gebracht, der ihr wirklich zu hoher Ehre gereicht.

Den Julian Apostata von Kettenburg kann ich Ihnen wohl schicken. Ich habe ihn nur eben nicht hier, und ich weiß nicht, wer ihn hat. Er ist in der That nicht schlecht, nur bemerkte Goethe sehr richtig, daß er sich zu sehr auf Meinungen gründet — und diese sind nicht immer die richtigen.

Die Verse von Goethe möchte ich gerne lesen, aber es ist wohl schwer, sie zu bekommen. Ich habe mir recht vorgenommen, sobald es nur etwas schönes Wetter wird, auf ein paar Tage nach Weimar zu kommen, vielleicht sehe ich sie dann.

Ich war recht besorgt um Goethe während dieser Feierlichkeiten, indem ich fürchtete, daß die Bemühung darum leicht seine Gesundheit angreifen möchte. Was ich fürchtete, ist leider eingetroffen. Vorgestern habe ich ihm durch ein paar Reisende nach dem Karlsbad geschrieben.

Daß der gute Wieland nicht ganz guter Laune sein mag, kann ich mir bei den Umständen wohl denken. Weimar ist nicht der Ort sich hinlänglich von äußeren Eindrücken zurückzuhalten. Sein Attachement an die Großfürstin muß ihn jetzt noch mehr das Ungeschick der Zeiten fühlen machen.

Was ist zu sagen? was zu thun? — ich weiß es nicht. „Dulde und enthalte dich!“ sagt der weise Epikur. Das war seine einzige Regel, und uns bleibt auch nicht viel anders über. Nach einer Regel muß nun einmal gelebt sein, oder es geht Alles ins Irre.

An Wieland habe ich letzthin einen langen Brief geschrieben, und er drückte die Empfindungen meines Gemüths recht wohl aus; er kam mir aber, als ich ihn wieder durchlas, zu feierlich vor, und da dacht' ich, Wieland würde darüber lachen. Sagen Sie dem hochverehrten Manne das Beste von mir.

Ueber den Entschluß der Frau von Staël wundere ich mich —

und wundere ich mich nicht. Es ist schwer, wenn man das Gemüth durch geistige Reize zu einer gewissen Höhe gespannt hat, solches mehr im Zaum zu halten.

Donnerstag den 9. Juli 1812.

Die Lage der Großfürstin hat mir seither schon öfters das Gemüth in Bewegung gesetzt. Es ist so schwer über diese Dinge etwas zu sagen. Das Würfelspiel der Großen ist so viel gefährlicher als das unsrige, weil der Verlust so schwer zu ersetzen ist. Je höher die Stufen aufwärts steigen, desto tiefer ist auch der Abgrund unter ihnen.

Ich möchte die Großfürstin nicht täuschen, aber ich erwarte nichts Gutes. Ich glaube, daß ihre Seele stark genug ist, sich durch Resignation auf ihre Person zu erhalten, aber das Erschüttern der Andern wird ihr schwer werden zu ertragen. Es ist nicht immer zu fordern, daß sich der Mensch so hoch über sein Schicksal erhebe, um, was Alle anstaunen und bewundern, für gering und unbedeutend zu halten. Ich wünsche, daß sie ihren Blick, wo möglich, von den politischen Dingen abziehen möge, um keine vergeblichen Hoffnungen ausbrüten zu lassen.

Von Madame Griesbach höre ich, daß Wieland, vielleicht noch in dieser Woche, auf einige Zeit zu ihr in den Garten ziehen werde. Dieß freut mich gar sehr, wenn ich nur oft davon profitiren kann — denn ich fange nach und nach an ein krüppelichter Mensch zu werden.

Dienstag den 11. August 1812.

Unser Freund Wieland scheint recht wohl hier zu gedeihen. Ich besuche ihn meist über den andern Tag, und er zwängt sich in den weiblichen Kreis ganz zufrieden ein. Noch haben wir ihn nicht bei uns gesehen, wegen der allzu ungewissen Witterung, und weil der Weg von ihm zu uns weit ist, doch versprechen wir uns dieses Vergnügen morgen oder übermorgen.

Die Herzogin war kürzlich sehr huldreich, die Großfürstin nicht sehr guten Humors, wie es schien.

Dienstag den 18. August 1812.

Der Herzog ist sehr wohl und freundlich von Töplitz wieder zurückgekommen und hat ein leichteres Leben mitgebracht. Die österreichische Kaiserin scheint guten Einfluß auf ihn und unsern abwesenden Freund gehabt zu haben, und scheint überhaupt eine Dame zu sein, deren Umgang erheitert und erweckt. Sie hat sich viel von Goethe vorlesen lassen und aus diesen Vorlesungen lebendige Nahrung gesogen.

Von Goethe erhalte ich selbst diesen Morgen einen recht gemüthlichen Brief durch seine Frau, die gestern hier angekommen ist.[1] Er schreibt mir nichts von seinen Gesundheitsumständen, jedoch daß er suchen müsse das Gleichgewicht in sich, das durch die Unruhen einiger Wochen beinahe verloren gegangen sei, durch Ruhe wiederherzustellen. Uebrigens sei er fleißig u. s. w.

Mit unserm Wieland habe ich auch schon ein paar Abende l'Hombre gespielt und sonst viel Gutes und Artiges von ihm gehört. Obgleich das Fontenellesche écouter nicht eben seine Hauptmaxime sein mag, so ist doch seine Conversation sehr unterhaltend; da sein Wissen sehr ausgebreitet und verarbeiteter ist, als bei den gewöhnlichen Gelehrten, zumal auf den Universitäten, er auch die eigene Gabe des Vortrags besitzt, so ist es immer ergötzlich, ihm zuzuhören. Seine kleinen Ungerechtigkeiten sind meist Kinder der Laune, und wer diese vertragen kann und ihn übrigens kennt, legt kein sonderlich Gewicht darauf. Freilich ist es nicht überall und bei Allen so, und da wäre wohl zu wünschen, daß er das Maß der Billigkeit richtiger und fester hielte. Er hat feine Gefühle für das menschliche Herz und Leben, und doch beurtheilt er so viele Hauptcharaktere falsch und kann sie nicht übersehen noch durchdringen. So ist es in seinen Schriften wie in seinem Leben.

Jena, den 23. August 1812.

Den Julian habe ich erhalten. Die Großfürstin scheint ihn nicht mit sonderlicher Erbauung gelesen zu haben, auch scheint wohl überhaupt die deutsche Poesie sie nicht sehr zu interessiren.

[1] Briefwechsel II. 56.

Dienstag früh den 29. September 1812.

Meine Verse auf Wieland — von denen Sie mir nichts schreiben — haben ihnen [1] sehr gefallen.

Jena, den 13. Oktober 1812.

Der Zustand unserer guten Großfürstin ist höchst bedauernswürdig. Der Blitz trifft nur die höchsten Spitzen am schärfsten; ihr Zustand ängstigt mich deßhalb doppelt, weil ihr so schwer zu helfen ist. Zu einem hohen Stande erzogen und gebildet, kann sie die Tröstungen einer geistigen Resignation nicht wohl annehmen. Und was ist, außer dieser, zu thun und zu sagen? Die Größten, die Reichsten haben diesen, zumal zu jetziger Zeit, am meisten vonnöthen. Und dann die Anhänglichkeit an die Ihrigen — die so menschlich ist — das ist zehnfaches Leiden! Ich schweige, denn ich fühle es.

Dienstag den 24. November 1812.

Sie, gütige Freundin, nehmen an allem Theil, was Wahrheit, Rechtschaffenheit und Freundschaft betrifft. So war ich auch im Voraus der Theilnahme gewiß, die Sie an dem Kummer und Verdruß nehmen würden, den mir in diesen Tagen einige niederträchtige Menschen verursacht haben.

Ich mag Sie nicht von der häßlichen Geschichte [2] unterhalten, aber wenn nicht heimtückische Bosheit von der einen Seite und niederträchtige sklavische Furcht und Dummheit von der andern dabei obgewaltet hätten, so würde sie mich, wie Sie wohl glauben können, weniger alterirt haben.

Uebrigens, wie immer dergleichen Fälle, wenn sie gute und rechtschaffene Menschen treffen (worunter ich die Meinigen rechnen kann), wieder ihr Gutes hervorbringen, so hat auch dieser Fall dießmal für mich manches Gute hervorgebracht. Es ist ein Vortheil, die Schlechten ganz in ihrer Niedrigkeit kennen zu lernen, und der Himmel hat es gewollt, daß ich besonders in meinem Sohn

[1] Den Mecklenburgern. Diese Verse stehen im lit. Nachlaß I. 49.

[2] Karls Einsperrung wegen eines Duells. An Henriette S. 633.

bei dieser Gelegenheit Eigenschaften fand, die ich nicht in ihm vermuthet hätte. Außer der Reinheit und natürlichen Bravheit seines Charakters hat sich sogar in ihm ein Talent entdeckt, wovon ich nie die geringste Ahnung bei ihm hatte. Aus den beigelegten kleinen Versen, die er mir, sowie ich sie Ihnen sende, aus seinem Gefängniß brachte, werden Sie sehen, was ich darunter meine. Sie werden wenigstens daraus die gänzliche Unschuld und Reinheit seines Herzens erkennen. Und diesen Menschen konnten die Väter dieses akademischen Staates wie einen niedrigen Verbrecher behandeln!! —

Unserm wahren Freund Goethe bin ich und sind die Meinigen am meisten wegen unserer Rettung schuld, und ich bitte auch Sie, ihm bei Gelegenheit unsre Dankbarkeit zu bezeugen.

Jena, den 1. November 1812.

Ein anderes Geschäft, das mit diesem nicht scheint in Verbindung zu stehen, aber dennoch es ist, machte ich mir zur Unterhaltung dieses Tages. Es war nämlich die Antwort auf ein paar Briefe und die Uebersendung ihres neuesten Taschenbuches an unsere Frau v. Helwig.

Es wurde mir nicht leicht, das weibliche, zarte Gefühl nicht zu beleidigen, und doch die Wahrheit, die sie verlangte, über den Inhalt dieser kleinen Sammlung zu sagen. Je mehr ich den Gegenstand überdachte, desto mehr fand ich Ursache in mir, nicht, wie gewöhnlich, mit leeren Schmeicheleien ein in der That so vorzügliches Talent abzufertigen. Die Wahrheit übermochte, und ich habe ihr das Leere und zum Theil Alberne dieser modischen Schwärmereien und Gaukelspiele, mit Anerkennung ihrer eigenen trefflichen dichterischen Eigenschaften, wie mich däucht, ziemlich nahe unter Augen und an das Gemüth gerückt.

Es ist unbegreiflich, wie der Wahnsinn die armen Deutschen immer von einem Extrem aufs andere bringt, und daß so schwer ein würdiger inniger Begriff von irgend einer Sache in ihnen bleiben mag.

Montag den 14. December 1812.

Nun lädt mich Goethe durch einen freundschaftlichen Brief [1] auf nächsten Sonnabend ein, wo Iffland, wie er sagt, zuerst auftreten wird. Wenn die frostigen Eiswinde nicht zu gebieterisch wehen und es mir die Umstände erlauben, so denke ich mich einzustellen.

Man erzählt hier von einem Unfall, den der gute Wieland mit seiner Tochter soll gehabt haben, da sie gestern oder vorgestern beide nach Tiefurt fahren wollten. Da uns dieses nahe geht, so bitten wir, uns nur mit einer Zeile darüber Nachricht zu geben.

Dienstag den 12. Jannar 1813.

Was Sie mir von Ifflands Betragen gegen Sie und die Ihrigen schreiben, [2] thut mir wohl, als wenn ich es selbst erhalten hätte. Wahre Treue ist so selten, daß ihre Erscheinung immer erquicklich wirkt. Ich kann mir Iffland im gutherzigen Polterer recht einverleibt denken.

Freitag den 22. Jannar 1813.

Der Tod unsers guten Wieland hat uns Alle in nicht geringe Bewegung gesetzt.

Von dem Prinzen von Oldenburg [3] hat man mir Gutes gesagt; auch war er ja ein Discipel von dem alten Voß.

Dienstags Abend den 25. Jannar 1813.

Alles, was Sie mir bei Gelegenheit des Abschiedes unsers verehrten Freundes sagen, ist mir in Sinn und Herz übergegangen. Man kann sich in der That nicht vorstellen, wie Jemand, mit dem man lange Zeit innig und vertraut gelebt hat, nicht mehr sein könne. Das Reich der Geister scheint viel wesentlicher und inniger zu sein, als alles, was uns von Außen umgibt. Darum lebt man doch eigentlich auch nur in sich und seinen Freunden; das Uebrige ist nur Dekoration.

1 Briefwechsel II. 65.
2 Briefw. von Sch. Gattin S. 87.
3 Der eben in Jever gestorben war. An Knebel S. 92.

Jena, den 15. Februar 1813.

Der Großfürstin dürfte eine gewisse Ansicht der Dinge, wie Sie ihr solche mittheilen können, gewiß nicht ohne Werth sein. Es ist ein Unglück, ich sage es aus Ueberzeugung, in einem hohen Stande erzogen zu sein.

Es erzeugen sich da gewisse Farbenbilder, wenn ich sie so nennen darf, die das Auge über die gewöhnlichen Dinge leicht verrücken und ihnen andere Gestalten ertheilen, als die, in welchen wir andern Sterblichen sie sehen. Das Gemeine bleibt dabei doch nicht ganz weg, und indem wir ihm einen höheren Ton zu geben suchen, wird es dadurch nur gleichsam privilegirter.

Man lese die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, die Anekdoten der ehemaligen Pfalzgräfin, Mutter des Regenten, und man wird vollkommen einsehen, was ich meine. Auch Ihr Urtheil über unsere gute geistreiche Frau v. Helwig und ihr Wesen ist nicht ohne Grund. Sie braucht, wie mehrere Naturen dieser Art, einen äußeren Ring, der sie zusammenhält, damit sie die Phantasie nicht auflöse. Was ihr Mann nun wirken wird, steht zu erwarten; doch war mir gleichfalls die Nachricht von seiner Ankunft sehr genehm. Sie ist, wie ich anderwärts höre, durch meinen letzten Brief eben nicht ganz bekehrt worden. Es mag sein, und ich will sie vom Wege zur Heiligen eben nicht weiter abhalten: nur wünsche ich, daß sie ihre zeitliche Nahrung und Glück nicht auf Schriftstellerei zu bauen Ursache haben möge.

Was Sie von sich selbst schreiben, daß es Ihnen an Kraft fehle, sich in großen Gesellschaften zu unterhalten, ist so sehr mein Fall, daß mich diese vielmehr ganz vernichten. Es hat aber auch seine natürlichen Gründe. Man muß den Menschen in großen Gesellschaften etwas zu präsentiren haben, sei es nun Schein oder Wahrheit, und zu beiden sind wir nicht aufgelegt. Wer nun zumal nicht die halbe Welt durchreist hat, und von dieser Lügen oder Wahrheiten zu erzählen weiß, der ist gänzlich verloren. Was wir aus uns geben können, interessirt die Wenigsten, und davon

darf auch in guten Gesellschaften gar nicht die Rede sein. Eins gilt noch, daß man völlig unkonsequent oder ein Narr sei; da amüsirt man wenigstens eine Zeit lang.

Sonntag früh den 28. Februar 1813.

Mein Rath wäre, Sie verließen jetzt auf einige Zeit Ihr geliebtes Weimar, wenn anders die Umstände es Ihnen erlauben. Hier oder in Ilmenau — oder wo sonst! würden Sie ohne Zweifel weniger von äußeren Unruhen zu besorgen haben, und dann kann auch der Verstand sich leichter zur Beruhigung des Gemüths erheben. Dieser Wechsel würde sehr wohlthätig für Sie sein.

Freitag früh (den 19. März 1813).

Ich glaube wohl, daß Ihnen, geliebte Freundin, die Anrede eines Mannes, wie Goethe ist, zuweilen sehr wohlthätig wäre![1] Da er sich aber ungerne mündlich und so völlig und schön in Schriften mittheilt, so müssen wir ihn schon da suchen, wo er zu finden ist.

In gegenwärtigem Zeitpunkt ist nichts gefährlicher für unsere Ruhe, als der Umgang mit vielen und vielerlei Menschen. Einer steckt den andern mit Mißmuth und Furchtsamkeit an, auch ohne daß er es will. Ein Freund wäre das Beste, aber wo ist der überall zu finden?

Anfang April 1813.

Ich glaube nicht, daß wir die Russen hieher bekommen werden, noch daß sie sich so weit vorwagen sollten ohne einen bestimmten Zweck. Wie ich höre, so marschieren bereits durch Gotha Franzosen zu Tausenden ihnen entgegen. Ich glaube schwerlich, daß sie sie weiter vorrücken lassen, denn noch ist Napoleon nicht ganz begraben. Einem etwas hitzigen Jahre sehen wir freilich entgegen; doch, wie ich hoffe, nicht in unsern Gegenden, und vielleicht kommt nachher der erwünschte Friede.

Fassen Sie also nur Muth und folgen dem Dichter, welcher sagt:

„Und fürchte nicht das Uebel bis es kommt."

[1] Vgl. Br. S. 115.

Auch unterhalten Sie lieber Ihre Söhne mit nichts Politischem, und lassen die Sachen gehen, wie sie kommen. Das Schlimmste, was uns bei allen Dingen bevorstehen könnte, wäre doch nur ein — heiteres Wieland'sches Ende — und das wollen wir ruhig abwarten. Der Geist der Zeit ist für uns, die wir ihn betrachten können — groß. Was nicht auf festem Grund erbaut ist, stürzt ein. Und wo sollen wir den festen Grund suchen, als hier, in unsrer Brust?

Freitag den 9. April 1813.

Gestern hatten wir einen Trupp Kosaken hier. Sie sehen ganz asiatisch aus; übrigens gefallen mir die Kerls ganz gut, sie sind so richtig in ihrem Dasein beschränkt. Mehrere hatten lange Bärte, andere runde, glatte, mongolische Köpfe und Gesichter, auch die chinesischen Augen. Sie haben was freies und gutherziges, ohne Prahlerei und Prätention. Sie liegen wie ein Haufen Hummeln zusammen. Mann und Pferd haben fast eine Gestalt; die Kerls kurze untersetzte Gestalten. Sie lieben auch, wie es scheint, den Putz, und haben sich mit mancherlei Zierrathen und Fetzen ihrer Beute behangen: doch alles in einer gewissen Bestimmtheit und Ordnung.

Reiten hab' ich sie nicht gesehen, doch sagt man, sie ritten sehr schnell; auch habe ich sie nicht singen gehört. Man sagt, sie sängen hübsch. Nachmittags sind sie wieder nach Naumburg zurückgekehrt, versprachen aber wieder zu kommen. Sie rauchen keinen Tabacк, auch keiner war betrunken — dahingegen unsere Leute desto mehr besoffen waren. Es ist wohl das erstemal, daß man asiatische Völker in Jena gesehen hat.

Vorgestern ist unsere Großfürstin an hiesiger Stadt vorbei nach Drakendorf gefahren, wo sie das Dejeuner genommen hat. Man sagte, sie reise über Altenburg nach Töplitz, um daselbst ihre Frau Schwester zu sehen. Schreiben Sie mir doch etwas, und ob sie die Kinder mitgenommen hat!

Freitag den 7. Mai 1813.

Das Uebrige im Laufe der Dinge wollen wir gehen lassen, wie es kann und wie es will. Wir können doch nichts daran

ändern. Der einzelne Mensch kann und muß sich auf einen höhern Punkt über die Dinge stellen. Dieses lehrt ja schon die Religion und auch die Philosophie. Allzugroße Theilnahme am Einzelnen, wo man nicht helfen kann, zersplittert und vernichtet das Gemüth nur. Die besten Aerzte sind auch nicht immer diejenigen, die an den einzelnen Leiden den meisten Theil nehmen. Aus großen Uebeln entspringen öfters große Wohlthaten, und ich glaube nicht ganz falsch zu träumen, daß auch aus den jetzigen manches Gute hervorgehen dürfte. Schon zeigt sich unter der Nation mehr Charakter und Energie, und an dem hat es uns wahrlich bisher gefehlt. Es ist Zeit, daß wir aus dem trägen Schlummer erwachen — nur auf eine vernünftige Art!

Von Geselligkeit ist hier nicht viel zu sagen; ich habe fast Niemand als den jungen Voigt, der mich täglich besucht. Für die andern hüte ich mich mehr: sie sind mir meist zu abgeschmackt oder parteiisch. Es ist im Allgemeinen ein armseliges Volk um die Professors und Standesgelehrten. Sie haben weder Vernunft noch Charakter. Man glaubt es nicht, wie elend sie sind, wenn es auf etwas nicht Gewöhnliches im Leben ankommt. Dieses wird am Ende auch noch die Universität zu Grunde richten; denn man hätte ihnen schon längst einen Mann von Verstand und Charakter zum Vorsteher geben sollen.

Dienstag den 11. Mai 1813.

Der Wechsel der Dinge hat auch bei mir manche Ansicht verändert: doch darüber kann ich mich nur persönlich auslassen.

Freitag den 21. Mai 1813.

Was hört man von Goethe und von Töplitz? — Ich glaube, daß sie da wunderliche Nachrichten von uns ausstreuen mögen.

Der Tod des jungen Voigt hat mich doch hauptsächlich um des Vaters willen sehr erschreckt. Es ist, als wenn die Nemesis an allen Ecken hauste und die Welt durch die Menschen sich wieder in ein Chaos verwandeln wollte. Wer nur Verse machen

könnte! aber das will auch nicht gehen, und die Prosa wird einem widrig.

Was macht Frau von Stein? Sagen Sie ihr das Beste, und daß ich mich jüngst recht an dem geraden und schlichten Sinn ihres Sohnes erfreut hätte. So wie er ist, kann man die Welt noch mit ansehen.

Dienstag den 25. Mai 1813.

Daß Goethe fort ist, hat er wohl gemacht. Doch glaube ich eben nicht sehr an die Töplitzer Fröhlichkeit.

Freitag den 11. Juni 1813.

Von politischen Händeln, die jetzt alle Sinnen und Nichtsinnen erfüllen, kann und mag ich Ihnen nicht sprechen. Die Nachricht vom Waffenstillstande, dem hoffentlich bald der Friede folgen wird, ist mir sehr tröstlich. Was soll aus dem ewigen Morden und Verwüsten kommen? Doch giebt es Menschen, und deren nicht wenige, die einen Frieden für das größte Unglück jetzt ansehen. Sie mögen es mit sich ausmachen! Ich bekümmere mich wenig um ihre Meinungen und nehme das breiteste Ende, das vor mir liegt, willig und fröhlich an. Es ist noch niemals aus unsrer Politik viel Tröstliches und Gescheidtes herausgekommen . .

Jena, den 13. Juli 1813.

Die traurige Nachricht von dem Tode meiner lieben Schwester, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen, und woran Sie so wahren und herzlichen Antheil nehmen, hat mich wirklich einige Tage außer Vermögen gesetzt, mich mittheilen zu können. Es ist so viel was man sagen kann, — aber das Sagen will uns nicht genug thun. Auch trösten kann man sich — aber wie? mit dem was kein Trost ist! Es ist eben da gewesen — so lange da gewesen — und ist nicht mehr da!

Wenn ich mir durch meinen ganzen Lebenslauf bedenke, was mir meine Henriette gewesen ist, dann möchte mir das Herz brechen, zu denken, daß sie nicht mehr ist. Aber ich bin schon ein altes

Kind, und meine Zeit wird auch bald vorüber sein. Vergessen lernen muß man in der Welt — das Gute wie das Böse — sich selbst, wie andre!

Jena, den 30. August 1813.

Daß Goethe jetzt mit dem Herzog und dem Prinzen Bernhard in Ilmenau ist, werden Sie wissen. Er brachte bei seiner Rückreise von Töplitz ein paar Stunden bei mir zu und befindet sich recht wohl.

Hier befinden sich die Einwohner seit Kurzem sehr wohl, da sie keine Einquartierung mehr haben und die täglichen Trommeln nicht mehr hören. Wie lange dieses Glück dauern dürfte, weiß der Himmel!

Jena, den 20. September 1813.

Noch einen Augenblick auf meinen Aufenthalt in Ilmenau zurückzukommen, so hab' ich daselbst das Glück gehabt, Ihre Durchlaucht Fürstin nebst ihrer Frau Schwester zu sehen, welches mich sehr erfreut hat. Wir machten ihnen schon ein paar Tage zuvor unsere Aufwartung in dem romantischen Schwarzburg, wo uns die Feen sogar ein Fest zu bereiten schienen, indem sie ihren blumigen Bogen von einem Waldberge zum andern am dunkeln Himmel ausspannten. Die Göttinnen (damit ich etwas in der poetischen Sprache fortfahre), die das schöne Schloß bewohnten, waren nicht minder huldreich als der Ort es erwarten ließ, und auch unsre Herzogin (obgleich immer kränklich) machte doch dieser Tag sehr vergnügt.

Uebrigens war unser Aufenthalt in Ilmenau immer heiter und zufrieden, und nur die Stöße auf der Droschke des sehr guten Grafen Edling setzten meinem Rücken etwas mehr zu, als er wohl vertragen mochte.

Von unsrer guten Frau von Stein habe ich schon in zwei Botentagen keinen Brief erhalten, da sie doch sonst sogleich antwortet. Ich bin deßhalb etwas besorgt, zumal da jetzt, wie ich höre, die Umstände in Weimar durch Einrückung von einigen Hundert Franzosen wieder etwas unruhiger sind. Ich wollte deßhalb Ihnen selbst, liebe Freundin, rathen, sich noch einige

Zeit in Rudolstadt zu verweilen. Die Franzosen sind zwar nur als Garnison da, um die Stadt vor einem Anlauf zu schützen; indeß weiß ich doch, daß dieses Ihnen Unruhe und Beschwerde verursachen würde. Hier bei uns in Jena ist es noch ganz still, und Gott gebe, daß es so bleibe, denn ich weiß mir jetzt nichts besseres als Ruhe.

Jena, den 19. Oktober 1813.

Sagen Sie mir doch etwas von des jungen Körner Umständen, und wodurch er zum Kriegswesen bestimmt worden? Meine Kinder würde ich, ohne Pflichten gegen die Obrigkeit, anjetzt nicht in den Krieg gehen lassen; — sonst bin ich mit der Welt noch ganz leidlich zufrieden, so lange wir noch zu essen haben. Es ist ein Schauspiel für Weise; man muß nur über die Gegenwart ein wenig hinaussehen und der Zeit Zeit lassen, wie die Spanier im Sprichwort zu sagen pflegen.

Jena, den 22. Oktober 1813.

Haben Sie den Brief gelesen, den der Kronprinz von Schweden an Napoleon soll geschrieben haben? Er enthält viel Wahres. Sie werden ihn in der Allgemeinen Zeitung finden.

Gestern brachte man mir Nachrichten von gelieferten Bataillen hier in der Nähe nach Hause. Man hat den ganzen Tag hier kanonieren gehört. Abends kamen einige Kosaken hier an. Man sagte, ein Corps Franzosen habe sich gegen Weimar zu, nach Umpferstädt gezogen. Nun diesen Morgen erzählt man mir von einer Menge österreichischer Truppen aller Art, die diesen Weg einschlügen.

Die Verse des jungen Körner haben uns sämmtliche, denen ich sie las, tief getroffen. Ich sehe nicht so sehr auf die Größe seines Genies, als auf den Werth seines Charakters; und ein Mensch, der in diesen Umständen diese Zeilen schreiben kann, ist mir in der That ein vortrefflicher und außerordentlicher Mensch.

Die Titanen mögen ihren Himmel und ihre Erde für sich haben. Sie haben jenen nicht erstürmt, und dieser nichts gebracht,

als Felsen und Ruinen; — ich liebe den Menschen, und täglich sehe ich mehr ein, wie viel dazu gehört, ein Mensch zu sein!

Unsern guten Körner hat freilich — wie so manche andre — der Moment der Zeit verführt. Was ist zu sagen? Mir bricht die Thräne hervor, wenn ich daran denke .... Ach, wann wird der Edelmuth dieser Jugend eine sichere und festere Leitung erhalten!

Es wäre Schade, wenn Sie sich durch die Gegenwart des vortrefflichen Ministers St. Aignan nicht mehr Gelegenheit zu Erhaltung neuerer französischen Schriften verschafft hätten. Es kommen interessante, zum Theil aus dem Englischen übersetzte Schriften heraus, von denen allen wir hier leider gar nichts zu sehen bekommen.

Ich kann es nicht läugnen, ich habe ein Vorurtheil für die meisten französischen Schriften, die Darstellung und Urtheil über das Leben angehen.

Sie sind darin weit feiner und geschmackvoller als die Teutschen.

Jena, den 27. Oktober 1813.

Gestern hatte ich das Vergnügen, den Herrn Minister v. Humboldt auf wenige Augenblicke bei mir zu sehen. Er reiste nach Weimar und wußte nicht, ob es ihm seine Zeit zulassen würde, Sie zu besuchen, doch hofft er es.

Wie viel hat sich seit so kurzer Zeit nicht geändert! — Das Schicksal bewährt seine Macht und dreht das unterste zu oberst rc.

Ich bin etwas ermüdet von den täglichen fremden Besuchen, d. h. Einquartierungen. Indeß habe ich gute und brave Menschen dabei kennen lernen, und fast alle sind in der kurzen Zeit unsere Freunde geworden. So läßt sich aus dem Uebel ein Gutes ziehen. Nun hoffen wir auf bessere Tage. Der Himmel wolle sie schicken, und daß wir unter einander sie genießen können.

Es wäre ein großer Genuß für mich, mich mit verständigen Freunden über den Lauf der Dinge aussprechen zu können. Der Einzelne darf nun wieder an's Licht treten, nachdem die Tausende ohne Unterschied hingewürgt worden.

Jena, den 15. November 1813.

Nun sogleich auf's erste zu kommen, wegen Ihrer guten Frau Schwester, so beklage ich diese recht sehr, wenn sie ihre Ruhe vergeblich dem Schicksale ihres Sohnes aufopfert. Ich habe mir diesen Gegenstand oft und sorgfältig bedacht, und gefunden, daß wenn man übrigens seine Pflicht nach Art und Umständen thut und gethan hat, man durchaus nicht um das Schicksal seines eigenen Kindes allzu ängstlich besorgt sein müsse. Oft kann man dadurch nur mehr verderben; denn jeder Mensch hat sein eigenes Schicksal, und was ich ihm öfters als Noth aus dem Wege räumen will, kann gerade zu seinem Vortheile gereichen. Kein Mensch ist noch ohne Herumwerfen vom Glück zum Unglück zu irgend etwas gekommen, und selbst die tiefste Gefahr hat manchen vom Untergang errettet.

Es ist eine Zeit im Leben, wo wir den Menschen — zumal wenn er unsern Rath nicht begreifen kann — absolut seinem Schicksal überlassen müssen. Ich habe mir dieses bei meinem eigenen Sohne zur Regel gemacht, ob ich gleich keine Besorgniß habe, ihn je abandonniren zu dürfen. Aber — der Mensch ist, wie es heißt, seines eigenen Glückes Schmied, und wir müssen ihm nicht zu viel hinein pfuschen; ja zuweilen ihn der Noth etwas überlassen. . . . .

Viel Ersprießliches ist in diesen letzten Tagen geschehen, woran ich so schnell nicht geglaubt hätte. Es ist aber gut, daß Napoleon und die Welt sehe und glaube, daß es noch ein Schicksal giebt, das die höchsten Gebäude des Glücks in einem Augenblick zerstören kann. Denn daß Alles durch die Weisheit unserer Herren Strategiker gekommen sei, mögen sie uns nicht weiß machen. Sie haben gewiß von vielem nichts gewußt, das der Zufall herbeigeführt hat — und das allmächtig waltende Schicksal. Dieß kann uns erfreuen, die wir auch Kinder des Schicksals sind und uns nicht immer auf die Weisheit unserer Obern verlassen können.

Donnerstag Abends, spät (Winter 1813).

Ihr Ernst ist, wie ich höre, hier gewesen. Wenn er in mein Haus kommen mag, so steht es ihm offen, wie sein väterliches Haus. Mehr will ich nicht sagen.

Donnerstag den 23. December 1813.

Jeden Tag schon wollte ich an Sie schreiben, aber die Krankheit meines Sohnes und die Ermüdung, die nachher bei mir darauf folgte, da ich Tag und Nacht abwechselnd mit seiner Mutter Wache bei ihm hielt, verhinderten mich daran. Nun ist gottlob das Uebel größtentheils vorüber gezogen, und mit dem ändernden Jahr hoffe ich sollen sich auch die Sorgen ändern.

Ich las in diesen Tagen eine für den jetzigen Zeitpunkt höchst interessante Schrift: Sur le système continental et sur ses rapports avec la Suède.[1] Sie ist eigentlich gegen Napoleon geschrieben, aber mit Einsicht und Verstand, und wie es scheint auch mit vieler Wahrheit. Ich empfehle sie Ihnen an, und allen Freunden, die sich über den jetzigen Lauf der Dinge unterrichten wollen.

Auch hat mir ein aus dem Spanischen übersetztes Gedicht von Friedländer, Pyrenäus, gar sehr gefallen. Auf unserm teutschen Krieges-Parnaß erschienen dergleichen Gedichte nicht. Sehen Sie, daß Sie es zu lesen bekommen.

Jena, den 14. Januar 1814.

Ich kann nicht läugnen, daß mir der Abmarsch so vieler jungen Leute doch etwas nahe geht. Im Ganzen mag es gut sein, denn das Kriegswesen löst von einer gewissen Einseitigkeit und Stumpfheit — wenn nur nicht andere gute Eigenschaften dabei verloren gehen.

Jena, den 25. Januar 1814.

Was nun vorerst unsere Söhne anlangt, so wollen wir sie ihrem Schicksal überlassen. Wir haben als treue Eltern gethan — und werden ferner thun — was in unserm Vermögen steht. Ferner an ihrem Glück künsteln zu wollen, könnte es vielleicht verderben — und allzu viel Sorgen schadet uns und ihnen. Von

[1] Von A. W. Schlegel.

uns sieben Kindern hat sich jedes sein Schicksal selber gemacht, ohne großes Zuthun der Eltern — ja, um besser zu sagen, unser Schicksal hat sich von selbst gemacht — oft ohne unser Wissen.

Mein Karl hat muntere Briefe von Arnstadt und Eisenach geschrieben. Die gewaltigen Schneewehen haben ihnen auf dem Marsche großen Spaß gemacht, und der darauffolgende heftige Frost hat ihm keinen Schaden gebracht, obgleich manche von den Gemeinen Nasen und Ohren dabei erfroren haben.

Der Himmel schütze sie ferner!

Ihr Ernst hat mich noch nicht besucht. Ich nehme es ihm nicht übel, denn ich weiß, wie die jungen Leute sind, und das Alter hat eben nicht viel Anziehendes, und sie mögen sich nicht gern aus ihrem Kreis bringen lassen, durch Vermahnungen und Lehren von diesen.

Das Einzige, was ich ihm rathen möchte, ist, bei seinen übrigen Studien die Naturwissenschaften und das Zeichnen nicht zu versäumen. Junge Leute, denen ich dieses gerathen und die es versäumt haben, haben mir nachher ihre große Reue darüber bezeugt. In beiden, vorzüglich aber in der Naturwissenschaft, haben wir hier vortreffliche Lehrer, von denen ich vorzüglich den Bergrath Voigt empfehle, den auch Goethe sehr hoch schätzt.

Indessen muß ich Ihnen doch bekennen, daß man gegenwärtig sehr darüber klagt, daß sich junge Leute so wenig zu älteren und zu ihren Lehrern wenden. Das bringt ihnen wenigstens keinen Ruhm, und sie gerathen unter ihres Gleichen gar häufig in einen Schwindelgeist, von dem man sie dann nur mit Mühe losreißt.

Ich habe dieses an meinem eigenen Sohn erfahren und manche sind darüber gar zu Grund gegangen. . .

Jena, den 1. Februar 1814.

Von der holden Kaiserin[1] erzählen Sie mir recht viel. Ich möcht' alles von den unschuldigen Geschöpfen wissen, denn der andern ihr Sein und Wesen haben wir erkannt.

[1] Von Rußland.

Nun da die Erde auch anfängt, sich allgemach ihrer Bande zu entledigen, nun wollen wir besseres für die Freiheit hoffen.

Der große Napoleon ist ein meschanter Barbar, der nichts als das Joch der Gewalt und Noth gelten läßt. Der gräßlichste Winter ist nicht so erstarrend, wie Er. Nimmer soll er mehr in unsre Bergstraßen kommen, noch Land und Leute verderben und verwüsten.

Unsern Poeten thut auch die Freiheit recht wohl — wenn sie anders nicht der Hunger nagt. Ich habe in meinem Leben nicht so viel Gedichte auf einmal über einen Gegenstand kommen sehen.

Dienstag den 15. Februar 1814.

Mein Dank für Ihre letzten lieben Zeilen und die Schilderung der holden Kaiserin hat sich etwas lange verzögert — und Sie werden es verzeihen!

Die Nachricht von einem gewonnenen Siege der Alliirten scheint sich doch nunmehr zu bestätigen, da sie anfänglich hier zweifelhaft gemacht wurde.

Ich kann nicht läugnen, daß ich jetzt etwas leidenschaftlich an der Sache und dem Glück der Verbündeten hänge, nicht sowohl aus bloßem Patriotismus, sondern auch, weil man täglich mehr einsieht, auf welchen schlechten Gründen die Handlungen und Thaten des großen Napoleon beruhen, so, daß dessen Zerstörungsgeiste mit Gewalt ein Ende muß gemacht werden. Gott helfe das Werk glücklich vollenden, und schone dabei des Lebens und Wohlseins unsrer Geliebten!

Von meinem Karl haben wir diesen Mittag wieder einen Brief erhalten, aus einem Dorfe nahe bei Deventer. Es ist eine Fortsetzung seines kleinen Diariums an uns. Er beschreibt die dortige Gegend als eine nicht sonderlich angenehme, und durch Kälte auch Nässe haben sie bei ihrem Marsche sehr gelitten. Doch ist er munter und legt seinen Briefen auch immer kleine Zeichnungen bei. Daß er mit dem Depot marschirt, das er mit dem Lieutenant

Cotta zugleich kommandirt, mag ihm gewissermaßen ersprießlicher sein, als wenn er beim Bataillon wäre, da er dadurch wahrscheinlich bessere Einquartierung erhält.

Freitag den 25. Februar 1814.

Wir haben heute eine Eskadron preußische Reiterei hier in Jena zur Einquartierung, und man kann mir nicht genug sagen, wie frisch und munter die Leute sind.

Ich könnte um meinen Karl Besorgniß haben, zumal da der arme Mensch mit seinen Füßen den nassen Schnee durchtreten muß und die Einquartierungen und die mit Torf erwärmten Kamine im Holländischen eben nicht sonderlich lobt; ich überlasse aber diese Sorge nun einmal dem Himmel, und hoffe, daß sein guter Genius ihn auch da durchführen wird.

Freitag den 4. März 1814.

Unter den vielen Zeitschriften, die ich jetzt gleichsam gedrungen lesen muß, hat mir doch die Schrift des Benjamin Constant, des Freundes der Frau von Staël, sur l'esprit de conquête et de l'usurpation, vorzüglich gewichtig geschienen.[1] Es hebt gleichsam den Napoleonismus aus seinen tiefsten Gründen heraus.

Von dem Werke der Frau von Staël[2] habe ich auch den ersten Theil gelesen. Er ist sehr geistreich und einnehmend geschrieben. Ihre Bemerkungen sind zum Theil äußerst fein und richtig; sonst gleicht das Werk mehr einem geistreichen Roman als einer mit Ernst prüfenden Darstellung. Der Styl ist vortrefflich, zumal von vorne herein.

Jena, den 24. März 1814.

Ich hatte schon von dem Unfall in Ihrem Hause[3] gehört und wollte seither täglich an Sie schreiben; aber wie Sie wohl auch wissen, man findet nicht immer die gute Stunde, sich mit Freunden zu unterhalten — oder glaubt sie wenigstens nicht immer finden

[1] An Goethe II. 138.
[2] Sur l'Allemagne.
[3] Dem Tod der treuen Christine.

zu können. Ich wollte, das Schicksal muthete Ihnen weniger zu, und setzte Ihre Standhaftigkeit weniger auf die Probe. Es ist zu viel für eine Seele wie die Ihrige. Dazu kommt leider, daß sich bei Ihnen und in Weimar die Uebel durch den Umgang, gleichsam durch Reperkussion oder Reverberation, in der Phantasie häufen, die bei einem isolirten Zustande nur einfach auffallen, sowie Mitklagende das Elend nur vermehren.

Ich las in diesen Tagen die kleinen Gedichte unsers Schiller wieder. Da hat mich manches sehr erfreut, und kam mir ganz wie neu vor. Da herrscht ein schöner, edler Geist!

Ostermontag den 11. April 1814.

Es scheint, treue und vielverehrte Freundin, daß sich unsre Seelen zuweilen begegnen. So war ich gestern Morgen bekümmert, so lange nichts von Ihnen erhalten zu haben und wollte mich eben setzen, an Sie zu schreiben, als mir Ihr Brief in die Hand gegeben wurde, der mir doppelte Freude brachte, sowohl wegen Ihres und der Ihrigen Wohlseins, als wegen der glorreichen Siegesnachricht, von der Sie die Gefälligkeit hatten, mir zu melden. So geht denn zuletzt noch alles gut in der Welt, und sie ist so schlimm nicht, wie man sich zuweilen in der Bedrängniß vorstellen mag. Ein solches Reinigungsmittel, wie uns der wüthende Napoleon gebracht hat, ist zwar etwas angreifend und stark, aber es kann doch manches Gute hervorsprießen, das ohne dieses nicht gekommen wäre.

Wir sehen und klagen meist nur den individuellen Fall, wie es denn für uns kurzlebende Menschen auch so natürlich ist, und meinen, das Gute hätte auch auf andere Art bezweckt werden können; es ist aber nicht immer so, und die Menschen, die immer auch Kinder bleiben, wollen zuweilen durch scharfe Mittel angetrieben werden, worunter denn freilich der einzelne Unschuldige auch mitleidet. Deßhalb ist es gut, daß die Menschen für den Glauben an das Ganze religiöse Heilmittel erfunden haben, weil ihre Vernunft nicht überall zulangen will.

Sie, holde Freundin, können sich mit beiden trösten: nur müssen Sie Ihre allzuzarte Empfindlichkeit zuweilen etwas zu bändigen suchen.

Der Einzug der Alliirten in Paris macht mich unendlich glücklich. Es ist eine Begebenheit, die auch nicht ohne große moralische Folgen bleiben kann. Es ist gut, daß die Welt sehe, wie eine wilde Leidenschaft, wenn sie auch durch das größte Talent unterstützt wird, doch endlich in sich zerfällt und durch sich selbst vernichtet wird.

Eben erhalte ich durch unsern Bergrath Voigt noch die Nachricht, daß Napoleon am 1. April auch wirklich vom Senat und Volk zu Paris abgesetzt worden. So wäre denn das lateinische Sprüchwort erfüllt: „In einem Augenblick ereignet sich oft, was man Jahre lang nicht hoffen konnte.“ So viel Jahre von grausamer List, Trug und Bosheit scheinen nun ihr Ende erreichen zu wollen. Welch Schauspiel der Welt in so kurzer Zeit, dessen Ende ich nicht zu sehen hoffen konnte! Welch ernste, sichtbare Lehre, daß Schelmerei doch endlich zu Grunde geht und ihr eigenes Verderben ist!

Es wird noch lange nicht alles wieder hergestellt sein, aber die Welt kann doch einmal wieder Athem holen. Wie mag es in der Seele des Tyrannen aussehen, gegen den Mephistopheles selbst nur ein spaßhafter Zeitvertreib war!

Jena, den 14. April 1814.

Ein Freund schreibt uns aus Ebersdorf, daß daselbst hundert Russen, die im Quartier gelegen wären, bei der Nachricht von der Uebergabe von Paris, aufs Feld gegangen seien, sich mit entblößtem Knie im Kreis auf die Erde niedergelassen hätten, und so ein Te Deum angestimmt. Dagegen sind nun w i r die Barbaren und die Gemeinheit ist unser Antheil. Doch, wir wollen nichts als gutes in diesen fröhlichen Tagen sagen! Schreiben Sie mir nur recht viel und schicken mir auch die Gedichte und empfehlen mich auch Ihrer theuren Frau Schwester und allen Angehörigen

Jena, den 3. Juni 1814.

Ich erhalte immer etwas liebenswürdiges von Ihnen, gütige Freundin! Letzthin schickten Sie mir Ihren guten Karl zu, an dem ich mich recht väterlich erfreute. Seine schöne Uniform gab ihm ein recht stattliches Ansehen, und seine gute Gemüthsart sprach auch zu unserem Gemüthe. Wir wünschen ihm von Herzen Glück, und zweifeln auch nicht, daß er solches erreichen wird.

Gestern besuchte mich auch Ihr Ernst und brachte mir einen Gruß von Ihnen. Beide Söhne schlagen in die Art ihrer guten Eltern; das gereicht ihnen zum großen Lob.

Auch bei unsern zurückgekommenen jungen Kriegsmännern bemerke ich, daß der kurze militärische Ausflug gutes für sie bewirkt hat. Von meinem Karl habe ich gute Briefe vom Anfang des Mai. Ich hoffe ihn nun bald wieder zu sehen.

Die Affaire mit dem jungen Goethe ist mir sowohl seinetwegen, als auch vorzüglich um des Vaters willen, verdrießlich, so wie Ihnen. Ich glaube, daß dabei etwas Unvorsichtigkeit von Seite des jungen Menschen, sowie des wohlmeinenden Erbprinzen stattgefunden hat; auf der andern Seite ist aber auch Neid und Jalousie, davon man einen Theil von dem Vater auf den Sohn überträgt.

Mag doch die gute Frau von Staël noch so viel schreiben, unter den Deutschen waltet immer ein kleinlicher Geist, der ächte Verdienste nicht mit liberalem Auge anzusehen und zu schätzen weiß. Was schadet es denn, wenn man dem Sohn um des Vaters willen mehr Ehre als andern anthut? Nur für Geburt, Rang und Titel hat dieses Volk unbedingten Respekt. Wenn sie nicht im lächerlichen Enthusiasmus auffahren können, so wissen sie gleich gar nichts mehr zu schätzen!

Dienstag früh den 28. Juni 1814.

Von dem Herrn Hofmarschall v. Oertzen habe ich auch die Beweise der thätigsten und edelmüthigsten Theilnahme in der Erbschaftsangelegenheit meiner guten Schwester erhalten.

Dergleichen könnte ich freilich von unsern Geschäftsmännern nicht hoffen noch erwarten. Dieß ist auch Ursache, warum ich mich von ihnen etwas entfernt halten mag, und warum ich auch die nähere Bekanntschaft unsers Herrn v. Gersdorf — den Sie mir ohne Zweifel mit Recht loben — noch nicht gesucht habe. Ein gewisser Dünkel von besonderer Staatswichtigkeit, der die meisten dieser Herren umgiebt, und der doch auf sehr wenigem ruhen mag, hält mich immer mehr noch zurück. In der Gesellschaft der Damen wird sich dieser freilich etwas weniger fühlbar machen. Den Grafen Edling allein muß ich jedoch von dieser Beschuldigung gänzlich ausnehmen. Er hat etwas vornehmeres.

Mich freut es, daß Sie Ihre Ruhe und Zufriedenheit in der Poesie wieder suchen, dazu scheint mir diese gemacht. Neulich, als mich hier der Geheime Rath Wolf wieder verließ, und wir viel vom Homer gesprochen hatten, nahm ich meine Odyssee im Griechischen wieder vor und studierte ein paar Seiten. Ich kann nicht sagen, mit welcher Vortrefflichkeit mich dieses erhoben hat, und mich von den alltäglichen Ansichten gleichsam gereinigt. Dieses ist der Himmel, den uns die Poesie giebt, und den so wenige kennen. Oft finde ich mich nicht würdig genug, ihn nur zu genießen.

Pindar, Homer — wohin erheben sie die Seele nicht? Aehnliches läßt sich nur von wenigen Neueren sagen. Die Begeisterung fehlt. Die Neueren, zumal die romantischen Dichter, berauschen mehr als sie stärken und wahrhaft erheben. *Weisheit* fehlt. Sie meinen, die Kraft ersetze alles. Ich nehme freilich Schiller, Goethe, Shakespeare u. A. in *vielen* ihrer Stücke aus, doch haben sie auch wieder in *andern* ihr eigenes Verdienst.

Es ist seltsam, daß ich in den heidnischen Gedichten weit mehr *wahre Religiosität* finde, als in den meisten christlichen. Nehmen Sie eine Tragödie von Sophokles, und sehen Sie, ob nicht Religiosität durch das ganze Stück herrscht.

Schiller ist mir in dieser Rücksicht vorzüglich schätzbar.

Jena, den 8. Juli 1814.

Das Schicksal der guten Helwig geht mir sehr nahe. Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß man in Heidelberg, wie ich höre, die Schuld von dem Betragen ihres Mannes gegen sie, auf sie legt. Das thut mir desto weher, und ich kann es nicht begreifen.

Zeltern möchte ich wohl gesehen und gehört haben. Ich glaube die wahre Musik, wie er sie treibt, würde mir jetzt besonders wohl thun. Den Mangel an Umgang mit ächten Kunstkennern und Freunden spüre ich hier gar sehr.

Jena, den 26. Juli 1814.

Goethe ist abgereist, ohne mir ein Wort davon zu sagen. Nun ist es bald ein Jahr, daß er nicht hier gewesen ist; denn gestern feierten wir meines Bernhards Geburtstag, den er kaum gesehen hat.

Sagen Sie mir doch etwas über den Primas, und wo er lebt und was er macht? Ich sollte wohl glauben, er habe unter sein Geistiges zu viel Irdisches gemischt, und die ungleiche Masse habe im Feuer das Gefäß zersprengt.

Unserm armen Gries ist ein Vergnügen erwachsen, worüber ich mich freue. Man hat ihm nämlich eines seiner Stücke aus dem Calderon für das Weimarische Theater abgefordert — ich glaube, das Leben ein Traum. Er hat sich schon lange beklagt, daß man in Weimar so gar nichts für ihn thue, und sogar seine Zenobia nicht gegeben habe.

Jena, den 19. August 1814.

Daß wir unsere vortreffliche Herzogin hier ganzer acht Tage lang zu verehren Gelegenheit hatten, wissen Sie. Es läßt sich Ihrer huldreichen Sorgfalt und Güte nichts gleich setzen — deren ich mich auch besonders zu rühmen habe — und so war auch ihre Umgebung von der freundlichsten und gefälligsten Stimmung.

Vor ein paar Tagen war der Professor Abeken aus Rudolstadt bei mir, der von Berlin kam, wo er die Feierlichkeiten mit angesehen hat. Er wußte viel zu erzählen. Goethe's Stück soll erst nach dem Kongreß aufgeführt werden.

Jena, Donnerstag den 15. September 1814.

Daß Sie sich auf eine Zeitlang nach Rudolstadt begeben, billige ich sehr. Es muß Ihnen doch eine angenehme Veränderung sein, bei Ihrer ehrwürdigen Frau Mutter und bei der hochverehrten und geliebten Fürstin. Es herrscht ein guter humaner Geist in Rudolstadt.

Jena, den 21. September 1814.

Wenn Sie sich an einem herrlichen Hochzeitmahl ergötzen wollen, so kommen Sie übermorgen zu uns herüber, wo wir zu dem Vermählungsfeste des Herrn Hofrath Oken mit Mlle. Stark eingeladen sind.

Sollten Sie Herrn Kanzler von Beulwitz zu sehen bekommen, so haben Sie ja die Güte, mich bei ihm zu entschuldigen, daß ich seinen gütigen Brief noch nicht beantwortet habe. Die Schwäche meines rechten Armes macht es mir aber für jetzt unmöglich. Sein Herr Sohn, ein recht liebenswürdiger junger Mann,[1] hat uns jüngst die Ehre erwiesen, uns zu besuchen.

Jena, den 19. Januar 1815.

Darin besteht die Göttlichkeit der Dichtkunst für die, die für sie empfänglich sind, daß sie die Seele aus der Gemeinheit der Welt zu erheben weiß. Ein Dichter wie Shakespeare wirkt so auf Ihre Seele, und mit Recht nennen Sie ihn einen göttlichen Mann.

Was Sie bei dieser Gelegenheit über Schlegels u. dergl. Uebersetzungen sagen, hat mir ungemein gefallen. Diese Herren möchten ja, daß ihre Kunst nicht unbemerkt bliebe, und vergessen darüber den Geist ihres Dichters, oder vielmehr, sie sind nicht fähig, ihn wahrhaft zu ergreifen. Dieses möchte ich von allen den sogenannten treuen Uebersetzungen sagen — die Vossischen nicht ausgeschlossen — obgleich bei diesen ein anderes Prinzip vorherrscht. Doch aber auch bei ihm macht der Uebersetzer größeren Anspruch als der Autor, und, wie Sie sehr wohl sagen, sein Gerüste scheint uns überall durch.

[1] Kommandant von Jena? An Goethe II. 155.

Goethe scheint mir deßhalb nicht ganz unrecht zu haben, wenn er in seinem dritten Bande die Uebersetzungen in Prosa denen in Versen, für junge Leute wenigstens, vorzieht ...

Jena, den 14. Februar 1815.

Die politischen Dinge rühren mich nun fast gar nicht mehr; da ich überzeugt bin, daß es so bald nicht Krieg giebt., so überlasse ich das übrige dem Schicksal, das so lange gewaltet hat. Viel schlechter wird es ja doch nicht werden, als es schon gewesen ist, und da haben wir doch auch gelebt. Große Erwartungen kann man wohl von dem übrigen nicht haben. Wer sich über alles Schlechte der Welt ärgern wollte, der kann sich nur heute zu Grabe legen, und eben so ist es mit den Freuden, die man nur im Einzelnen suchen muß.

Dienstag, den 7. März (1815).

Für Ihre Nachricht über die Proserpina [1] danke ich Ihnen gar sehr. Ich hätte gar zu gern diese Vorstellung sehen mögen, zumal da mich auch die Figuren darin immer sehr interessirt haben. Es ist doch eine Herrlichkeit um die griechisch-heidnische Welt, die auch den Greueln und Abscheulichkeiten — die bei andern nur Ekel erwecken — eine interessante Gestalt hat geben können! Wie wichtig sind diese Beschäftigungen der Verdammten, und welchen nahen Bezug haben sie auf das wirkliche Leben! Wie dumm ist unsere christliche Hölle dagegen!

Jena, den 19. April 1815.

Ich bin jetzt an Sammlung meiner kleinen Gedichte, die Herr Göschen drucken will. Ich nehme nur das wenigste heraus, und das meist eine moralische Tendenz hat. Dieß hält sich doch noch am längsten. Es werden kaum sieben Bogen werden. Wozu auch das viele? Wenn nur ein paar Zeilen darunter sind, die Sie erfreuen und ergötzen könnten, so bin ich schon belohnt. Einen

[1] Von Goethe, die zuerst am 3. Februar aufgeführt war. Br. S. 175 u. 185.

Shakespeare oder Goethe werden Sie nicht in mir suchen — auch keinen Schiller.

Daß man Herrn Mounier [1] so gar häuslich und freundlich in Weimar aufnimmt, verwundert die Leute hier sehr. Er ist sogar, so viel ich weiß, aus Grenoble, und da kann er Ihnen von den Gesinnungen seiner dortigen Landsleute etwas erzählen. Auch muß er den Geist Napoleons genau kennen.

Jena, den 20. Juni 1815.

Es ist recht freundlich von Ihnen, daß Sie mich auch im Getümmel Ihrer Welt nicht vergessen mögen. Der Himmel wird Sie auch schon für Ihre Treue segnen.

Daß unsere gute Frau von Stein nicht ganz jugendlich frisch von ihren Eisenbädern [2] unter den hohen Fichtenwäldern zurückgekommen ist, gehört unter die Dinge, die man eben ertragen muß. Ich kann nicht läugnen, daß ich diese Freundin als einen großen Bestandtheil meines eigenen Glückes ansehe, da ich so viel gutes von ihr erhalten habe.

Ich habe in diesen Tagen das Schattenbild eines deutschen jungen Prinzen in den Briefen des Pr. von Neuwied an seine Mutter gelesen. Nicht bald hat mich eine schriftliche Unterhaltung so angezogen. Eine solche Ingenuität und Bravheit. Haben Sie das Büchelchen nicht, so kann ich es Ihnen schicken.

Andere philosophische Werke kann ich auch zum Theil rühmen, als: die Gespräche Julius und Evagoras von Professor Fries in Heidelberg; dann Vorlesungen über das höchste Gut von Professor Wyß in Bern. Beide diese Schriftsteller haben sich ziemlich von Vorurtheilen rein zu machen gesucht, und man findet treffliche Wahrheiten in ihren Schriften. Kennen Sie die deutschen Blätter von Woltmann? Darin sollen auch Aufsätze von seiner Frau sein, die ich sehr schätze. Diese hat böhmische Sagen herausgegeben, die sehr interessant sein müssen.

[1] Den Sohn des frühern Leiters einer Erziehungsanstalt. Düntzer zu Br. S. 190.
[2] In Ilmenau.

Jena, den 15. September 1815.

Was Sie mir über Wielands Briefe [1] schreiben, ist interessant. Ich habe sie noch nicht gesehen, doch wünscht man, der theure Sohn hätte sie in kleinerer Anzahl drucken lassen. Sie drücken sich über Wielands Genius gar wohl aus. Mehr Anmuth in Phantasie und Verstand, als Kraft und Energie in der Erfindung und Darstellung. Seine Helden und Weisen sehen sich so ziemlich alle gleich. Auch stand ihm das Leben höher als die Kunst, obgleich beide sich genau bei ihm mit einander verschwisterten.

Jena, den 24. Oktober 1815.

Den Tod der guten und — wie Sie wohl sagen — rechtschaffenen Frau v. Wedell habe ich mit Ihnen, und gewiß mit vielen Freunden, betrauert. Ihre Stelle wird sobald nicht wieder ersetzt werden, und die gute Herzogin wird auch den Verlust lange fühlen. Sie hat sich recht mit Geist und Studium in ihre Stelle einzupassen gesucht, um den Willen ihrer Herrscherin zu befolgen.

So hat mich auch des jungen Bertuchs Tod sehr tief verwundet, und wenn der Vater nicht mit so starken Banden an die Erde gebunden wäre, so sähe ich nicht, wie er es aushalten könnte.

Darum wollen wir es uns zu Nutze ziehen, was die Frau v. Staël von den Deutschen sagt, daß sie nur mit dem Universum leben können — und dabei wollen wir bleiben!

Sonne und Mond sind seit mehreren Tagen sehr freundlich gewesen, und sonderlich hat letzterer an dem großen Festabend, den 18. Oktober, mir ein höchst festliches Schauspiel gegeben. Das Feuer auf dem Hausberg diente ihm zum Altar, über das sich erstlich der jetzt so hell glänzende Mars feierlich hinzog und gleichsam über der Spitze desselben zu verweilen schien, dem darauf bald der helle silberne Mond nachfolgte und dieselbe Stellung nahm. Das ganze Thal und die Berge waren wie mit einem schwarzen Tuch behangen, an welchem nur die Spitzen und Gipfel der Bäume

[1] Auswahl denkwürdiger Briefe Wielands. Wien 1815.

hervorragten und die schönsten Silhouetten bildeten, tief unten aber ein glänzender Strich der vorbeifließenden Saale. Ich habe in meinem Leben kein feierlicheres Schauspiel gesehen, wo sich Himmel und Erde so geistig zu vereinen schienen. Früh am Morgen desselben Tages hat ein heftiger Blitz und Donnerschlag solchen angekündigt.

Was Sie mir vom General Czernitschef sagen, ist mir sehr interessant, zumalen daß er sich nicht so sehr von den Pariser Erscheinungen angelockt fühlt, die seinen Herrn und Meister fester scheinen gefesselt zu haben. Man sagt jetzt gar viel von den genauen Verbindungen der Russen und Franzosen, und daß erstere scheinen die armen Preußen im Stich lassen zu wollen. Es war wohl zu erwarten.

Jena, den 7. November 1815.

Wenn meine Gedichte weiter keine Verdienste haben, so ist es doch, daß einmal ein anderer Ton angestimmt werde gegen dieses ewige Zauber-, Ritter-, Hexen- und Gaukelwesen, und man Religiosität zu finden habe, wo auch nicht ewig das Kreuz angemalt ist.

Jena, den 17. November 1815.

Ich nehme besondern Antheil an dem Schicksal der vortrefflichen Kaiserin, ob ich sie gleich nicht gesehen habe. Was diese Zeiten gutes haben möchten, ist, daß sie die irdischen Gottheiten etwas näher aus ihrem Olymp zu uns herunter gerückt haben und uns also das Wahre an ihnen genauer haben kennen gelehrt. Manche gewinnen dabei, sowie andere wiederum verlieren. Die von Ihrem Geschlecht gewinnen am öftersten, sowie sie doch in der Regel am verborgensten bleiben.

Seien Sie unbesorgt wegen Ihrer Söhne! Das Schicksal und ihr eigenes Vermögen wird ihnen gewiß schon den Weg anweisen, der jedem der schicklichste ist, und unsere Sorgen und Plane helfen uns nichts.

Sie sind beide brave und verständige junge Leute, von guten

Eltern, deren Beispiel sie vor sich haben, sowie auch den Ruhm ihres Vaters. Da wird es ihnen nicht fehlen. Mich dünkt, daß es gut sei, daß Ihr Karl — wenigstens auf eine Zeitlang — aus dem Jägerstande sei herausgehoben worden. Dieser Stand hatte für seine Existenz etwas zu beschränktes.

Dienstag den 28. November 1815.

Daß meine kleine Sammlung so noch zur rechten Stunde bei Ihnen angelangt ist, rechne ich zu den guten Zufällen meines Lebens. Gleiches schreibt mir auch unsere gute Erbprinzessin aus Mecklenburg in lieben Zeilen.

Was wird denn aus Ihrem Theater werden, wenn die Wölfe fortgehen? Es scheint, es treibt sich mehreres nach dem Abzug.

Freitag den 15. December 1815.

Goethe war vorgestern den ganzen Abend noch hier. Ernst besucht mich fleißig.

Donnerstag, den 11. Januar 1816.

Grüßen Sie Ihre beiden Söhne und den abreisenden Karl! Ernst soll mich nur bald wieder besuchen. Seien Sie nicht allzu besorgt um die guten Menschen. Das Schicksal sorgt schon:

„Allzu bemühete Sorge
„Raubt ihm den Willen hinweg."

(Siehe Knebels Gedichte, das Lied der Hoffnung.)[1]

Ich hoffe nicht, daß der Vers Ihres lieben Briefes:

„Der Einsame versinkt stille"

auf Sie anzuwenden sein soll!

Freitag früh den 19. Januar 1816.

Seit gestern sagt man schon unsere theure Prinzessin Caroline hier todt. Ich empfinde, was alle empfinden müssen, die sie gekannt haben; doch kann ich nicht sagen, daß ich sehr traurig

[1] Lit. Nachlaß I. 45.

sei. Ich sah das Unglück kommen, und nun, da es vorüber ist, freue ich mich gewissermaßen, daß der Engel erlöst ist!

Wen ich betraure, das sind die armen Kinder und die zunächst bei ihrem Abschiede zugegen waren. Der Eindruck muß unauslöschlich bleiben — doch kann es noch Trost verschaffen, irgend eine Linderung dem scheidenden Engel gegeben zu haben.

Jena, den 30. Januar (1816).

Mittwoch, sagt man, sei Epimenides;[1] davon müssen Sie mir auch schreiben. Auch spricht man allerlei, was in Berlin passirt sein soll — davon möchte ich auch wissen. Auch was an der Geschichte vom Prinzen Bernhard wahr ist! Fürchten Sie nichts, ich verbrenne die Briefe.

Jena, den 2. Februar 1816.

Ich kann Ihnen nur im Vertrauen sagen, daß die letzten Zeilen, welche meine kleine Sammlung Gedichte schließen, von unserer theuren Prinzessin Caroline selbst sind. Sie scheint darin gleichsam eine selige Ahnung ihres kurzen Aufenthalts auf der Erde gehabt zu haben.

Dienstag den 13. Februar (1816).

Noch haben Sie mir keine Zeile von so wichtigen Nachrichten geschrieben, die sich nun fast täglich in Weimar zutragen. Jetzt sind sie alle Staatsleute! das macht das neue politische System und die Wachsamkeit! Auch von Epimenides noch nicht ein Wort! Man lobt die Dekorationen sehr.

Es ist vielleicht gut, daß Ihr neuer Falkenorden die Gemüther etwas in Bewegung setzt. Etwas muß sie ja doch beschäftigen. Die Raubvögel deuten übrigens immer auf Unruhe.

Uebrigens, denke ich, sie werden die Singvögel in Weimar gar vertreiben helfen.

[1] Er wurde des Todes der Prinzessin Caroline wegen erst am 7. Februar gegeben.

Jena, den 16. Februar 1816.

Für Ihre gefällige und geistreiche Schilderung des Epimenides danke ich Ihnen. Sie sehen mit wohlgefälligen Augen und hören auch so. Andere waren nicht so zufrieden. Die Musik wollte ihnen nicht recht ans Herz gehen, und dann fanden sie, daß manches in der Allegorie zu fein und daher zu unbestimmt für den anschauenden Sinn sei. Das läßt sich nun wohl denken, und man müßte ein solches Spiel öfters gesehen haben. Zuletzt aber die Mischung von moderner Tracht und Sitte mit der antiken that ihnen gewaltig weh — und auch das kann ich mir denken. Wir wollen also nur das Stück fleißig lesen, das so viel vortreffliches und gemüthliches enthält. Es ist schwer für das jetzige Publikum zu schreiben und zu dichten. Der Hauptgrund liegt im Unverstand; dann aber sind die Geschmacke so getheilt, wie das politische Deutschland. Ich glaube, wenn man den alten Hermann hätte auftreten lassen, und das nordische Unzeug, hätten manche mehr Gefallen daran gehabt rc.

Jena, den 12. März 1816.

Die unerwartete Ankunft meines Karls hat mein Haus etwas in Unruhe gesetzt; nicht sowohl durch seine Person, als durch die mancherlei Besuche, die sich bei dergleichen Gelegenheiten einstellen. Gestern belastete mich noch ein besonderes Unglück. Herr Kanzler v. Müller schickte mir aus Gefälligkeit das neueste Werk von Herrn Baron v. Fouqué, die Fahrten Thiodolfs des Isländers. Weil ich von diesem Autor noch so wenig gelesen habe, so wollte ich dieses Werk studiren, um die Talente und Eigenschaften des gepriesenen Mannes daraus zu erkennen. Wie fand ich mich aber in den geringsten Erwartungen davon äußerst betrogen! Nichts unwürdigeres, schlechteres, abgeschmackteres und elenderes ist mir noch vorgekommen. Und meist eben darum, weil der Verfasser, wie es scheint, Prätention auf Genie macht. Von den Charakteren will ich gar nichts sagen. Sein Held, Herr Thiodolf, ist der besoffenste, brutalste Student, dergleichen es ehemals in Halle

oder Jena gab, Gottlob aber nicht mehr gibt. Dieß ist nun der Lieblingsautor der deutschen Nation!! Dieser Gedanke versetzte mich in tiefere Betrübniß, als es wohl hätte sein sollen. Da ich jetzt so oft, zumal in den englischen Journalen, das Mißtrauen der Ausländer gegen alles, was deutscher Witz oder Geschmack heißt, lesen muß, so überfiel mich die Scham, wenn ich bedachte, was Ausländer von einem solchen Produkte und denen, die es loben, denken müßten. Ich habe lange keinen so schwermüthigen Abend gehabt.

Von nun an soll dergleichen aber nicht mehr auf meinen Tisch kommen, und kein Name soll mich täuschen!

Doch noch Eins! Von Religion, Ritterthum und Christenthum wagen es diese Menschen dennoch zu sprechen, und wollen sich ein Verdienst machen, diese unter ihre Dummheiten gelegentlich mit einzuschmuggeln. Die Elenden, Verächtlichen, Abgeschmackten!!

Etwas anders hat es doch noch unser heiliger Werner traktirt, der jetzt, wie ich höre, als Fuldaischer Pensionär dem Großherzog von Weimar heimgefallen ist. Welch ein Trost für unsere gute heilig gewordene Frau v. Schardt, die jetzt den Heiland so viel näher hat!

„Daß die Bäume nicht zu hoch wachsen, dafür ist schon gesorgt," hat Goethe zu einem Motto genommen; und daß die Menschen nicht zu verständig werden, dafür wohl auch!

Dienstag den 23. April 1816.

Ich komme eben von Wielands Briefen her, deren Lektüre ich so lange aufgeschoben habe, und die mir noch — ich weiß nicht welche — Ungenügsamkeit geben. Ich finde den Mann ganz darin, aber wir wünschten von unsern verklärten Freunden etwas Verklärteres zu haben. Die Schuld liegt an mir, ich weiß es; aber ich kann nicht dafür. Wenn ich in dem Zirkel der Welt mitlebte, so wäre ich vielleicht leichter zu begnügen. Wenn man sich längere Zeit genauer gekannt hat, so ist uns schon so vieles bekannt, und wir möchten gern fortschreiten!

Jean Pauls Museum habe ich mit größerem Vergnügen seit ein paar Tagen gelesen. Er ist voll Ideen, voll Vorstellungen und Bilder. Es sprudelt gleichsam. Eins verdrängt das andere und löscht leider zu oft den Eindruck des vorhergehenden wieder aus. Aber man ergötzt sich doch an dem Witz und Scharfsinn und an dem Neuen, das er immer wieder mit tausend Wendungen aus dem Boden heraus zu schürfen vermag. Von Schubert verspreche ich mir doch viel Gutes, wenn man sich anders an seine Individualität einigermaßen gewöhnen kann. Er hat viel Aehnliches mit Moriz und besitzt große Wissenschaft.

Jena, den 17. Mai 1816.

Goethe ist noch hier und wird wohl, wie wir hoffen, noch ein paar Tage hier bleiben. Er besucht mich fleißig, und seine Gegenwart klärt mir das Gemüth auf. Unsere gemeinschaftliche Freundin Griesbach ist jetzt nach der Insel Rügen gereist, um dort einen Freund zu begrüßen. So weit haben wir es doch nicht!

Jena, den 7. Juni 1816.

Nun bitte ich Sie, daß Sie mir bald genaue Nachricht geben von dem, was in Weimar während dieser Festlichkeiten vorgefallen ist — auch wie Ihnen die neue Herzogin Ida [1] gefällt ꝛc. Goethe [2] und sein Haus betrüben mich sehr. Schreiben Sie mir auch hierüber etwas, wo möglich tröstliches. In W. sind sie recht glückselig, da freut sich einer an des andern Falkenorden und singen Lieder zusammen, die sie drucken lassen! das sind selige Menschen!

Jena, den 12. August 1816.

Daß Sie die Nähe Ihres Gartens allhier [3] und den Hintergrund des hübsch geformten Berges ungern vermissen, kann ich mir wohl denken. Ich weiß nicht, wer es sagt, daß man öfters einen erhabenen Gegenstand sich vor Augen stellen solle, weil sich mit dem Anblick zugleich die Seele erhebt. Aehnliches empfinden

[1] Von Meiningen, die sich mit dem Herzog Bernhard vermählt hatte.
[2] Dessen Frau am 6. gestorben war.
[3] Frau v. Schiller hatte sich einige Zeit in Jena aufgehalten.

wir schon bei sich erhebenden Wasserkünsten und beim Steigen der Kaskaden, das uns deßhalb Vergnügen macht. Auch mit hohen Gebäuden und Säulen erhebt sich die Seele — was mag es erst mit den Pyramiden sein?

Ist denn die Erbprinzessin von Oranien [1] in Weimar gewesen?

Was Sie mir über das neue Produkt des Herrn Benjamin Constant [2] sagen, ist mir sehr einleuchtend. Ich liebe diese Verstandesnaturen nicht. Das Beste muß bei mir aus dem Gemüth kommen, sonst taugt es nicht viel. Bei diesen Naturen ist Dünkel, Ehrgeiz, Seinwollen so sehr mit allen ihren Gefühlen und ihren sogenannten Pflichten vermengt, daß es mir davor grauset. Es kann wohl ein guter Mensch schreiben wollen, aber dann muß er uns keine falschen Zwecke aufdringen. Der Mensch, der nicht kerngut ist, der kann vielleicht auch nützlich sein, aber mir taugt er nichts.

Donnerstag früh den 29. August (1816).

Mehrere Besuche von Freunden haben mich seit ein paar Tagen in Bewegung gesetzt, deren ich nicht gewohnt bin. Unter Andern brachte auch der Exminister von Altenstein ein paar Tage bei uns zu, die mir sehr unterhaltend und mich unterrichtend waren.

Wenn man so die Dinge der Zeit und die Personen, die solche hervorbringen, durch ein paar ziemlich helle Augen anzusehen in Stand gesetzt wird, so erscheint manches doch noch anders, als man es geradezu aus den Zeitungen zu vernehmen gewohnt ist. Man erfährt die Bestätigung des Sprüchworts: „daß die Welt nur durch mittelmäßige Weisheit regiert wird," oder, möchte man hinzusetzen, durch gar keine, vielmehr nur durch Convenienz, Leidenschaften der einen, Blindheit der andern u. s. w. Die wichtigste Rolle dabei spielen meist nur die Schelme, oder diejenigen, die den Bündel auf sich zu nehmen sich gefallen lassen.

Unsers Freundes Goethe Geburtstag haben wir gestern im

[1] Schwester der Großfürstin.

[2] Ein Roman, Adolphe.

Herzen gefeiert. Es scheint, er wird sich mit den Jahren nicht ganz von dem Loose aller außerordentlichen Menschen lossprechen können, welche die Richtigkeit der Dinge immer schwerer fühlen. Sein fleißiges Naturstudium allein kann ihn in der Höhe halten, die ihm den Genuß des Lebens nicht verächtlich macht. Dazu scheint er auch eine unversiegliche Quelle in sich zu haben. Wer es bloß mit den Menschen in ihren äußeren Verbindungen hält, der kann schwerlich zu einer dauernden Zufriedenheit durch sie gelangen; — nur in den Herzen wahrer Freunde wohnt sichere Ruhe.

Jena, den 25. September 1816.

Ich wünschte wohl des Malers Cornelius Zeichnungen aus Goethes Faust zu sehen. Es ist ein geschickter Künstler, und er hat gewiß die interessantesten Punkte gewählt. Es ist seltsam, wie dieser Faust insbesondere alle Malernaturen an sich zieht. In solchen Vorstellungen lebt am meisten unsere Natur. Die mehr heiteren Vorstellungen der Griechen sind uns schon fremder. Dieses mag auch so sein, nur kann ich die Metzeleien und Schindereien der Heiligen, auch in den Vorstellungen der größten italienischen Meister, nicht wohl vertragen. Je näher der Natur, desto schrecklicher, möchte ich wohl sagen. Mich soll der Künstler mit mir zufrieden machen, und da ich ihm in den Vortrefflichkeiten seiner Kunst nicht immer nachgehen kann, so soll wenigstens das Ganze einen angenehmen Eindruck auf mich machen.

Das Bild von der Gräfin Edling, das Sie mir machen, freut mich sehr. Ich war im Voraus von der Wahl ihres Gemahls versichert.

Ich las vor ein paar Abenden Schillers kleine Gedichte mit großer Zufriedenheit wieder. Es sind so vortreffliche, auf jeden Bezug des Lebens so abgemessene, richtige und glückliche Gedanken und Worte darin, die bei jeder andern Nation gleichsam sprüchwörtlich unter den Menschen herumgehen würden. Die unsrige weidet sich nur an der Fülle immer neuer Produkte.

Freitag den 4. Oktober 1816.

Um Riemers Vorrede [1] muß ich doch bald wieder bitten. Ich lese jetzt nichts wie philosophica und zwar unseres Bachmanns Philosophie unserer Zeit, die ich ganz kürzlich von ihm erhalten habe. [2] Es ist viel Gutes für mich in dem Buch, ob ich gleich nicht weiß, wie die Welt damit zufrieden sein wird. Ich lerne erst unsere Philosophen Kant, Fichte, Jakobi, Schelling 2c. etwas näher daraus kennen. Es ist wunderbar, wie sie sich zum Theil zerarbeitet haben, um das Unmögliche zu erkennen. Das, was vor ihnen lag, die Natur nämlich, achteten sie und erkannten sie desto weniger. Ich weiß nicht, wie weit es Herr Bachmann noch bringen wird, denn ich bin erst in der Mitte des Buches. Leid thut es mir, daß er dem armen Fries zu nahe auf den Leib tritt, den wir nun nächstens hieher erhalten werden.

Dienstag den 8. Oktober (1816).

Daß Sie sich von dem jetzigen Hofleben auf einige Zeit wieder in Ihr Rudolstadt zurück ziehen, finde ich ganz gut, nur wünschte ich einige Meilen näher diesem Orte zu wohnen. Unser gesellschaftliches Leben führt übrigens nicht immer zum gemüthlichen Leben, und nur dieses liebe ich. Wer unser gesellschaftliches Hofleben ehrenhaft mitmachen will, muß wenigstens den größten Theil von Europa durchreist haben, mit den ausgezeichnetsten Personen in Bekanntschaft sein und viel zu erzählen wissen, sonst ist er nur ein armer Figurant!

Ich möchte Ihnen gerne ein paar hübsche Lieder schicken, die auf die verstorbene Kaiserin von Oesterreich sind gemacht worden von Max von Schenkendorf; noch habe ich sie nicht abgeschrieben. Vielleicht erhalten sie solche im Buchladen. Es sind nur $1\frac{1}{2}$ Bogen. Wenn Sie den Musen-Almanach von Cotta [3] haben, worin Goethe's Gedichte sind, so leihen Sie mir solchen auf zwei Tage.

[1] Zu seinem griechischen Wörterbuch.

[2] An Goethe II. 204.

[3] Das Taschenbuch für Damen für 1817.

Freitag den 11. Oktober (1816).

Mit tausend Dank schicke ich Ihnen, gütige Freundin, das Taschenbuch wieder. Ich habe es beinahe ganz durchgelesen.

Otto und Sarella von Lafontaine haben mich am meisten angezogen. Die Erzählung ist meisterhaft. Nach dieser haben wohl Rückerts Sonette das meiste originelle Verdienst. Jean Paul hat trefflichen Witz und Beobachtung. Goethe's orientalische Gedichte werden wenige Bewunderung finden, weil sie auch von gar wenigen verstanden werden. Das übrige, zumal die Poesien, bleibt im mittleren Fach. Unendlich ist doch dieser Almanach dem von Alois Schreiber, Cornelia betitelt, vorzuziehen. Dort ist fast gar nichts. Ueberhaupt scheint aber unsere dießjährige poetische Ernte etwas vom Frost gelitten zu haben.

Das indische Gedicht Ramayana [1] hat mich schon längst angezogen. Ich kenne Stellen daraus, die groß sind. Ich hoffe, das englische Original durch Sartorius in Göttingen zu erhalten, der es mir versprochen, aber nicht Wort hält. Ich wünschte daraus noch in meinen alten Tagen übersetzen zu können. Etwas viel Mythologie scheint darunter zu sein, die ins Abenteuerliche fällt.

Professor Thiersch aus München ist bei mir gewesen. Er hat Pindars Oden übersetzt und zwar in die mit dem Originale gleichen Sylbenmaße. Eine entsetzliche Arbeit! Ich machte ihm meine Zweifel darüber, er meinte aber ohne dieses gienge der Pindar verloren. Er unterrichtet die königl. Prinzessinnen in München und lehrt diese auch nach solchen Sylbenmaßen lesen. Dieß soll nach und nach in allen bayrischen Schulen eingeführt werden.

Was das für eine poetische Zeit werden wird!

Jena, den 25. Oktober 1816.

Da der Himmel in trüben Tagen immer den ihm vertrauenden guten Menschen etwas zur Linderung schickt, so waren mir es in diesen letzten Tagen mehrere Bogen von Goethe's Reise nach Italien,

[1] Br. S. 309.

die mir zu Händen kamen. Sie sind ungemein heiter geschrieben, zumal vom Anfang herein, und trieben mir wirklich die Wolken von der Seele. Ich kann Ihnen nicht gutes genug von diesen Erzählungen sagen, und hoffe, daß Sie solche nun selbst bald erhalten werden. Der große Vortheil von Goethe's Schriften dieser Art ist es, daß er uns mit seiner ganzen Menschheit in die Dinge einführt, und daß wir gleichsam auf diese Art mit ihm schauen, lernen und sind.

Daß Sie in unserm heiteren Saalthale, in der Höhe des schönen Rudolstädter Schlosses sich wohl befinden, freut mich gar sehr. In der That ist eine anmuthigere und etwas imposantere Ansicht der Gegenstände um uns her, in diesen kleinlichen seelendürftigen Zeiten, dem Gemüthe fast unumgänglich nothwendig. Diese äußere Natur muß uns halten, daß die innere nicht endlich verschrumpft und zu Grunde geht. So hat es Goethe auch oft auf seiner Reise empfunden, wo er sich nicht auf Werken der Kunst erheben konnte.

Auch Ludens haben wieder ein Söhnchen erhalten. Ich schickte ihm zum Glückwunsch folgende Zeilen:

Trüb ist die Welt; ja trüb, nicht minder von außen als innen;
  Drum erweckest du dir fernerer Hoffnungen Keim:
Mög' er zu Segen und Glück aufblühen den liebenden Eltern,
  Und so schließen den Kranz fröhlicher Jugend um sie!

Grüßen Sie Ihre jungen Professors und Dichter, Göttling und Voß, wenn Sie sie sehen, und lassen sich von ersterem seinen Heliodor vorlesen.

Jena, den 14. November 1816.

Der Todesfall Ihres Freundes v. Gleichen [1] geht auch mir sehr nahe. Sagen Sie mir doch, ob es derselbige ist, der seither Freund und Gesellschafter des Fürsten in Rudolstadt war? Ich hatte auch eine besondere Neigung für ihn, und sprach ihn noch

[1] Siehe Br. S. 316.

zuletzt, als ich mit unsrer Großherzogin in Schwarzburg war. Die Gleichen haben alle, so viel ich sie kenne, Geist und Gemüth. Auch dieser unterschied sich dadurch, ob er mir gleich etwas Phlegma zu haben schien. Ihr Verhältniß zu ihm hat freilich noch mehr anzügliches, und er muß durch seine schönen Kenntnisse doppelt interessant für Sie gewesen sein.

Freitag den 29. November 1816.

Vorgestern war ein Doktor der Arzneikunde, Herr Bloch aus Danzig bei mir. Er kam von Wien und Berlin, wo er eine Zeit lang studierte, und trug uns mit vieler Laune und unendlichem Gedächtnisse ganze Stücke von dem lustigen Theater in Wien vor.

Diese Farcen haben mehr Geist und ich möchte sagen, mehr Talent als der größte Theil unsrer neuesten Trauerspiele. Der Witz ist mitunter ganz aristophanisch. Das Stück: „Jupiters Besuch bei der Prinzessin Europa, oder, wie geht es im Olymp zu?" ist voll treffenden beißenden Witzes. Wir haben nicht aufhören können zu lachen.

Der junge Mensch hat ein treffliches Talent, dergleichen vorzutragen.

Jena, den 24. Januar 1817.

Eine Erscheinung, wie die Humboldt'sche bei Ihnen war, setzt das Gemüth in eigene Beruhigung mit sich selbst. Man sieht so viele Gestalten an sich vorüber gehen, und weiß am Ende doch nicht, wem man eigentlich angehört. Alte Freunde überzeugen uns erst, daß wir noch dieselben sind, die wir einst waren, und die wir uns schmeichelten sein und bleiben zu dürfen. Humboldt ist ein rechtschaffener, sicherer Mann, und von seiner Frau, die ich persönlich nicht kenne, sagt man mir noch mehr vorzügliches. Da Sie solche für Ihre Schwester erkennen, so kann mir das Gesagte nicht zweifelhaft sein. Auch die vergnügten Stunden bei Goethe kann ich mir wohl denken. Personen, die so viel g e i s t i g gesehen haben,

wie Humboldts, sind auch gewiß unterhaltend, und nicht gewöhnliche Erscheinungen. Wir müssen unsere Weltkenntnisse meist nur aus Büchern holen.

Unsere gelehrte Welt geräth jetzt sehr in Krieg. Berliner Gelehrte haben gegen Wolf geschrieben, und der jüngere Voß hat, wie ich höre, ein ganzes Buch gegen ihn herausgegeben. Alles wird jetzt gedruckt, und so erfährt die Welt doch etwas. Auch die Rostocker Professors haben gegen den renommistischen Oken ein paar Bogen in die Welt geschickt, mit großer Höflichkeit, wie ich höre.

Dienstag den 28. Januar 1812. (Gehört zu Seite 330.)

Ich dachte gewiß morgen in Weimar zu sein und Ihnen persönlich für Ihre letzten lieben Zeilen danken zu können. Nun da Goethe's Stück [1] erst Sonnabends aufgeführt wird, werde ich nicht eher eintreffen.

Diesen Morgen hatten wir den Herzog, die Großfürstin und ihren Gemahl hier. Sie waren so freundlich, daß wir wirklich die kalte Winterluft nicht spürten.

Frau von Stein hat mir letzthin noch recht liebe Zeilen geschrieben. Ich denke so oft an sie, die ihr Leben doch so schön für ihre Freunde fortgeführt hat, und wünsche ihr den fröhlichsten Muth.

Daß Sie sich glücklich fühlen, mit Einem der kleinen, schönen Geister, die Sie um sich haben, sich nicht mehr abgeben zu dürfen, [2] das verdenke ich Ihnen wohl nicht. Ach, wie drücken diese Menschen die Natur herunter, und wie unwohl machen sie uns!

Jena, den 11. Februar (1817).

Ihre Ansicht über Graf Stolbergs Alfred ist gar richtig. Er dürfte zuweilen poetischer sein. Seine Ansichten über unsere neueste deutsche Poesie am Ende des Buches gefielen mir sehr.

[1] Romeo und Julie.
[2] Etwa Falk, der ausgezogen war? I.-616.

Gott weiß, was aus unsrer Poesie noch für ein Geklingel und Gefasel werden soll! Nichts stark hervortretendes, nichts männliches!

Das sind wir größtentheils den Reformatoren, den Schlegeln, schuldig, und das Publikum läßt sich ja alles gefallen!

Schaffen Sie mir doch nur das neueste Taschenbuch: Sagen und Legenden von Frau von Helwig! Die Frau verzweifelt, wenn ich ihr nicht antworte. Geben Sie doch den Alfred unserm Erbgroßherzog, damit er einsehen lerne, daß die schönen Wissenschaften dem Regenten nicht schaden, sondern daß man sich, wie Sie wohl sagen, selbst dadurch zu veredeln suchen muß!

Jena, den 24. Februar 1817.

Der Tod des Fürst Primas hat auch mich betroffen. Er ist gleiches Alters mit mir gewesen, und da mag man sich doch wohl zur Abfahrt bereit halten. Dann hinterläßt er keine Kinder, und dieß konnte ihm das Ende leichter machen.

Was nun die Freunde und die Welt betrifft, so mag freilich für jene sein Tod bitter sein, denn er war ein höchst gemüthlicher Mann; für die Welt aber, man darf es wohl sagen, hatte er bereits schon etwas zu lange gelebt. Sein empfängliches Gemüth hat ihn in die bösen Schlingen des schlauesten Bösewichts gerathen lassen, und dieß hat leider seinem Charakter eine große Makel gebracht. Was man vielleicht an dem Freunde, an dem gewöhnlichen Mann entschuldigen möchte, das kann an dem Weltmann, an dem Fürsten, nie entschuldigt werden. Wer in einem hohen Stande lebt, muß wissen, daß er auch schwerere Verantwortung für Welt und Nachwelt hat. Ist es noch ein geborner Fürst, so trägt man Mitleid mit seinem Stand und seiner Geburt, aber ein Staatsmann, ein Weiser, für den er so lange gegolten hat, und in der That alle Lehren und Grundsätze seines Berufes von früher Jugend eingesaugt, der darf, ohne Verlust seines Namens, an keiner solchen Klippe hangen bleiben. Friede sei mit seiner Asche!

Er war ein guter Mann, aber aus Gutmüthigkeit zuweilen etwas schwach und eitel. Auch hatte in seinem Geiste nicht alles

festen Grund, sondern schwebte und zerfloß in ungewissen und allzuweiten Räumen.

Genug, meine Liebe! Seien Sie nicht böse auf mein etwas strenges Urtheil; aber ich glaube, wer so hoch im Leben steht, der müsse auch eine höhere Tugend haben!

Jena, den 7. März 1817.

Vor ein paar Tagen schickte mir die gute Frau von Stein das Taschenbuch für Sagen und Legenden von ihrer Frau Nichte zu. Da studierte ich den Antheil, der davon an diese gehört, sogleich die halbe Nacht hindurch. Man kann den phantasiereichen Ausdruck, die bilderreiche Sprache, kurz, was die Maler das Colorit nennen, an dieser nicht genug loben. Schade, daß sie fast etwas zu reich aufträgt, und daß die meisten der Gegenstände, die sie sich anjetzt wählt, ihres Pinsels nicht würdig sind. Sie hat sich wahrscheinlich durch die alten Bilder, die ihre Bewunderung so sehr an sich gezogen, und dann durch den Modegeschmack, sonderlich des Herrn v. Fouqué, verführen lassen, ihre Imagination mit albernen Bildern lächerlicher Selbstverläugnung und pfäffischen Wundergeschichten anzufüllen, wovon das Resultat auf etwas Abgeschmacktes hinausführt. Da ich ihr gestern sogleich geschrieben, so habe ich ihr das unstatthafte, unwürdige und widrige dieser Geschichtchen einigermaßen vor die Augen zu legen gesucht.

Ueber das, was Sie mir von Dalberg sagen, bin ich vollkommen einstimmig mit Ihnen. Es war ein edler, vortrefflicher Mann. Nur suchte er zu viel zu umfassen, und das brachte ihn leider in die Hände des Satans.

Er soll aber doch unter die Heiligen gezählt werden.

Freitag, den 28. März 1817.

Daß Sie durch Anstellung Ihres guten Karls etwas außer Sorgen seinethalben gesetzt sind, freut mich außerordentlich. So waltet denn über Ihre lieben Kinder ein gutes Schicksal, und sie verdienen es doppelt, durch sich selbst und durch die guten Eltern.

Gott wolle auch für die meinigen sorgen. Besser ist es auf jeden Fall, daß sie von Weimar weggeschafft sind, und so gereicht ihnen die nicht freundliche Aufnahme daselbst vielmehr zum Glück. Ich wenigstens bin sehr froh, daß mein Karl auswärts ist, und auch er scheint mit seinem Schicksale zufrieden.

Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe wegen des Theaters schreiben,[1] beherzige ich alles wohl. Ich habe und werde ferner von dem, was mir auch Frau v. Stein geschrieben, einigen Gebrauch machen. Freilich muß man außerordentlichen Menschen von Geistestrieb und Geistesfähigkeiten manches zu gute halten, zumal bei vorgerücktem Alter. Sie werden in manchen Stücken reizbarer und intoleranter, zumal wenn die Sachen nicht überall nach ihren Vorstellungen gehen wollen. Dafür sind sie aber in mancher andern Rücksicht wieder milder und gelinder.

Goethe besucht uns hier fleißig und täglich. Er hat auch schon ein fröhlicheres Aussehen, als er von Weimar mitgebracht hat. Wir wollen ihm das nicht benehmen. Er ist dabei äußerst thätig und geschäftig.

Jena, den 15. April 1817.

Etwas unruhiger wie gewöhnlich gieng es seit einiger Zeit in meinem Hause her; sowohl Goethe's Gegenwart als die Besuche verschiedener durchreisender Freunde, die öfters den Vormittag zu ihrer Gelegenheit nahmen, störten mich an ruhigen Geschäften.

Man sagte mir jüngst, Sie würden in Kurzem uns auf einige Zeit hier besuchen. Ihr Ernst wird doch alsdann auch hier sein; ich habe ihn seit langem nicht gesehen.

Schreiben Sie mir nur, was es Neues in Weimar giebt und was sich sonderlich für Begebenheiten auf Ihrem Theater ereignen, wovon man im Geheim viel spricht.

[1] Goethe hatte die Theaterlast in alten Tagen nochmals auf sich genommen (an Knebel II. 212), gerieth aber mit dem Einfluß der Jagemann in Collisionen, denen er bei Gelegenheit des „Hundes von Aubry" nach Jena auswich und endlich weichen mußte.

Donnerstag den 17. April 1817.

Die Zufriedenheit, die Sie über das immer mehr sich befestigende Schicksal Ihrer guten Söhne erhalten, freut mich sehr.

Was die lustig unlustige Komödie anbetrifft, so mag ich darüber eben nicht viel sagen. Man kann sie ja als einen Einfall passieren lassen, der, zumal den eifrigen Hundefreunden, zu verzeihen ist. Wenn aber das Stück übrigens und an und für sich selbst schlecht ist, so ist nicht der Hund, sondern der Mensch in Rechenschaft zu ziehen, und dann ist der Spaß in der That platt. Ich habe jedoch Leute gehört, denen das Stück gefallen hat.

Auch die Schrift des Prinzen Stourdza[1] kann ich nicht zu sehr loben. Dumpf gegen alle Wahrheiten, die neuere Denker und Philosophen aufgedeckt haben, legt der Verfasser Sätze zum Grunde, die allen Menschenverstand zurückstoßen. Ist denn Dummheit Religion? und darf sich der platteste Aberglauben unter dieser Hülle dem menschlichen Geiste präsentieren? — Schöne Stellen in dem Buche läugne ich nicht, aber sie sind doch wunderlich mystifizirt, verkehren und verdrehen den Verstand. Es ist wahrscheinlich, daß der Verfasser durch dieses Buch dem auch in Rußland um sich greifenden Katholicismus hat Einhalt thun sollen — und in dieser Hinsicht mag es sich vertheidigen lassen.

Das Andenken unsrer lieben vortrefflichen Emilie Gore ist mir äußerst erfreulich. Wie oft denke ich nicht an sie, da ich sie als das Muster aller weiblichen Vortrefflichkeiten stets in meinem Herzen verehrt habe.

Dienstag, den 29. April 1817.

Meiner sorgenvollen theuren Freundin muß ich doch mit einigen Worten für Ihren lieben Brief Dank sagen.

Schreiben Sie mir sogleich, wie es mit dem Examen abgelaufen ist. Ohne Zweifel hat sich unser guter Ernst mit einigen neuen Lorbern bedeckt.

[1] Ueber die Lehre und den Geist der orthodoxen Kirche, von Kotzebue übersetzt.

Sorgen Sie nur nicht zu sehr, und nehmen Sie an den Begegnissen der Welt, die sich um Sie ereignen, nicht zu lebhaften Antheil.

Goethe geht fleißig auf dem Museum herum, besucht Botanik und Chemie, und ist dabei sehr thätig, besucht uns auch fleißig. Ich kann mich mit diesen irdischen Sachen nun nicht mehr abgeben und bin zu alt dazu, auch noch viel zu lernen. Indessen nehme ich Theil an allem, wenn es bis zu meinem Bereich reicht.

Jena, den 1. Juni 1817.

Mit Goethen bin ich diesen Morgen spazieren gefahren. Es war kalt wie im November. Sein linker Fuß ist etwas geschwollen;[1] sonst befindet er sich ganz wohl. Wir müssen alle den Schaden des Alters tragen.

Ich freue mich auch noch über die vergnügte Aussicht, die Sie bei der Anstellung Ihres Karls haben.

Montag früh (2. Juni).

Goethe war gestern Abend noch bei mir und will diesen Mittag bei uns essen. Sein Zufall am linken Fuß ist eben nicht von Bedeutung, sowie ich auch selbst mit dem meinigen nicht in Ordnung bin. Er hätte sich etwas mehr in Acht nehmen sollen und nicht so lange im Garten über dem feuchten Boden sitzen bleiben.

Goethe habe ich gestern im botanischen Garten, wo er jetzt wohnt, und wohin er mich in seinem Wagen abholen ließ, besucht. Er ist heiter und geschäftig und wohnt daselbst ungemein angenehm.

Jena, den 10. Juni 1817.

Sie erhalten, theure Freundin, hier die herrlichen Gedichte[2] wieder mit vielem Danke zurück.

Sie haben mich mehr wie erfreut, sie haben mich tief gerührt, sowohl von Seiten der Kunst und des Talents als auch der Persönlichkeit des Dichters. Gleichsam mit einem glühenden Griffel zeichnet er seine Gefühle tief ins Herz hinein. Kein Dichter ist ihm

[1] Briefw. II. 223.
[2] Byrons.

hierin gleich. Er ist ein seltenes Original. Sie müßten noch die Recension von seinen Gedichten im Quarterly Review lesen, die gleichfalls gerecht und vortrefflich ist. Den Renouard können Sie noch nicht erhalten. Goethe hat ihn an einen hiesigen Neugriechen[1] gegeben, um danach eine neugriechische Grammatik zu verfertigen. Er ist pur grammatisch, und sein ganzer Inhalt ist, zu zeigen aus den ältesten Dokumenten, wie die französische Sprache nach und nach geworden ist. Ob er gleich dieses, wie es uns scheint, mit großem Fleiße und Einsicht gethan hat, so würde es Ihnen doch wenig Unterhaltung geben können.

Da Goethe heute nach Weimar abgegangen ist, so sehen und sprechen Sie ihn vielleicht selbst darüber.

Jena, den 17. Juni 1817.

Morgen ist großes Fest hier, und das Paradies soll illuminirt werden. Das thun die Studenten, die sich des Siegestages freuen!

Jena, den 27. Juni 1817.

Dank für Ihre lieben Zeilen und noch mehr für Ihren und der guten Karoline freundlichen Besuch. Er hat uns alle sehr erfreut.

Gestern fuhr ich mit Goethe spazieren. Er gehört eigentlich mehr seinen Geschäften an als uns; doch ist er auch äußerst zuvorkommend, mittheilend und gut gegen seine Freunde, — so weit sie nicht gar zu sehr seine Zirkel stören.

(4. August 1817 nach Rudolstadt).

Goethe holt mich gemeiniglich gegen Abend in seinem Wagen ab, und da ergötz' ich mich an der Uebersicht des Segens. Es scheint nicht, als ob Goethe Lust hätte, in diesem Jahre nach dem Bade zu reisen. Ob er es den Winter über hier aushalten dürfte, weiß ich nicht. Es ist hier nicht gut, ohne Familie lange zu leben. Doch bis zum Winter haben wir noch Zeit. Seine zweite Abtheilung der italienischen Reise ist vollendet. Er hat mir einige Bogen davon zu lesen gegeben, die mich sehr erfreut haben.

1 Papadopulos.

Den 28. August, an Goethe's Geburtstag 1817.

Gestern besuchte mich unser Herr Kanzler, der aus dem Karlsbade zurückkam. Er ist reich an Bekanntschaften aller Art zurückgekommen. Es war mir bei seinen Erzählungen wie einem, der aus einer dunkeln Kammer, worin er lange Zeit gelebt, auf einmal zur glänzenden Vorstellung einer Oper käme. Das sind ja herrliche Sachen, dachte ich. Auf einmal besann ich mich, daß es nur Masken seien und ein jeder in seinem Hause vielleicht ein anderer.

Ich schicke meinen Saul durch Professor Walch aus Berlin, der eben hier ist, an Grafen Brühl zur Vorstellung. Ich will sehen, was sie daraus machen.

Die Sprache des Herzens hat der Dichter gewiß oft und energisch darin gesprochen.

Jena, den 19. September 1817.

Schicken Sie mir doch gelegentlich etwas von Ihres Ernst poetischen Versuchen und Ausarbeitungen. Ich habe großes Vertrauen zu ihm, und wenn er auch nicht der Sohn seines Vaters und seiner geistigen Mutter wäre!

Jena, den 7. Oktober 1817.

Nun muß ich Ihnen sagen, daß wir gestern den alten Voß nebst Frau und Sohn bei uns hatten. Ich wagte ein verwegenes Stück und begab mich zu Fuß im regnichten Wetter nach dem Griesbach'schen Garten, wo er sich aufhielt. Er kam mir gesunder und kräftiger vor wie sonst; nur die Frau litt am Fieber, das sie schon in Lübeck hatte. Ich suchte die gewöhnliche Steifigkeit eines gelehrten Umgangs zu unterbrechen und sprach von allem, was mir vorkam. Er ist sehr unterrichtend zumal über gewisse Punkte. Wir kamen also auf Klopstock, von dem er viel Partikuläres weiß, da er einige Zeit mit ihm gelebt hat. Wir beklagten, daß die jetzige junge und alte Welt ihn so sehr außer Augen setze, und er lobte mir sonderlich seine Prosa, welche Lessing für die vorzüglichste deutscher Sprache gehalten habe. (Wenn Sie etwas von dieser haben, oder mir auftreiben können, so bitte ich mir solches

zuzuschicken). Vorzüglich pries er Klopstocks Uebersetzungen aus dem Tacitus, wovon in jenes Republik Stellen vorhanden wären. Er sagte mir noch, daß drei Bände seines Shakespeares mit Ostern bei Brockhaus zum Vorschein kämen, und daß er unter den bisherigen Uebersetzungen die Wieland'sche noch für die beste hielte.

Jena, den 14. Oktober 1817.

Was Sie mir über die Voßischen Uebersetzungen des Shakspeare sagen, ist mir sehr interessant; denn in der That, nach der Meinung, die man mir davon beigebracht hatte, wollte ich schon sie sogleich aus dem Buchladen abholen lassen. Jetzt möchte ich nur vorerst eine Probe davon sehen, und wenn Sie so was haben, so bitte ich, es mir nur auf ein paar Tage zu überschicken. Ich möchte gerne mit Augen sehen. Daß es der Voßischen Familie an Genialität zu dieser Uebersetzung fehlen möchte, muthmaßete ich schon etwas vorher. Doch, wer weiß es! Gott thut Wunder und Menschen halfen auch schon zuvor. Das Bekenntniß des alten Voß, daß man den Shakespeare durchaus wie einen alten Klassiker behandeln müsse, und Wort für Wort wieder geben, erschreckte mich schon sehr, da ich nicht einmal glaube, daß man die alten Klassiker so behandeln dürfe.

Jena, Freitag den 24. Oktober.

Vor allem muß ich sagen, daß mich das, was Sie mir von dem Autodafé schreiben, das unsere Jünglinge in Eisenach angestellt haben, sehr ergötzt hat. Sie haben, wie ich nun höre, noch einen hessischen Zopf, einen bayrischen Prügel, eine preußische Schnürbrust 2c. den berühmten Schriften hinzugethan, und die Flamme soll hoch emporgestiegen sein. Könnte man doch allen Unsinn auf einmal verbrennen!

Daß einer aus Boston [1] kommen muß, um Ihnen und Ihrem Namen was liebes und gutes zu sagen, das freut mich sehr. Doch sind auch wir so unerkenntlich nicht, und wir lieben und

[1] Der Amerikaner, dessen Goethe gedenkt, an Knebel II. 238.

ehren Sie in Ihrem theuern Gemahl. Sein reines, edles Herz, das sich durch seinen Geist aussprach, hat ihm die Liebe und Bewunderung aller Welt zugezogen.

Wir feiern heute im Stillen, obgleich bei trübem Wetter, den Geburtstag unsrer verstorbenen Herzogin Amalia. Die Erinnerung an die guten Verstorbenen soll uns bleiben. Ihr Andenken sei uns heilig. Man kann das wahre Leben, das in Erinnerung des Guten besteht, nicht genug fortpflanzen. Wie viel Gutes liegt darin!

Jena, den 4. November 1817.

Heute will ich der verehrten Freundin nur mit wenigen Zeilen unsern herzlichsten Dank für den letzten lieben Besuch abstatten, der uns so sehr erfreut hat.

Jena, den 13. November 1817.

Goethe ist, wie Sie wohl wissen werden, seit einigen Tagen wieder bei uns und besucht uns täglich. Der Hauptgegenstand unsrer Unterhaltungen war meist — außerdem was die Zeit so reichlich mit sich bringt — Lord Byron's Manfred. Goethe hat es mitgebracht und übersetzt daran — was er eigentlich nur geschickt zu Stande bringen möchte. Es ist ein gewaltiger Geist in dem Stück — man möchte fast sagen ein Uebergeist — denn er bändigt die Geister, die ihm häufig in dem Stück erscheinen, und um deren willen das Ganze da zu sein scheint. Man kann nicht zweifeln, daß Lord Byron eine Notiz von Goethe's Faust gehabt habe, und aus diesem Geist scheint sein Werk entsprungen zu sein. Aber statt daß Goethe das Innere, Gewaltige nach Außen wendet, treibt es der englische Dichter von Außen nach Innen und sucht seine Hölle in sich auf. Ich darf Ihnen nicht mehr von dem Werke sagen, um nicht räthselhaft zu werden, da Sie es wahrscheinlich noch nicht gelesen haben. Aber es wird Sie wunderbar ergreifen, und man kann es so leicht nicht wieder aus den Gedanken bringen. Vergessen darf ich es doch nicht, daß die höchsten

und herrlichsten Gegenstände der Natur in demselben auf das trefflichste hingestellt sind und die leisesten Gefühle berührt.

Die Begebenheiten der Zeit erzählen uns gar manches. Der Eisenacher Studentenkongreß macht mehr Aufsehen, als es zu wünschen wäre. Mich däucht, unser Großherzog hat keine ungeschickte Rolle dabei gespielt, und es ist zu wünschen, daß sich die Regierungen nicht darein mischen möchten. Man sagt mir, daß Hofrath Luden und Martin sich entschlossen hätten, zu der Zeitschrift für die Burschen Beiträge zu geben, und darin den Geist derselben etwas zu mildern. Das scheint mir in der That das klügste, so wird sich der gewaltige Enthusiasmus nach und nach legen und zu mehrerer Einsicht und Reife gelangen; durch Strenge und Gewalt wird hier nichts Gutes gethan.

Von Ludwig Wieland's Talent zu schreiben, habe ich eine gute Meinung. Ohne ihn gehen die Oppositions-Blätter zu Grunde. Freilich ist er zuweilen etwas schroff — aber oft bringen es auch die Gegenstände mit sich. Sein Urtheil ist meist scharf und richtig. Uebrigens möchte es doch nicht übel sein, wenn die Wahrheit zuweilen so wie sie ist dargestellt würde. Es erwüchse dadurch wenigstens eine Opinion im Volke, die man zu scheuen hätte, und die bisher gar zu wenig respektirt wurde. Was hätte es z. B. zu sagen, wenn man Schnürbrüste für das Militär als lächerlich darstellte? was sie doch in der That sind und sogar der Gesundheit höchst nachtheilig! Wir sind noch lange nicht an der englischen Freiheit. Hier fällt mir noch ein, daß ich kürzlich von einer antiken Statue des Antinous gelesen habe, an welcher man die hohe Brust, als weibisch mit Recht tadelt — und damit sollen sich jetzt die preußischen Krieger schmücken!!

Den 14. November Morgens.

Goethe ist alle Tage bei uns. Er hat sich ein Reich der Kenntnisse und Wissenschaften erschaffen, worin er sich immer zu beschäftigen weiß, und seine fast unerschöpfliche Produktivität sichert seinen Geist vor äußern Anfällen des Schicksals. Dabei hat er

Ruhm, Ehre, Vermögen — mächtige Stützen, zumal für die Aussicht in die Zukunft, die ihm, bei dem Stand und den Eigenschaften seines Sohnes, nicht zweifelhaft sein kann. Ich mag ihm mit meinen kleinen Sorgen durchaus nicht hinderlich fallen, sondern suche, wo möglich, sein Gemüth noch zu erheitern. Dieß ist die Pflicht des Freundes, deren Erfüllung uns selbst wieder Kraft ertheilt.

Dienstag den 2. December 1817.

Goethe selbst beehrte mich mit einigen Versen [1] und brachte den Mittag mit dem wackern Döbereiner und dem Griechen Papadopulos bei uns zu. So war mir auch der Abend vergnüglich, an dem ich mir vorzüglich die lieben Briefe meiner Freunde wiederholte. Da am Sonntage Concert war, dem die meisten beiwohnten, so gaben wir ihnen gestern ein kleines Abend-Convivium, wozu auch mein Karl ganz unerwartet aus Erfurt kam und uns die neuesten Nachrichten von Frau v. Krüdener hinterbrachte, die er Tags zuvor mit mehreren andern Officiers in Dietendorf gesprochen hatte. Sie sehen aus seinem Briefe, den er nun selbst mitbrachte, daß die Frau eine wahre Närrin ist und Aufsehen zu machen verlangt. Karls mündliche Erzählung bestätigt dieses noch mehr.

Jena, den 9. December 1817.

Das an meinem Geburtsmorgen Verfertigte [2] kann ich noch nicht überschicken. Goethe hat noch einen Theil davon, und ich bin mit dem übrigen selbst noch nicht ganz im reinen. Uebrigens ist das Gedicht selbst wohl etwas zu schaurig für Ihre Einbildungskraft.

Es freut mich, daß Ihr Karl Hoffnung hat, wohl angestellt zu werden. Ach, das Wohl der Kinder macht uns manche Sorge.

Ulm mag ein altes Nest sein — aber das Schwabenland ist gut!

Mein Karl hat mir gestern noch viel aus unsers Schillers artigen Büchlein, die Sie mir geschenkt, vorgelesen. Es war mir

[1] Zu Knebels Geburtstag, 30. November.
[2] Die Uebersetzung aus Byrons Werner.

nicht alles davon so gegenwärtig. Man freut sich, Schiller's Herz und Geist zugleich mit seiner poetischen Fülle hervortreten zu sehen!

Byron's Manfred, Calderon's Magico und Goethe's Faust sind eigentlich nicht in Parallele zu setzen. Letzterer hat wohl zum Manfred die Idee gegeben — aber wie verschieden doch in der Ausführung — und vom Calderon ist fast gar nichts zu vergleichen.

Goethe's Faust ist eine große Welt- und Menschenansicht, Manfred eine tiefe Geisteransicht, und Calderon eine Liebesgeschichte, mit etwas metaphysischem Geschwätz und Zauberwerk vermischt. Manfred's Höllenfahrt in sein eigenes Herz zeugt von unglaublicher Kraft der Phantasie, die sich doch nie in dem Sinnlichgräßlichen verliert, sondern immer vornehm und bedeutend bleibt.

Jena, den 16. December 1817.

Ich möchte gern wissen, wie Voßens Uebersetzung von Shakespeare ausfallen dürfte. Wenn Sie mir etwas davon mittheilen können, so thun Sie es. Voß hat in seinen Uebersetzungen das Beschreibende oft sehr gut, ja meisterhaft wiedergegeben; hingegen für das feinere, zärtliche und rührende im Ausdruck hat er fast gar keinen Sinn. Leider mag sich dieses bei seinen beständigen Schularbeiten gänzlich verloren haben.

Ueber Frau v. Krüdener ist weiter nichts zu sprechen. Es ist schon zu viel von ihr gesagt worden. Ihr Gefühl des Mitleids finde ich für das menschlichste — nur hätte man diese Frau schon längst aus der Gesellschaft und der Berührung mit Andern bringen sollen.

Daß Herrn v. K(otzebue) die Weimar'sche Luft schlecht bekommt, ist mir wohl begreiflich. Sie ist uns andern, die wir doch von verschiedener Beschaffenheit sind, nicht immer zuträglich gewesen.

Von unsern Staatsmännern war es ein großes Versehen, die Preßfreiheit so ganz unbedingt hinzugeben. Was auf einen großen Staat passen könnte, paßt wahrlich nicht auf so einen kleinen. Doch wir möchten uns gerne groß dünken!

Am heiligen Christmorgen 1817.

Gestern brachte Geheimerath Goethe und unser Professor Kosegarten den Mittag bei uns zu, denen sich auch Herr Hofrath Starke Abends zugesellte, um den Christbaum glänzen zu sehen.

Frau von Schwendler hat mich über manches belehrt, das mir zu wissen angenehm ist, besonders über den Charakter der Frau v. Krüdener und ihr Verhältniß zu einem gewissen Hof. Daß der Abbé de St. Pierre ihr Lehrmeister in Frankreich gewesen ist, war mir besonders auffallend.

Jena, den 9. Januar 1818.

Ich habe mir zu diesem Jahrgang ein großes Buch binden lassen, worein ich täglich meine Begebenheiten und Gemüthszustände einschreiben will.[1] Ich habe aber noch nicht angefangen, weil ich noch nicht in der Laune war. Was es werden soll, weiß ich noch nicht — aber jeder Tag, dem 364 andere folgen, ist ja ein neues Jahr.

Diese Nacht las ich im Glenarvon. Das mag ein gutes Buch für junge Frauenzimmer und andere Weltleute sein. Für mich ist es nicht mehr; doch sind Stellen darin, die mich amüsirt haben. Das Ganze von dem Werk kann ich eigentlich noch nicht fassen. Das vorzüglichste scheint mir in persönlichen Schilderungen zu bestehen.

An Goethe habe ich das Ihrige ausgerichtet. Er ist freundlich und erwidert solches. Uebrigens ist er arbeitsam und besucht uns auch noch fleißig.

Dienstag den 13. Januar 1818.

Wegen eines schnellen Urtheils über Glenarvon, das ich kürzlich mit zu leichter Feder gab, muß ich um Vergebung bitten. Er hat jetzt angefangen beim zweiten Theil mich sehr zu interessiren. Es ist nun klar, daß es hauptsächlich darauf angesehen sei, Lord Byrons seltsames Dasein und Charakter lebendig darzustellen. Das war nun wohl keine leichte Sache, den außerordenlichen Eigen-

[1] Lit. Nachlaß III. 406.

schaften dieses jungen Mannes volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und doch die Quelle aufzudecken, woraus alles sein Unheil entsprang. Eben diese Eigenschaften, die auch im Aeußeren so glänzend hervortraten, richteten ihn zu Grund und mußten ihm alle Zufriedenheit mit sich selbst benehmen. Hiezu kam Eitelkeit, die auch von den kräftigsten und feinsten Seelen nicht entfernt bleibt. Bei ihm wurde sie zur Gewalt, zur despotischen Gewalt, zumal gegen das weibliche Geschlecht, das sich durch seinen Geist, durch seine Gestalt, durch seinen außerordentlichen Reiz und Anmuth in Ausdruck, Worten und Geberden, beinahe unwiderstehlich angezogen fühlte. Was man in zu großem Uebermaße hat und genießt, verachtet man endlich. Man will zuletzt nur das allerausgesuchteste, allerfeinste, um auch das tyrannisiren zu können. In einem so hohen dichterischen Gemüthe muß aber das Frevelhafte seiner Unthat bald wieder auf ihn zurückfallen. Er erkennt sich selbst — und nun wird er sich selbst zur Hölle — noch mehr, wenn er fühlt, daß er andere durch sein Betragen unglücklich gemacht hat.

Sonnabend den 23. Januar 1818.

Der Pilgerfahrer [1] ist in der That so unbedeutend nicht, als mich anfänglich die Aufschrift (Weihnachtsgabe) und der elegische Eingang befürchten ließ. Seine kleinen Stanzen sind meist wohl gearbeitet, und er hat ein richtiges Gefühl für Sprache und Wohlklang. Auch der Gang des Gedichtes und die Naturschilderungen sind wohl gefaßt und gefällig hingestellt. Dieses Gedicht verdient eine gute Aufnahme und Ermunterung für den Verfasser. Da ich solche nicht selbst abfassen kann, so habe ich das Gedicht unserem Freunde Döring übergeben, der sich nicht unzweckmäßig mit schöner Litteratur abgibt und bisheriger Redakteur der Zeitschwingungen (sic) war, die sich vor der Hand mit einer treffenden Kritik seines Freundes Löfler (der gleichfalls hier studirt) über den Yngurd geschlossen haben, aber bald wieder von neuem erscheinen sollen.

[1] Von Fichard. Briefe von Sch. Gattin S. 336.

Mit dem Redakteur der hiesigen Literaturzeitung, Herrn Eichstedt, ist nichts zu machen. Dieser ist ein ungefälliger Mann, der die Sachen in die Ewigkeit aufschiebt, oder sie gar nach Parteilichkeit liegen läßt. Weiter stehe ich mit keinem der Journalisten in irgend einiger Verbindung; auch sind sie größtentheils, poetische Werke zu beurtheilen, sehr unfähig. Ueber das, was mir bei Lesung des Gedichts in den Sinn gekommen, muß ich noch etwas sagen. Es ist nämlich zu bedauern, daß unsere jungen Männer, denen es nicht an Talent fehlt, solches nicht auf Gegenstände anwenden, die an und für sich von dauerndem Gehalt sein möchten. Ich meine Gegenstände der Philosophie, der Naturlehre u. s. w., die reichen Stoff zur Poesie enthalten. Die Gedichte des Lucrez, die Georgica des Virgils u. s. w. werden ewig leben durch ihre eigene Kraft, wenn gleich keine Abenteuer und Zaubergeschichten darin vorkommen. Aber der Geist scheint ausgegangen zu sein, und wohl leider daher, weil unsere jungen Leute nicht vorher etwas Tüchtiges in den Wissenschaften thun mögen, bevor sie schreiben und dichten. Sie glauben, ein leichtes Spiel der Phantasie in wohlgereimten Stanzen — die wir nun leider genug haben — sei schon hinlänglich einen Dichter auszumachen. Aber dieser Flitter streift sich endlich ab und vom Kern bleibt fast nichts übrig. Ein wahres poetisches Genie hält es aber bei weitem nicht unter seiner Würde, dem Kern das meiste Gewicht beizulegen.

Dieser Gegenstand ist sehr beherzigenswerth. Wieland hat sogar seine Laufbahn mit einem sehr ernsten Lehrgedicht angefangen und Virgil erst in seinen fünfziger Jahren die Eklogen gedichtet. Wir lassen unsere Früchte etwas zu früh reif werden — oder geben allenfalls nur die Blüthen dafür hin.

Ich weiß nicht, ob Ihr Dichter Lord Byrons pilgrimage sollte vor Augen gehabt haben? Dieß ist freilich ein Gedicht eigner Art, das ich nicht unter die klassischen rechnen möchte; aber der Geist und die Gewalt des Dichters hat ihm freilich ein außerordentliches Interesse gegeben. Dieß ist aber nicht jedermanns Sache,

und die Nachahmung würde sehr gefährlich ausfallen; denn ohne dieses Interesse und die eigene Kunst des Dichters läßt sich so was nicht leicht denken. Es ist deßhalb besser, dem Verstande durch die Einbildungskraft einige Nahrung zu geben, als an leeren Gestalten herum zu irren.

Jena, den 30. Januar 1818 früh.

Mir thut es leid, daß ein so trüber Fleck diesen schönen Tag [1] verunstaltet; denn in der That, der Abschied des Gr. Edl.(ing) ist ein großer Verlust für Weimar. Unter den vielen Incongruenzen und Inconvenienzen wäre es ein großes Glück gewesen, wenn wir diese hätten vermeiden können, aber die Erhaltung und lange Dauer der Dinge scheint einmal nicht in unser Staatssystem zu gehören. Man sieht meist die wichtigen Sachen — und Menschen — zu gleichgültig, und die gleichgültigen und unbedeutenden zu wichtig an. Solch eine literarische Büberei [2] muß unser ganzes Staatswesen aus der Angel heben!

Ich habe nun den Glenarvon zu Ende gelesen und werde ihn heute wieder an Vulpius zurückschicken. Er ist wohl interessant; am meisten aber doch für die, die den Lord Byron schon etwas aus seinen Gedichten kennen und von dieses räthselhaften Mannes Charakter näher möchten unterrichtet sein.

Ganz kann ich aus dem Buche dennoch nicht klug werden. Es scheint — wenigstens großen Theils — von einer Frau geschrieben zu sein, die tiefe und gewaltige Tücke gegen den Mann gefaßt hat. Vieles muß wahr sein, und man erkennt — möchte ich sagen — beinahe des Dichters eigene Feder in diesem Roman, wenigstens eine sehr vertraute Bekanntschaft mit ihm und seinem Styl; dennoch wollte ich nicht, daß es auf diese Weise geendigt hätte.

Freitag den 6. Februar 1818.

Gestern hatten wir große Gesellschaft bei uns — d. h. groß in Rücksicht meiner kleinen Stube. Sie bestand aus Geh. Hofrath

[1] Den Geburtstag der Großherzogin Louise.
[2] Etwa die Schrift von Stourdza über Deutschland?

Starke nebst seiner ganzen Familie, die sich bei uns ansagen ließen. Dann waren noch Frommanns, Oberst Linker, Goethe und eine Menge junger Leute da, die wir doch auch an der Gesellschaft wollten Theil nehmen lassen.

Ich möchte Ihnen gern ein indisches Buch zur Erbauung schicken, ich weiß aber nicht recht, wo ich es herholen soll. Ich will Ihnen indessen eines hier beilegen, das mir Goethe jüngst zum Präsent machte. Es ist ein Buch der Weisheit aus dem Persischen.[1] Es ist nicht zum Durchlesen; schlagen Sie es aber nur hie und da auf, was der weise König seinem Sohne zur Lehre gab.

Ich habe Goethen ein anderes dafür gegeben, das Sie mehr amüsiren würde und fast aus lauter Fabeln zusammengewebt besteht, es ist aber leider griechisch und lateinisch.

Was Sie mir über Graf Edling und Frau sagen, ist mir sehr interessant. Ich seufze im Herzen, daß es keinem rechtlichen Gemüthe in der Länge in Weimar ganz wohl werden kann. Edlings sind der letzte Beweis; die gute, mir klug geschilderte Frau kenne ich — jetzt fast zu meinem Troste — nicht. Aber er ist der gemüthlichste Mann, den ich kenne. Wenn es dem nicht wohl wird bei seinem so guten Willen und übrigen Vermögen, so ist es ein schlimmes Zeichen. Auf eine seichte, ungewisse Basis läßt sich freilich kein festes Schloß erbauen. Wir streben in die Höhe, aber forschen nicht, ob der Grund fest ist!

Ich habe die hiesige Preßlicenz schon bei Erscheinung des ersten Blattes der Isis täglich betrauert, denn ich ahnete, daß so was böse Folgen haben müsse und nicht bestehen könne. Man hat mit der gewöhnlichen Leichtigkeit darüber hingesehen. Jetzt, da — erlauben Sie mir das niedere Gleichniß — die Schweine groß geworden sind, wundere ich mich nicht mehr und tröste mich leichter. Es thut mir leid, daß der gänzliche Mangel an Schicklichkeit und

[1] Das Buch Kabus. Goethe an Knebel Nr. 524.

Takt die gute Sache verdirbt und manches sonst schätzbare Talent zur Schmach herabwürdigt.

Goethe ist wohl und bringt den Tag in seiner neuen Wohnung in der Tanne [1] an der Saale zu.

Den 13. Februar (1818) Morgens.

Personen, die Neigung zur Korpulenz haben, müssen öfters spazieren gehen. So macht es Goethe, der jetzt alle Tage ein oder ein paar Stunden geht. Ich befinde mich besser beim Gegentheil, denn ich bin diesen ganzen Winter kaum einmal aus dem Hause gegangen.

Mein Karl wird morgen nach Weimar gehen, um den Geburtstagsfesten der Großfürstin [2] mit beizuwohnen. Mit Ende dieses Monats verläßt er uns wieder und geht nach seinem Erfurt zurück. Er hat sich während seines Aufenthalts hier gar hübsch betragen, und wir verlieren ihn ungern. Auch Goethe liebt und schätzt ihn und erkennt seine Neigung und seinen Verstand für das Ernstere.

Goethe grüßt Sie freundlichst und dankt für die Nachricht über Meier. Er freut sich seiner Wiederkunft. [3] Jetzt beschäftigen ihn Zeichnungen nach den altgriechischen Monumenten, die Louise Seidler in München verfertigt und ihm zugeschickt hat. [4]

Goethe lebt in den Zimmern der Tanne, die Sie ehemals bewohnten, und befindet sich ungemein wohl daselbst.

Jena, den 24. Februar 1818.

Ich glaube, daß man in Weimar bei Hof und in der Stadt jetzt bloß in Versen spricht — und zwar in Stanzen, denn die Devisenverse sind doch gar zu pöbelhaft und gemein. An Schmeichlern und Schmeicheleien darf es auch nicht fehlen, denn darin haben unsere Dichter — wie schon Frau v. Staël von ihnen sagt — den

[1] Zu Camsdorf. Düntzer Freundesbilder S. 582.
[2] Am 16. Februar.
[3] Aus der Schweiz. Br. von Sch. Gattin S. 341.
[4] Etwa die Elginschen Marmorabzeichnungen? Knebel an Goethe Nr. 508.

höchsten Gipfel erreicht. So kann es denn an Wohlgefallen nirgends fehlen, denn wo etwa irgend etwas abgehen sollte, wissen es diese sogleich zu ersetzen. „Das Glück der Zeiten" darf man, wie billig, in goldenen Buchstaben über die Thore von Weimar setzen, damit jeder Wanderer es zu finden weiß.

Die Rolle von Götz von Berlichingen mag gut für Ernst gepaßt haben. Grüßen Sie ihn!

Jetzt macht alles Verse; doch Goethe meint, es sei niemals weniger Poesie auf der Welt gewesen, als eben jetzt. Vermuthlich werden Sie Goethen jetzt auch in Weimar sehen. Er war etwas kränklich, als er abreiste.[1] Hoffentlich wird er sich wieder erholt haben.

Daß Sie gute Nachrichten von Ihrem Karl haben, freut mich sehr. Er ist ein lieber Mensch, und er wird gewiß sein Glück machen. Auch freut es mich, daß er in seinem eigentlichen Vaterlande ist. Man wünscht freilich die Kinder um sich zu haben — und doch müssen sie fort, sonst wird es ja nichts mit ihnen. Ich danke Gott, daß mein Karl nicht in weimarischen Diensten ist.

Nachschrift.

Herr v. Reizenstein, der eben hier ist und bei dem Maskenzug in Weimar zugegen war, kann uns nicht Herrliches genug von diesem Aufzug erzählen. In der That muß er schön gewesen sein, und, wie man sagt, wird er heute wieder gegeben. Ich möchte nicht, daß die Herren, welche die Güte hatten, mir die dabei ausgetheilten Gedichte zuzusenden, von denen ich nicht so ganz begeistert mich zeigen konnte, glauben könnten, daß ich deßhalb nicht mit dem Ganzen zufrieden wäre. Nehmen Sie also meine Partie, wenn ungefähr die Rede davon sein sollte, und sagen Sie, daß ich mich sehr darüber gefreut hätte. Es ist so ein Umstand mit dergleichen Dingen; wenn man nicht selbst zugegen ist und sie sieht, so machen sie in der Erzählung weniger Eindruck. Doch kann ich aus dieser wahrnehmen, daß alles sehr glänzend und artig eingerichtet war.

[1] An Knebel Nr. 532.

Goethes Spuren sind freilich in dem, was besser in den Gedichten war, gar sehr zu merken. Kotzebues Verse haben mir am besten gefallen.

Ich lese jetzt die bezauberte Rose von Schulz, die in der Urania den Preis davon getragen hat. Es ist die Arbeit eines jungen Mannes, der leider schon gestorben ist und Hoffnung zeigte, obgleich dieses Gedicht weit über seinen Werth erhoben worden ist. Die unglücklichen Stanzen! Sie richten unsere Poesie noch zu Grunde, weil alles mehr auf Schall als auf wahren Ausdruck gegründet ist.

(Anfang März 1818.)

Daß Sie Goethen freundlich aufgenommen haben [1] und bei sich zu behalten wünschen, kann ich mir wohl denken. Ich glaube aber doch, daß es ihm in der Folge wohler hier sein dürfte. Der Hof selbst — er mag so gut sein als er will — ist eine Last; zumal wenn man eine Bedeutung daselbst gehabt hat. Im Alter, das ohnehin schon eine Last ist, bürdet man sich nicht gerne mehr auf. Nur Wielands Sinn und Unbedeutung konnte ihn ertragen helfen. Goethe ist auch hier um vieles gesünder worden.

Cache ta vie ist eine schon den Griechen bekannte brauchbare Sentenz.

Grüßen Sie den braven wackern Götz! Es ist doch gut, wenn man in seiner Jugend auch schon etwas Sitten gehabt hat. Ich höre hier unsittliches, abscheuliches Zeug von Kotzebue. Das wird ihm nun im Alter zu Theil! Doch er hat eine Stirne!

Erzählen Sie mir noch mehr von Ihrem Engländer Welmoth. Ich möchte auch gerne noch mehr von Lord Byron wissen. Die Geniemenschen sind mehr dem Tadel ausgesetzt; erstlich durch sich selbst und dann auch durch Eifersucht und Neid anderer.

Ich muß noch ein paar Zeilen an Frau v. Stein schreiben und dann dem Kanzler sein Gedicht an Goethe loben, das er mir zugeschickt hat.

[1] Düntzer, Freundesbilder S. 582. Br. von Sch. Gattin S. 351.

Jena, den 10. März 1818.

Meist in allem stimme ich mit Ihnen überein in dem, was Sie über Herder sagen. Ich habe seither viel über ihn gedacht. Das Hauptresultat ist: daß eine Natur, die, wie die seinige, nach dem höchsten Reinen strebt, sich mit den Dingen der Welt nicht wohl vertragen kann. Da er sich aber von dieser nicht wohl lossagen wollte noch konnte, so entstand ein ewiger Streit in ihm, wie jetzt in der Luft Kälte und Wärme mit einander streitet, um den Frühling hervorzubringen. Wenn er noch einige Jahre gelebt hätte und sich von den öffentlichen Geschäften hätte losmachen können, so wäre er vielleicht in den Zustand der Reife und Ruhe mit sich selbst gekommen.

Goethe ist nicht gar wohl in Weimar, wie ich höre, und wird bald wieder herüber kommen.[1] Er hat sich bei einigen Gelegenheiten verdorben.

Vorgestern kam unser Geheimer Hofrath Starke von Hildburghausen zurück. Die Herzogin soll gar nicht wohl sein und besondere Zufälle haben. Die Kronprinzessin von Bayern, die da ist, lobt er sehr. Wer sollte nicht die deutschen Prinzessinnen loben, wenn sie gleich nicht immer so gelehrt sind, wie andere!

Freitag den 3. April 1818.

Ich freue mich doch, daß Edlings wieder in Weimar sind.[2] Vielleicht werde ich die geistige Gräfin auch einmal zu Gesicht bekommen.

Lesen Sie doch Six weeks in Paris! Es amüsirt mich sehr, so wie auch Goethen.

Freitag den 10. April 1818.

Goethe hat gestern fröhliche Nachricht von der Niederkunft seiner Schwiegertochter erhalten und wird, wie ich höre, nächsten Montag sich wieder auf einige Zeit nach Weimar begeben.

[1] Br. von Sch. Gattin S. 359. Er kam zu Anfang April. An Kn. Nr. 531.
[2] Br. von Sch. Gattin S. 371.

Den 25. April 1818.

Gestern war ihr guter Ernst bei mir. Er klagte mir, daß er wieder sollte examinirt werden, was doch wider die Gewohnheit sei. Ich suchte ihn zu trösten. Thun Sie dieses auch und machen ihm die Sache leicht. Ich tauge nicht zum Staatsmann, denn ich kann mich über nichts examiniren lassen.

Freitag Morgens (15. Mai).

Die Gräfin Beust und Egloffstein kamen in Begleitung des Kanzlers aus Drakendorf bei uns an, in deren Gesellschaft auch Goethe war. Goethe blieb den Abend hier.

Hat denn das Examen von Ihrem guten Ernst noch kein Ende? Ich wünschte, daß er, und seine gute Mutter durch ihn, beruhigt sein möchten! [1]

Dienstag den 19. Mai 1818.

Gestern war ich in Dornburg und fand daselbst alles heiter und wohl. Die Gegend sieht aus wie ein Meersund, wo viele Inseln herumschwimmen und nur die einzelnen Höhen hervorragen. Es ist dennoch anmuthig zu sehen. Die Herrschaften waren sehr freundlich und gnädig. Im Rückweg sind wir eigentlich zurückgeschwommen, denn die Fluthen stürzten einher und zerrissen die Wege. So geht es hier! In Weimar soll auch das Wasser Unglück angestiftet haben und im Park eine Brücke weggerissen. Goethe fährt heute nach Dornburg.

Freitag den 17. Juli 1818.

Uns freut es, daß Ihr kurzer Aufenthalt allhier Ihnen wenigstens einige Zufriedenheit gelassen hat. Freilich muß man an jeglichen Ort vorzüglich sich selbst hinbringen, denn auch die besten Freunde können uns nur wenig geben. Weder Ihnen noch den Ihrigen fehlt es an gutem Vorrath im Herzen.

[1] Ernst unterwarf sich auch dem zweiten Examen, studierte zu dem Ende in Jena, wo er promovierte, dann erhielt er die Aussicht, angestellt zu werden, aber erst nach einem Andern, der von Fulda übernommen war. Ueber diese Verzögerungen, die der Abneigung hoher Beamten zugeschrieben wurden, erzürnt, suchte er das Land zu verlassen.

Goethe hat uns gestern auf einige Augenblicke hier besucht. Er kam mit Madame Mylius herüber und reiste mit dieser wieder zurück. Sonntags denkt er wieder herüber zu kommen und dann nach ein paar Tagen ins Karlsbad abzureisen. Ich habe ihn sehr wohlaussehend gefunden.

Dienstag den 28. Juli 1818.

Das Beste [1] war für den Abend aufbehalten, denn wir hatten eine kleine Gesellschaft gebeten, wobei auch Ihr Herr Sohn war, und das Ganze schloß mit einem kleinen Feuerwerk, das Goethe an diesem Tage abzubrennen befohlen hatte; auch hatte er schon zuvor die Büste des alten Franklins mit einem schönen Blumenkranze zu zieren verordnet. Tags darauf war die Großherzogin hier, und ihre Gegenwart machte uns, wie immer, Freude. Bei dieser Gelegenheit lernte ich die Frau v. Bielke kennen, die eine eigene Figur unter den übrigen Wesen macht. Sie scheint mir die wahre ingenue zu sein und ist äußerst naiv.

Dienstag den 18. August 1818.

Seit den Festivitäten in Weimar [2] ist aller Ruf von daher gänzlich verschollen, und man könnte sagen eine Windstille wie auf dem Meer sei erfolgt. Auch hier ist es ganz still; auch die Winde brausen nicht einmal, und wir leben in einem Mittelzustand zwischen Dürre und Regen — im moralischen wie im physischen Sinn.

Man sagt, daß Müllner, der Verfasser des Yngurd, als Professor hieher käme!!!

Freitag den 28. August 1818.

Seit einigen Tagen ist es etwas unruhig in meinem Hause hergegangen, da wir häufig Besuch erhielten. Ein alter Freund, den Sie auch kennen müssen, Herr Robinson [3] aus London, kam

[1] Der Geburtstagsfeier des kleinen Bernhard am 25.

[2] Wegen der Geburt und Taufe des jetzigen Großherzogs (geb. 24. Juni). Br. von Sch. Gattin S. 394 Goethe an Knebel Nr. 536.

[3] Knebel an Goethe Nr. 538.

unvermuthet bei uns an. Wir erfreuten uns sehr seiner Erscheinung, doch bald darauf kam auch der Erbprinz von Ebersdorf mit Herrn Heinemann, und diese brachten meinen Karl aus Erfurt mit. Diese ganze muntere Gesellschaft quartierte sich bei uns ein und blieben über Nacht. Daß dieses die Hausfrau in einige Bewegung versetzt habe, läßt sich wohl denken. Doch lief alles wohl ab; alles wurde einquartiert und war zufrieden. Der Prinz und mein Karl reisten andern Morgens ab, aber Robinson blieb und wird vierzehn Tage bei uns bleiben.

Er brachte Schätze von englischer Poesie mit, und nun wird den ganzen Tag nichts als Englisch studirt. Ich glaubte nicht, daß die Engländer auch an diesen Schätzen so reich wären. Herrliche Sachen haben wir schon durchlesen, die mir ganz fremd waren. Byrons Werke in sechs trefflichen englischen Bänden prangen nun auch unter meinen Büchern. Aber noch haben sie andere, fast eben so große Dichter, die ich nicht kannte.

Robinson ist durch seine große Bekanntschaft mit Büchern und mit der Welt äußerst interessant. Man kann nicht aufhören, ihn erzählen zu hören. Dabei ist er der rechtlichste, sinnvollste Mensch in der Welt. Er ist Niemand durch seine Gegenwart beschwerlich, und man kann leben von ihm lernen.

Ihr guter Sohn war gestern bei mir und ist ganz heiter. Heute, zu Goethes Geburtstag, haben wir einige Freunde zu uns gebeten. Darunter ist Herr v. Quistorp, ein sehr feiner und schöner junger Mann, ein Freund von Robinson. Morgen reist er ab. Man sollte sagen, es ginge bei uns zu, wie beim reichen Mann — der ich doch wahrlich nicht bin — aber die Freunde werde ich nicht von mir treiben; auch nehmen sie mit wenigem vorlieb.

Den 30. September 1818.

Hegels aus Heidelberg waren auch einige Tage bei uns und logirten bei Frommanns. Sie ist eine liebe Frau, obwohl nicht ganz gesund, und hat zwei liebe Jungen. Er hat noch sehr

gewonnen an Freiheit und Art des Umgangs. Dabei gefällt mir sein ironisches Wesen, womit er seine kleinen Sophistereien zu decken weiß. Sie gehen nach Berlin.

Montag früh (den 12. Oktober 1818).

Eben war Döbereiner bei mir, der von Aachen und den dortigen Gegenden kommt. Seine Erzählungen sind prächtig. Die ganze Gegend war bei der Ankunft der Kaiser gleichsam in Aufruhr, und der Einzug des Kaisers Franz mehrere Stunden weit ein völliger Jubelzug. Der Kaiser Alexander kam gegen Mitternacht an unter vieler tausend Fackeln Begleitung. Alles ist in Bewegung — und auch wohl etwas in Verwirrung!

Diese Nacht hat man hier alle Bücherpressen und Bücherverlage versiegelt!

Jena, den 13. November 1818.

Bei der Unwissenheit Ihrer Hofleute [1] fällt mir ein, daß ich in diesen Tagen einen Gelehrten (Mathematiker) bei mir hatte, der nicht einmal wußte, wer Hiob gewesen. Daß übrigens das Studium der sogenannten schönen Wissenschaften anjetzt so gar schlecht und nachlässig bei unserer Jugend traktirt wird, ist unverantwortlich. Dieses hat doch den größten Einfluß auf unsere Unterhaltung und Betragen. Alles will — zumal in Weimar — Verstand haben, und dadurch wird man sich leer und unerträglich, denn es tilgt und trocknet das Leben aus.

Goethe ist gestern wieder zurück nach Weimar gefahren. Er schien mir selbst noch nicht recht poetisirt. Unter unsern neuern Göttern hat sich Apollo noch nicht recht eingefunden. Sie sind mehr für den mechanischen Nutzen und Gebrauch. Beiliegendes Blatt enthält etwas über Schiller. [2]

[1] Im Homer, aus dem ein Aufzug der Götter und Helden zu Ehren der Kaiserin Mutter vorbereitet wurde. Br. von Sch. Gattin S. 426.

[2] Eine Recension in der Jenaer L.-Z. Br. von Sch. Gattin S. 430.

Jena, den 27. November 1818.

Mit einer kleinen Schrift, die mir der Kanzler Müller — der gestern hier war — geliehen, „Ueber Deutschlands Zustand und Bundesverfassung, von Herrn v. Gagern," brachte ich einen Theil dieser Nacht zu. Die Schreibart ist nicht sonderlich, aber kernhafte Gedanken und Gesinnungen eines Patrioten finden sich darin. Er weiß die Stellen zu finden, wo es bei uns schadhaft ist, und ob er gleich menschenfreundliche Hoffnungen läßt, so ist doch in der That wenig zu erwarten. Die Hauptursache ist wohl, daß es unsern Häuptern wenig wahrer Ernst für das allgemeine Wohl werden kann, und sie sich meist doch lieber mit kleinlichem Spielkram unterhalten. Dieses liegt auch schon in ihrer Erziehung, wo alles nur nach außen, zur Präsentation gebildet wird — und wahre Ehre und Gefühl vernachlässigt. Was ist auch überhaupt unser äußeres Leben in Vergleich mit den Alten?

Mittwoch den 16. December 1818.

Von der Feier des gestrigen Tages [1] wird Ihnen ohne Zweifel Herr Weller, der diesen Brief überbringt, und der selbst dabei gegenwärtig war, zuverlässige Nachricht ertheilen. Ich mußte mich bloß mit dem Hörensagen begnügen, das ich in der wohltemperirten Luft meines Zimmers ruhiger vernehmen konnte.

Graf Edling, der uns auf einen Augenblick besuchte, sagte mir von der Schrift des Grafen Stourdza, [2] und will mir sie vielleicht schicken. Er hat sie, wie er mir sagt, auf höhere Veranlassung geschrieben. Er selbst sagt, daß man von unsern deutschen Angelegenheiten nur wenig unterrichtet sei, und daß die Sachen viel zu gefährlich beim Congreß seien vorgestellt worden. Schlimm, sehr schlimm ist, wenn wir Ausländer in unserer deutschen Küche mitarbeiten lassen. Aber wir sind schwach, sehr schwach; selbst durch unsre Größe schwach!

[1] Wohl bei einer Gelegenheit eines Besuchs des Kaisers von Rußland.

[2] Sur l'état actuel de l'Allemagne.

Riemers Verse[1] machen mir Freude. Er hat die Sachen sehr artig gestellt und ausgesprochen.

Die goldene Europa wollen wir alle sehen in ihrem königlichen Schmuck.[2] Machen Sie ja, daß sie ihren Anzug einmal mit herüber bringt!

Dienstag den 29. December 1818.

Man sagt hier, Professor Riemer hätte für seine schönen und sinnigen Gedichte kein Geschenk von der Kaiserin erhalten. Sagen Sie mir, ob es so ist! Es sollte mir sehr wehe thun, da nicht leicht jemand es besser verdient — und braucht!

Abends am letzten December 1818.

Die Erscheinung des Herrn Schulze bei Ihnen hat mich erfreut. Es ist seltsam, aber ich muß gestehen, daß auch ich unter die Zahl derjenigen gehöre, die diesen guten Mann — wenigstens für halb verloren hingegeben haben. Seine allzugroße, enthusiastische Herzlichkeit belästigte mich beinahe, und dann — als er mir einen Theil seiner Uebersetzung des Thukydides aus Hanau zuschickte — mußte ich ihn fast ganz aufgeben. Sie war nicht zu lesen; und ich schrieb es ihm in halber Verzweiflung. Hierauf hat er mir nicht wieder geantwortet; doch ist die Uebersetzung, so viel ich weiß, auch nicht gedruckt worden.[3]

Daß der Mann Glück in der Welt macht, freut mich, seines guten Herzens und wohl auch seines Fleißes wegen. Ich glaube, daß er thätig und bewerbsam ist.

Was den Grafen Edling anlangt, so kann ich nicht in den kleinen Verdacht gegen ihn mit Ihnen eingehen. Ich habe von

[1] Zu den Charaden, die am 18. aufgeführt wurden: S. Riemers Gedichte I. 59 ff. Emilie von Schiller trat einmal als Europa in einer Gruppe dreier Welttheile, ein anderesmal als eine der beiden Stützen des Hephästos auf (die andere war ein Fräulein v. Witzleben). Siehe Briefe von Sch. Gattin S. 443 und 445.

[2] Einem Geschenk der Großfürstin.

[3] Doch, als ein Hanauer Programm. 1818.

einer Tendenz zur Proselytenmacherei noch nicht die geringste Anzeige bei ihm, im Gegentheil weiß ich, daß da in Rom, auch vorzüglich durch unsern berühmten Werner, in ihn gedrungen wurde, unsern Professor Bernhard bei seiner Anwesenheit zum Katholicismus zu bekehren, er sich mächtig dagegen sträubte.

Jena, den 11. Januar 1819.

Ich glaube nicht, daß Goethe nach Berlin gehen dürfte, um da die Faßnachtsspiele anzuordnen. Auch glaube ich nicht, daß er gerade die Aufführung von Faust für Prinzen und Prinzessinnen gut und anständig finden möchte. Das Vortreffliche darin verstehen sie ja nicht einmal, und zum Abenteuerlichen sind sie nur zu sehr geneigt.

Ein Franzose soll letzthin gesagt haben: Les Allemands font tout en caricature. Sie lieben das Uebertriebene sehr. Man mag von den französischen Trauerspielen sagen was man will, so hat doch das Sententiöse und Edle darin, wenigstens auf die äußere Anständigkeit der Nation sehr gewirkt. Unser Mysticismus wirkt das nicht. Es ist Sünde, daß unsre Prinzen nicht von Jugend auf zu ernsteren Dingen gebildet werden. Sie wollen immer nur Spaß haben.

Die Fürsten halten vorzüglich auf Mathematiker und Feldmesser bei Erziehung ihrer Prinzen. Die Alten dachten nicht so. Die Mathesis ist allerdings von großem Verdienst und dient zur richtigen Anwendung des Geistes; aber dabei war das, was wir humaniora nennen (Redekunst und Poesie), ihr erstes Studium. So bildeten sich große Männer, so bilden sich auch die Engländer, und so bildete sich Friedrich der Große, der kein Mathematiker war, aber dabei doch ein großer General.

Lesen Sie doch die Bemerkungen über das Memoire des Herrn v. Stourdza in den neuesten Oppositionsblättern! Sie scheinen zwar anfänglich etwas breit zu gehen, aber das Ende ist gut, und der ziemlich moderirte Ton darin gefällt mir auch.

Jena, den 9. Februar 1819.

Ihrem guten Ernst wünsche ich viel Glück zu seiner Anstellung. Er kommt nun in ein neues — hoffentlich froheres Reich. Wir andern sehnen uns auch nach etwas; aber wir müssen es mehr in der Nähe suchen.

Jena, Morgens den 14. Februar 1819.

Auch ich könnte klagen, liebe Freundin, und zwar noch aus andern Gründen. Daß uns Münchow nächstens verläßt und nach Bonn zieht, ist ein wahrer empfindlicher Verlust für mich. Er ist sehr zur Freundschaft geschaffen, hat einen trefflichen Verstand und mehr Wissenschaft, als keiner der hiesigen Professoren besitzt. Wir können ihn nicht wieder hier ersetzen. So geht ein Freund nach dem andern fort, immer die besten, und was übrig bleibt ist —

Die Schilderung, die Sie mir von dem Grafen Stourdza machen, scheint mir sehr wohl getroffen. Er hat ein russisches Talent, dumpf und hell, a Christian and — a beast — wie Johnson sagt. Ich glaube nicht, daß diese Sekte Gutes stiftet. Dabei haben sie ein wunderliches Vertrauen an ihrem Hof, das ihnen eine fatale importance giebt. Der Religionsteufel — wenn ich so sagen darf — ist gar der schlimmste, und er spukt jetzt allenthalben.

Abends spät.

Die Nachricht, die ich heute erhielt, daß von dem österreichischen Hof ein Rescript hieher gekommen sei, daß alle ungarische und siebenbürgische hier Studierende diese Universität verlassen sollten, kam mir größtentheils als eine Folge der Stourdzaischen Schrift vor — und ich bedachte, welchen Nutzen uns diese vornehmen Ausländer bringen, die man bei uns so fleißig pfleget! Ich will mich nicht weiter darüber einlassen, aber es leuchtet von selbst hervor, welcher Schaden dieser Stadt, die durch die Universität gleichsam lebt, noch bevorsteht.

Man sagt, aus Rußland werde ein gleiches Verbot erscheinen. Und was soll es denn dann werden, wenn auch — und immer —

unsere besten und brauchbarsten Menschen fortgehen? Ich mag nichts weiter sagen; aber der Rückgang ist in allen Dingen etwas Trauriges, und eine schlimme Aussicht ist fast schlimmer als eine schlimme Gegenwart.

Herr v. Stourdza hat ohne Zweifel wohlgethan, sich nach Dresden zu retiriren. Es dürften sich hier unangenehme Begegnisse für ihn ereignet haben — und wohl nicht ganz mit Unrecht. — Ach, die frommen Menschen!

Dienstag den 16. Februar 1819.

Von Weimar erzählt man uns eine fatale Geschichte. Die Geliebte soll hier ins Irrenhaus gebracht sein.

Ein junger Freund erzählte mir gestern, wie sehr gütig sich Ihre Frau v. Schardt des Herrn v. Stourdza annehme. Das ist recht, denn sie ist zugänglicher Natur, und Herr v. Stourdza ist ja auch fromm.

Daß aber ein Mensch durch verläumderische Schrift eine ganze Stadt zu Grunde richten könne, und das im Angesicht des Hofes, der ihn protegirt, und von dem er Gutes empfängt — das ist eine Sache, die schlimmer ist als das Wartburger Verbrennen, und die nur den gutmüthigen!! Deutschen passiren kann!

Dienstag den 9. März (1819).

Bei uns scheint eine wahre Wanderung vorzugehen, und Freunde und Bekannte werden mich hier bald alle verlassen. Münchow mit seiner Familie reist ab. Professor Hasse, sein Freund, ist schon abgereist. Köthens ziehen nach Altstedt. Medicinalrath Löbel stirbt. Hofrath Lüders ist schon todt — und nun höre ich, daß uns Roux auch verlassen wollen und noch vor Ostern nach Heidelberg ziehen. Auf Michaelis gehen die Prinzen auch dahin. Was soll aus allem diesen werden!

Der Wechsel der Dinge ist groß — und was besseres ist nicht zu erwarten. Jetzt, da wir eben auf dem Gipfel unsrer akademischen Prosperität zu stehen glaubten — so schneller Abfall! Ich möchte glauben, an allem diesen wäre der verruchte Stourdza schuld!!

Freitag den 26. März 1819.

Senden Sie mir doch, was etwa auf den Tod des Herrn Geheimenrath Voigt gedruckt erscheinen sollte! Das Gedicht der guten K. Herder ist ganz in dem Geist ihres Vaters.

Jena, den 30. März 1819.

Ihren Brief, liebe Freundin, und Ihre Gedanken über die Kotzebue'sche Geschichte habe ich mit Beifall gelesen. Daß der Student Sand schon seit geraumer Zeit mit einem stillen Wahnsinn behaftet gewesen, scheint aus allen Umständen erweislich; indeß wird es doch auch wahrscheinlich, daß Einfluß von außen diese fixe Idee bei ihm mehr und mehr gestärkt und zum Ausbruch gebracht hat. Dieses kann noch zu schwerer Verantwortung ziehen, und die Aussicht darauf ist mir nichts weniger als erfreulich. Ich mag übrigens von dieser Sache nichts mehr reden, und kaum reden hören. Sie ist an sich abscheulich — und fatal ist es mir nur, daß sie einen garstigen Flecken auf das hiesige Wesen legen kann — woran so manche Gelegenheit finden zu arbeiten. Gewissermaßen verdient es unsere Schlaffheit.

Lord Byron lebt jetzt in Venedig und arbeitet mit vielem Fleiße an einem großen Gedicht; indessen hat er auch schon wieder ein paar kleine herausgegeben.

Freitag den 16. April 1819.

Menschen, die uns über Religion quästioniren, sollte man sogleich von sich weisen. Jeder denkende Mensch hat seine eigene Religion, und es ist nichts dummer, als einem die seinige aufdringen wollen. Es wird übrigens anjetzt ein rechter Mißbrauch mit diesem Religionsgeschwätz getrieben, und ein abgeschmackter Fanatismus reißt überall ein.

Schreiben Sie mir, wann Ernst abgeht. Ich will ihm dann die versprochenen Briefe überschicken und auch die Stammbuchsblätter.

Donnerstag den 22. April 1819.

Weil Sie das Ernste jetzt so lieben, so darf ich Ihnen wohl auch die Zeilen schicken, die ich jüngst auf meinen Hans Knebel verfertigte.[1] Ich lege sie hier bei; vielleicht mögen Sie solche gelegentlich auch der Frau von Stein vorlesen.

Freitag Morgens.

Sagen Sie doch Ernst, er soll mir es wissen lassen, wann er abreist. Ich will ihm einen Brief an den Minister Altenstein mitgeben und einen an Gerning in Frankfurt.

Man macht sich jetzt viel närrische Erzählungen über die Kotzebue'sche Geschichte. Wenn 20,000 in einer Bataille bleiben, spricht man nicht so viel davon. Auch hängen und morden sich ja die Menschen selbst jetzt aller Orten. Da ich den Dolch besitze, womit ein Student Napoleon hat umbringen wollen, so fürchte ich, man wird bei mir auch noch einmal Nachsuche halten!

Sonntag den 2. Mai 1819.

Ich habe mich seit ein paar Tagen fast blos mit der Isis von Oken beschäftigt. Hier ist auch das Bittere mit dem Süßen, oder vielmehr das Lächerliche mit dem Ernsten und Guten vermischt. Oken kennt sein Publikum, und da er weiß, daß das Reine allein gar selten Wirkung auf dasselbe macht, so hilft ihm seine etwas gemeine Natur trefflich durch — denn das Publikum ergötzt sich doch an Schimpfreden auf die Vornehmen am meisten.

Diese weiß er auch trefflich zu handhaben, und er läßt keine Gelegenheit vorbeigehen, seine Bremsenstiche — wie er sie selbst nennt — anzubringen. Sonsten ist in diesen Blättern, vorzüglich in Betreff der Naturgeschichte, viel Neues und Anzügliches zu finden, und das Ganze wäre wohl kombinirt, wenn nicht die gemeinen leidenschaftlichen Makeln es entstellten.

[1] Lit. Nachlaß I. 53.

Freitag den 7. Mai 1819.

Ihr Ernst hat mir Hoffnung zu Ihrer baldigen Besserung gegeben. Die Veränderung der Luft, vom Warmen zum Kalten und Nassen, hat viel Einfluß, zumal auf die Brust.

Dienstag den 18. Mai (1819).

Der Besuch der Frau von Stein hat uns sehr erfreut. Tags darauf kam auch Goethe, brachte beide Abende seines Hierseins bei uns zu und verließ uns wieder am Sonntag. Er will, wie mir Weller sagt, zu Ende dieser Woche wieder kommen. Dieser, Weller nämlich, empfiehlt sich zu Gnaden, und entschuldigt sich, daß er jüngst wegen Geschäfte nicht wieder kommen konnte. Er verlangt sehr zu wissen, wie sich Ernst befinde, und empfiehlt sich diesem vielmals.

Die Isis von Herrn Oken soll jetzt verboten sein. Das hätte man schon längst thun sollen, um sich nicht überall Feinde zu machen. Ich habe bei meiner neulichen Lesung des neuesten Heftes folgendes Epigramm darauf gemacht:

Isis.

Isis sitzt auf dem Thron die hehre gepriesene Göttin;
Anubis stehet zunächst, deutend auf Hundegebell.

Dienstag den 22. Juni 1819.

Sie dürften wohl heute einen kleinen Trostbrief von mir erwarten, da, wie ich höre, Ihr guter Ernst heute von Weimar abreist. Indeß, da ich beinahe überzeugt bin, daß seine neue Anstellung zu seinem wahren Vortheil gereicht, so glaube ich, daß Sie, als eine verständige gute Mutter, sich bald darüber trösten werden. Es ist nicht so bei uns eingerichtet, daß man an dem Ort, wo man geboren und erzogen ist, für beständig verbleiben dürfte. Die jungen Adler müssen aus dem Neste.

Jena, den 28. Juli 1819.

Goethe war diese Zeit über bei uns, und hat sich erst seit ein paar Tagen wieder nach Weimar verfügt. Dabei wurden nun

die entfernten Freunde — gewiß nicht vergessen, sondern nur in schriftlicher Rücksicht etwas verabsäumt.

Die Nachricht von Ihrem Wohlbefinden hat mich sehr erfreut; auch glaube ich, daß ein Besuch bei Ihrem Herrn Sohn für Ihre Gesundheit wohlthätig sein dürfte. Man muß das Gemüth zuweilen mit neuen Gegenständen erfrischen. Dieses wirkt auch wohlthätig auf den Körper.

Unsere Frau von Stein ist, wie mir die gute Staff schreibt, auch sehr wohl und vergnügt von ihrem Kösener Bad zurückgekommen.

Haben Sie Briefe von Ihrem Ernst? Ich hoffe, daß auch er zufrieden sein wird — und dieses muß Sie wegen seiner Entfernung trösten.

Jena, den 3. September 1819.

Die Nachrichten von uns seit Ihrer Abreise sind eben von keiner sonderlichen Bedeutung. Daß wir die Frau Markgräfin von Baden bei uns gesehen haben, wissen Sie ohne Zweifel. Ihr Bruder, Landgraf Christian, begleitete sie. Beide waren auf einen Tag auch hier, und ich freute mich die gute Markgräfin, die ich schon sonst verehrte, wieder zu sehen; auch schien ihr meine Aufwartung Vergnügen zu machen. Goethe ist vor 8 Tagen von hier nach Karlsbad abgereist. Er war in der letzten Zeit sehr wohl, und beschenkte mich auch mit seinem neu herausgekommenen Divan, der mir viel Freude macht. Sie werden ihn künftig — zumal die Anmerkungen — mit Vergnügen lesen, und sich wundern, wie ein Mann in Goethe's Jahren noch so jugendlich phantasieren kann.

Indessen habe ich auch Schiller's Biographie gelesen, die sich im V. Bande der Biographien, die Herr Brockhaus herausgibt, befindet. Einige Nachrichten von ihm, die aus seinen eigenen Briefen genommen sind, waren mir sehr interessant. Ein Mann, der sich so wie er, gleichsam aus sich selbst heraus bildet, ist ein interessanter Gegenstand. Phantasie und Urtheil schwebten bei ihm in ziemlich gleicher Wage; nur das angeborene Talent gab zuweilen den Ueberschlag.

Goethe's Geburtstag wurde kürzlich in Weimar gefeiert. In Frankfurt, seiner Vaterstadt, wie ich höre, weit prächtiger. Eine goldene Lorberkrone, mit Smaragden ausgeschmückt, soll ihm von da zugesendet worden sein.

Freitag den 26. November 1819.

Ich danke Ihnen, liebe Freundin, für die geistreiche und klare Darstellung, die Sie mir von der Boisserée'schen Bildersammlung gegeben haben.[1] Sie haben mit aufmerksamem und gefühlvollem Auge gesehen, und mir einen deutlichern Begriff von dieser Sammlung gegeben, als ich noch zuvor hatte. Ich kann mir nun wohl denken, worein jene Künstler die höchste Vollkommenheit eines Gemäldes gesetzt haben, und wie sie solche erreicht. Der herrliche Fleiß dieser Künstler mit dem scharfen Blick auf die Natur und auf die Köstlichkeit der Farben hat sie auf eine hohe Stufe gebracht, und ihre Werke unvergänglicher Dauer würdig gemacht. Auch mag es wohl sein, daß die Religiosität selbst viel beigetragen hat, gleichsam durch ihren Pinsel ins glänzende Leben zu treten. Ich habe auch in Nürnberg noch manches von Albrecht Dürer gesehen, das sich in Ansicht und Ausführung mit diesem vergleichen läßt. Sein Gemälde in der dasigen Imhof'schen Kapelle, das den Tod einer Frau von Imhof vorstellt, muß sehr viel Aehnlichkeit haben mit dem von Hemmling,[2] wovon Sie mir schreiben. Es ist ein vortreffliches Gemälde, so täuschend innig und wahr.

Zu bedauern ist es nun freilich, daß diese so vortrefflichen Künstler sich nicht zu dem hohen Ideal der italienischen und antiken Kunst haben schwingen können. Ihre Vortrefflichkeit besteht mehr in der Ausführung des untergeordneten Einzelnen.

Selbst der Geist der Religion, der sie huldigten, ließ sie das Höchste mehr im Ueberirdischen, als in der reinen erhabenen irdischen Darstellung suchen.

[1] Der Brief hat sich nicht erhalten.
[2] Wohl der Tod der Maria.

Jena, den 30. November 1819.

Daß Sie so gute Nachrichten von Ihrem Ernst haben, freut mich inniglich. Es war ein wahres Glück für Ihren Ernst — und also auch für Sie — daß er von Weimar weg kam. Hier konnte er sich nicht entwickeln, und die Kräfte führten vielmehr auf's Verderbliche. Seien Sie also zufrieden darüber, und beklagen es nicht, daß Sie — obwohl in der Entfernung — einen bessern und wenigstens glücklichern Sohn haben. Obwohl die Umstände meinen Karl nicht zu gleichen Vorzügen erzogen haben, so dank' ich es doch dem Himmel, daß er durch ähnliche Verhängnisse in einen größeren Weltzirkel gleichsam gestoßen worden. Was sollte er hier und in Weimar werden?

Jena, den 16. December 1819.

Die armen Mecklenburger dauern mich. In dem Verstorbenen[1] waltete wirklich ein wohlwollender edler Geist. Ich bin nur froh, daß die guten Kinder so wohl untergebracht sind. Der Himmel wird sie segnen!

Der arme Wieland hat mich doch gedauert. Sie beurtheilen ihn in Ihrem Briefe richtig. Unter allen unsern politischen Schriftstellern war er mir noch der liebste. Seine Beurtheilung war scharf und meist richtig. Die fatalen Zeitumstände — und vielleicht auch Noth — haben ihn fortgerissen. Er hat noch acht Tage vor seinem Tode gearbeitet und geschrieben — um sich zu erhalten. Stoisch ist er übrigens, bei vielem Leiden, gestorben. Außer dem armen Werneburg hat kein Mensch seine Leiche begleitet. So sind die Freunde — und die deutschen Patrioten. Nur wenige unter ihnen könnten sich seines Talentes und Geistes rühmen.

Es ist hübsch, daß Sie an unsern Freund Heron denken mögen, und sich ihn so nahe gestellt haben. Ich habe auch noch eine kleine Zeichnung von ihm stets in meiner Kammer.

Ich kann nicht läugnen, daß diese Freunde — die englischen

[1] Erbgroßherzog.

nämlich — von besonderem Metall waren, das man nicht überall findet. Ich habe seit kurzem wieder herrliche Züge von einigen gelesen. Auch unsern Freund Byron nicht dabei zu vergessen. Wegen des Nachruhms und der Nachrede der Frau v. Staël seien Sie unbesorgt. Sie erhält sich.

Mit unserm armen Voß sieht es etwas anders aus. Sein etwas neidischer und klatschiger Gevatter hat sich auf einem schlimmern Wege Blößen gegeben. Sie fallen nun über ihn her wie die Hunde. Doch ist er selbst schuld. Wenn er sich nicht durch seinen Eifer gegen den Katholicismus, den ich auch hasse, zu entschuldigen weiß, so möcht' es ihm schlimm gehen. Schlimm ist es, daß er auch mehr den Grafen,[1] als den Renegaten angegriffen hat. Gegen letzteren wär' ihm der Mangel an Schonung noch zu verzeihen.

Haben Sie etwas Neues von Voß, von seiner Verantwortung, so schicken Sie mir solches.

Ich habe das neue Trauerspiel von Herrn v. Arnim, habe aber nicht Zeit noch Geduld es zu lesen, zumal da mich die erste Scene sogleich abgeschreckt hat. Da man mir aber doch sagt, daß manches im Stück erträglicher wäre — so wage ich es, Ihnen solches zuzuschicken, um mir vielleicht die bessern Stellen auszuzeichnen. Ganz lese ich es nimmermehr!

Am Thomastag 1819.

Ich erhalte die Voß'sche Schrift, um sie Ihnen mitzutheilen, gütige Freundin!

Fritz Stolberg ist todt, das werden Sie wissen. Das Schicksal hat ihn noch bewahrt, sein Voßisches Urtheil zu vernehmen.

Ich habe diese Nacht des Kaisers Mark Aurel Korrespondenz mit Fronto gelesen. Das sollten Sie können! Herzlicheres, Traulicheres läßt sich nichts finden, als diese Kaiser schreiben. Wir sind kalte Frösche. Das beweist auch schon Goethe's Suleika und Jussuf; denn wer liebt jetzt wie diese?

[1] Stolberg.

Jena, den 27. December 1819.

Sie sind doch eine gar gute und liebe Freundin, daß Sie uns so bald Nachricht geben mögen. Die Krankheit von Goethe hat uns wirklich erschreckt; doch höre ich, daß es schon wieder besser, und es hat weiter nichts zu bedeuten.

Es ist ein eigenes Geschlecht um das Voßische. Es ist, als wenn sie vom Meister Grobschmied wären gehämmert worden. Alle Züge ihres Charakters sind so hart ausgedrückt. Dieß ist auch in seinen Schriften — und vorzüglich in seinen Uebersetzungen. Auch die zarten und feinen Züge in seinen Originalien drückt er so hart und vorstehend aus, daß sie fast alle Grazie verlieren. Wer den Homer nur aus seiner Uebersetzung kennt, kennt ihn nicht ganz. Den Virgil noch weniger. Bei diesem ist er zuweilen unausstehlich. Und wie hat er den Horaz zugerichtet! Das ist eine Sünde. Uebrigens weiß er was und hat Verstand, auch eine gewaltige Gewandtheit der Sprache — nur fällt diese zu oft ins Gemeine und Platte.

Freitag Morgens, 7. Januar 1820.

Ossians Gedichte möchten auch mitunter eine angenehme Lektüre für Ihre Emilie sein. Sie sind ziemlich homerisch. Im zwölften Heft von Herders Adrastea steht eine Uebersetzung von mir.[1] Dieses Heft habe ich verliehen und nicht wieder erhalten. Könnten Sie mir's einmal verschaffen, so wollt' ich mir das Meinige daraus abschreiben lassen.

Dienstag den 11. Januar 1820.

Ich unterhalte mich mit Lesen und habe in dieser Nacht Okens neuestes Isisheft durchblättert — das denn ist, wie er selbst, ein zusammengeworfener Plunder von allerlei wissentlichem und unwissentlichem.

Mir scheint dieses dicke Heft ziemlich unbedeutend. Einiges physikalische, davon ich nicht urtheilen mag. Uebrigens hat er für

[1] Also nicht von Herder, wie Düntzer S. 481 meint.

die Preßfreiheit — er, der sie so gemißbraucht hat — viel Gemeines geschrieben in einem ihm eigenen, gemeinen Styl. Manches dürfte in Wien sehr auffallen. Er weiß sich nicht zu mäßigen.

Jena, den 7. Februar 1820.

Die Gêne, die Ihnen der Hof und der Umgang mit der großen Welt macht, taugt nicht mehr für Ihre Constitution. Sie folgen diesem, wie Sie sagen, aus Liebe für Ihre Fräulein Töchter — aber ich sehe eben nicht, was Sie noch diese sonderlich dadurch gewinnen. Sie könnten sich ohne dieses doch ziemlich für Menschen und Welt bilden. Aber freilich nicht in Weimar! Dort ist beinahe alle Existenz noch zu genau mit dem Hof verbunden. Ich schlage nichts vor, aber sollten Sie nicht z. B. in Rudolstadt eine viel freiere und ungenirtere Existenz haben?

Das Schlimmste bei unsern Schriftstellern ist, daß sie eher schreiben als denken; oder, daß sie glauben, das Denken werde schon unter dem Schreiben kommen. Virgil gab seine Hirtengedichte im 54. Jahre heraus, und Thukydides fing seine Geschichte erst im 67. Jahre an.

Jena, den 11. Februar 1820.

Verzeihen Sie, theure Freundin, wenn Ihnen vielleicht mein letzter Brief etwas ungefällig sollte gekommen sein! Mir war — und ist es nur um Ihr Wohlsein zu thun, und ich empfand lebhaft, daß Ihrer Constitution dauernde Anstrengungen nicht mehr zuträglich sind. Was Sie freilich in Rücksicht Ihrer lieben Familie auf sich nehmen, ist alles lobenswürdig, doch ist die Erhaltung unser erstes Gesetz.

Ich hörte wohl, daß es in Rudolstadt gegenwärtiger Zeit nicht eben sehr musenselig sein soll — doch glaubte ich, man hätte daselbst Freiheit zu leben nach eigenem Willen und Gutdünken. Da nun dieses mit Ihrer Person sich eben nicht so verhalten möchte, so erkenne ich die Richtigkeit Ihrer Gründe, nicht daselbst sich zu etabliren, gar wohl.

Bleiben Sie deßhalb wo Sie sind! Sie werden überall geliebt und geachtet sein, und die Freunde, die Sie in Weimar — und in der nahen Gegend — haben, sind Ihnen gewiß. Mögen Sie einen Theil des Frühjahrs oder Sommers hier in Jena zubringen, so wird dieser Entschluß uns gewiß zum größten Vergnügen gereichen. Auch haben Sie ja ohnedieß ein altes Bürgerrecht in Jena!

Jena, den 10. März, Nachmittags (1820).

Ihre gute Karoline war uns letzthin eine recht liebliche Erscheinung, nur that es uns leid, daß sie diese so enge beschneiden mußte. Sie hat Herz und Geist von ihrer Mutter.

(14. März.)

Die gute Luise Herder hat mir Hamanns sibyllinische Blätter zugeschickt. Was darin über weltliche Dinge und Geschäfte gesagt ist, ist meist tief und trefflich. Seine mystischen Erscheinungen und Aussprüche gefallen mir nicht so; sie sind meist räthselhaft eingehüllt, und zum Theil auch wohl etwas flach und ohne Bedeutung. Ich beklage das Loos dieses Mannes, das ihn wahrscheinlich von der einen Seite zu tief niedergedrückt hat, und dadurch die Seite, wo er reich und trefflich war, nämlich die des Geistes zu wunderlichen Erscheinungen überspannte.

Donnerstag den 23. März 1820.

Ihr Plutarch hat Sie — Sie verzeihen mir! — auf wunderliche Gedanken gebracht — indem Sie mich zu einem Gastmahle der sieben Weisen einladen.[1]

Ach, wie ganz verschieden sind doch unsere Zeiten, Zusammenkünfte und Umstände von jenen! Ich erinnere mich, einmal einem Gastmahle beigewohnt zu haben, das die Herzogin Amalia unsern Weisen gab, und dazu das artige Haus an der Ettersberger Ecke ausersehen hatte. Merk von Darmstadt war damals just zugegen, dann Herder, Goethe, Wieland 2c. Wer das Wort an der Tafel führte, war — der Kammerherr v. Schardt! — der jetzt in

[1] Br. von Sch. Gattin S. 489.

Ilmenau wohnt!! Ein Schwert hielt das andere in der Scheide. Die Weisen aßen und sprachen fast nichts — und der Diskurs roulirte meist über gemeine Stadtgeschichten. So sieht es bei uns — vielleicht auch jetzt noch — mit der gesellschaftlichen Weisheit aus. Ein jeder behalte die seinige für sich — und brauche sie dann bei Gelegenheit!

Mittwoch den 12. April 1820.

Ich lese jetzt den Don Juan von Lord Byron, den mir Goethe mitgetheilt; das ist ein Hexenwerk. Mehr Witz und Talent dürfte sich schwerlich in einem Gedichte finden. Aber auch eine heillose Manier, das Tollste selbst mit Grazie zu sagen. Unerschöpflich ist seine Laune wie seine Phantasie; hier findet man keine Hypochondrie, aber eine Ausgelassenheit — fast mehr als recht ist.

Sonntag den letzten April 1820.

Goethe war bei seinem Hiersein, wie gewöhnlich, freundlich, und brachte ein paar Mittage bei uns zu. Seine Geisteskräfte scheinen nicht abnehmen zu wollen; doch scheint es mir, daß sich über sein Inneres ein Flor ziehe, der ihm das Leben eben nicht, wie man sagt, im rosenfarbenen Licht erscheinen läßt.

Dieß ist nun in meinem und seinem Alter nicht eben zu verwundern, am wenigsten bei dem, der das Leben immer von einer strengen und aufmerksamen Seite in seiner Wirklichkeit und Consequenz genommen hat. Mit dem Tode scheint die Consequenz aufzuhören. Sie bleibt nur für andere zurück.

Jena, den 14. Juni 1820.

Goethe ist auch am letzten Tage des vergangenen Monats bei uns angekommen und befindet sich zum Verwundern wohl. Er ist sehr fleißig und schafft fast täglich neue Nahrung für die Presse.

Jena, den 24. Juli 1820.

Goethe ist noch bei uns und wird uns wahrscheinlich erst gegen Ende des Monats verlassen. Auch andere Freunde haben uns besucht, und Haus und Garten ist annehmlicher geworden.

Heute, sagt man, käme Frau v. Helwig hier an, um auf ein paar Wochen hier zu residiren. Sie besuchte uns letzthin auf ein paar Stunden mit Gesellschaft.

Madame Schopenhauer hat uns vorgestern mit ihrer Fräulein Tochter auch besucht. Letztere hat ein Bild, nach Goethe's Ballade, die Hochzeit, ausgeschnitten, dergleichen ich nicht leicht etwas zierlicheres und geistreicheres gesehen habe. Es ist ein Reichthum von Phantasie darin.

Freitag den 11. August 1820.

Goethe befindet sich bei seinem Aufenthalte allhier meist immer sehr wohl, und das ist ihm wohl zu gönnen; doch wird er wahrscheinlich noch in diesem Monate uns verlassen.

Montag den 4. September 1820.

Ihr Andenken an Goethe habe ich ihm noch gestern überbracht, und er dankt recht freundlich dafür. Was die Gedichte zu seinem Geburtstag anbelangt, die hier ausgetheilt worden, so habe ich, was nicht lateinisch ist, an Fr. v. Stein gesandt. Sie sind nicht von hohem Belang, und man verliert nicht viel dabei, wenn man sie nicht gelesen hat. Des Versmachens ist jetzt kein Ende, und man bezahlt auch in kleiner Münze. Ein kleines Drama, das mir Goethe mitgetheilt, „die Entführung, zwei Akte in Frankfurter Mundart,“ [1] wiegt ganze Scheffel solcher Gedichte auf.

Jena, den 9. Oktober 1820.

Die Besuche verschiedener Art sind seit einiger Zeit so häufig bei uns gewesen, daß sie mir nicht gute Zeit ließen, mich mit meinen abwesenden Freunden zu unterhalten. Ob ich nun gleich weiß, daß diese Besuche meist nur um Goethe's willen sich bei mir einstellen, so mag ich sie — der ich keine anderweitige vorzügliche Beschäftigung vorweisen kann — doch nicht gerne von mir zurückweisen. Auch ist es nicht ganz ohne Interesse, verschiedene Gesichter und Ansichten zu prüfen.

[1] Der Bürgerkapitän.

Schreiben Sie mir doch etwas über Ihren neuen General-Superintendenten. Goethe ist sehr zufrieden mit ihm; auch hat er mir seine letzte Rede in Zeiz gegeben, die recht brav ist.

Jena, den 17. Oktober 1820.

Noch bin ich Ihnen, liebe Freundin, den Dank für Ihre guten Zeilen und den hier beiliegenden Brief an Ihren Ernst schuldig. Ich habe letzteren auch Goethe mitgetheilt, und wir freuen uns des guten Inhalts.

Wir haben hier seit einiger Zeit wieder mancherlei Besuche gehabt. Herr Thiersch aus München war wohl auch bei Ihnen. Sein Pindar möchte Ihnen wohl etwas zu undeutsch sein.

Ich wünschte, daß Ihre gute Frau Schwester die kleine Sammlung Pindarischer Gedichte vorsuchen und finden möchte. Es sind einige darunter von Steinbrüchel und auch von mir, die ich nicht mehr besitze, und die ich sehr wünschte. Man macht so etwas in alten Tagen nicht mehr.

Donnerstag den 9. November 1820.

Karl mußte sich mit einem andern Officier — den er als Vorsteher der Tischgesellschaft zur Bezahlung seiner Rechnung antrieb — auf Pistolen schlagen. Dieser hatte sich vorgenommen, ihn zu erschießen, und als ihm Karl den ersten Schuß zuließ, sah er, daß er ihm gerade nach dem Herzen zielte. Er traf auch wirklich dahin, und hätte Karl die Hand, worin er selbst das Pistol hielt, nicht vorgehalten, so hätte er ihn vielleicht um ein paar Finger breit gerade todtgeschossen. Indessen wurde Karl an dem Knöchel der Faust stark von der Kugel gestreift. Da Karl sah, daß dieser durchaus seinen Tod gewollt hatte, so schoß er ihn gleichfalls mitten durch die vorgehaltene Hand, die nun für ihn unbrauchbar wurde. Ich erzähle Ihnen bloß diese Mordgeschichte, daß, wenn Sie davon hören sollten, Sie nicht ganz ununterrichtet wären. — Sie mögen sich unsern Antheil und unsere Freude denken, da der Himmel den guten Menschen so errettet hat. Karl hat sich

gewiß ungemein brav dabei verhalten, und wenn er nicht die Absicht seines Feindes auf ihn bemerkt hätte, so würde er nicht auf ihn, sondern in die Luft geschossen haben.

Jena, den 1. December 1820.

Noch muß ich erwähnen, daß mir Tags zuvor [1] die Abdrücke des Profils, das Herr Tieck von meinem Kopf gemacht hatte, [2] zukamen, und daß auch Goethe einige liebliche Verse, die Beziehung auf meinen Geburtstag hatten, meinem Bernhard auf sein Stammbuchblatt zuschickte. [3]

Donnerstag Nachmittag, den 25. Januar 1821.

Schiller las so gern die Nordreisen. Es geht mir fast auch so, weil wir dann den Winter bei uns noch ganz erträglich finden. Man muß nicht immer an die Citronenwälder denken. Sie haben auch ihr Ungemach. Krankheiten und Muskitos plagen da die Menschen.

Jena, den 1. März 1821.

Daß Sie die Welt für so gar unglücklich wegen der politischen Unruhen halten, daran möcht' ich doch auch noch zweifeln. Möchten Sie wohl die Ruhe, die der Kaiser von Oesterreich seinen Landen wünscht, „daß alles hübsch beim Alten bleiben solle," für sehr heilbringend halten? Junge Leute erfreuen sich mehr im Krieg als in dem beschwerlichen Frieden, und eine osmanische Ruhe macht wahrlich die Menschen zehnmal unglücklicher als selbst ein bitterer Krieg. Gehen denn in den meisten Reichen der Welt im sogenannten Frieden nicht fast eben so viel Grausamkeiten und Unterdrückungen vor, als im Krieg? Und wie möchte es Ihnen gefallen, kein Buch zu lesen, keine Rede zu führen noch anzuhören, die nicht der Imperator vorgeschrieben hätte? Das ist ja gräßlich! Also wollen wir die Welt gehen lassen, wie sie geht!

[1] Vor dem Geburtstag.
[2] Siehe das Titelkupfer zu Knebels lit. Nachlaß.
[3] Goethe an Knebel Nr. 557.

Beständiger Friede ist nicht möglich, und wäre nicht einmal gut. Denken Sie einmal an die liebe, heilige Inquisition, und Sie werden das jetzige Loos der Spanier nicht beklagen dürfen. Die Vernunft wird und muß im ewigen Streit mit der Unvernunft bleiben; und das Recht der Vernunft muß leider zuweilen auch mit der Faust erkämpft werden.

Ich bin deßhalb kein Friedensstörer noch Aufwiegler und hasse den garstigen, blutdürstigen Krieg, wie ihn Napoleon geführt. Aber die Rechte der Menschheit müssen Vertheidigung finden!

In der That hat ein gutes Schicksal Ihren Ernst von hier weg und in ferne Gegenden versetzt. Es freut mich, ihn in einem Geschäfte zu wissen, das ihm so wohl ansteht, in dem er als ein Mann auftreten kann. Er hat viel — viel von seinem guten Vater. In Weimar wäre nichts aus ihm geworden.

Jena, den 16. März 1821.

Wir leben nicht ohne allen Besuch. So hat uns jüngst der Besuch Ihres jungen und artigen Lord Russel[1] sehr erfreut. Man sagt ja, Lord Byron werde nächstens nach Weimar kommen. Wenn er uns nur nicht alle Damen wegnimmt!

Sonntag, den 6. Mai 1821.

Mit der neuesten deutschen Literatur — zumal mit der tragischen — bin ich gar wenig bekannt. Ich suche auch die Bekanntschaft nicht sehr. Wir haben hier, so viel ich weiß, drei tragische Dichter, die nicht lange aus den Studentenjahren mögen herausgekommen sein. Nächstens wird ein Trauerspiel von dem einen gedruckt hier erscheinen. Da soll es grausam zugehen. Wird es nun auf irgend einem der Theater — wie zu hoffen — auf die Bühne gebracht, so ist der Dichter anerkannt und fertig. Was soll da herauskommen? Der schlechte Geschmack des Publikums erhält und nährt die schlechtsten Produkte. So ist es! Man klagt, und es bleibt doch dabei. Die das Gute vom Schlechten

[1] Knebel an Goethe Nr. 574.

unterscheiden könnten, sind selten und ohne Einfluß. Meist kommt doch das Uebel von oben herab.

Freitag, den 1. Juni 1821.

Hamann war in seiner Art ein großer Mann, aber zerdrückt, möchte man sagen, vom Schicksal. Auch hatte er in seiner Natur widerspenstige Eigenschaften, die ihn nicht ganz aufkommen ließen. Sein äußerer Zustand ward dadurch noch ärmer und geringer, als sein Geist es ertrug. Nun flüchtete er sich zum Christenthum, das für die Armen immer tröstend ist, und verwickelte sich, durch seine Geistesthätigkeit, in Mysticismus eigener Art. Hier haben wir wenigstens einen gewissen Theil des Inhalts und der Tendenz seiner Schriften. Wer das Verschlossene noch außer der Natur sucht, der geht weit irre, und er kann uns zu nichts helfen. Das ist eine trübe Aussicht!

Jena, den 12. Juni 1821.

Ich hätte fast Anstand genommen, Ihnen, theuerste Freundin, ein Exemplar meines Lukrez zuzuschicken, weil es Menschen gibt, die in diesem Buche Gefährliches finden. Daß es ganz, so wie es ist, jungen Personen vorzulegen wäre, möchte ich eben nicht sagen, ob es gleich viel gefährlichere Bücher gibt, die man nicht vor den Augen unserer Jugend zu verbergen pflegt.

Der Ernst, der in diesem Gedichte herrscht, wird ohnehin die meisten abhalten, sich viel damit abzugeben. Dieses überlasse ich nun Ihrer mütterlichen Sorgfalt, und ich möchte kein Blatt, das von mir in die Welt gekommen, Ihren Augen entziehen. Nehmen Sie also den braven Lukrez gütig auf, und ergötzen sich, wie ich versichert bin, an seinem Geist und seinen Gedanken.

Wissen Sie nicht, wann und ob Goethe nach dem Bade reist? Diesen wollte ich vorher hier erwarten.

Nachschrift.

(Ende Juni 1821.)

Da Sie auch an Kleinigkeiten Theil nehmen, so muß ich Ihnen doch auch folgende mittheilen:

Als ich am 18. Juni aufstand, und alles so still um mich fand, ja hören mußte, daß man alle Feierlichkeiten an diesem Tage durchaus verboten habe, so ergrimmte ich in mir und schrieb folgende Zeilen nieder, die der Lehrer meines Bernhards nachher einer Gesellschaft Studiosen, die sich an diesem Tage in Dornburg versammelten, mittheilte:

Den 18. Juni 1821. [1]

Feiert den herrlichen Tag, und ehrt das Blut der Erschlagenen,
Das für das Vaterland freudig zum Himmel aufsprang.
Stahl vor der Brust, und Erkenntniß im Geist, und Gefühl in dem Herzen,
Das ist's, was nur den Mann hoch zu Unsterblichen hebt.

Ein paar Tage darauf brachten mir die Studiosen, in großer Anzahl, ein Vivat! Ich sah daraus, daß es den Jungen nicht an Gefühl, den Alten aber oft an Kopf und Gefühl fehlt, und antwortete Folgendes:

Zum Dank.

Unerwartet, doch lieblich, erschallt der Ton mir zurücke,
Den ein gemüthlicher Vers euch in den Seelen erweckt;
Mög' ein günstig Geschick den herzlichen Wunsch mir erfüllen,
Daß die kräftige Frucht künftig der Blüthe noch gleicht!

Jena, den 21. August 1821 (nach Köln).

Frau von Stein schreibt mir noch recht gute Zeilen! Letzthin besuchte ich sie und Goethe in Weimar. Dieser ist jetzt in Marienbad und soll sich da recht wohl befinden.

Jena, den 2. Januar 1822.

Herr Döring hat mir gestern seinen Schiller zum Neujahrsgeschenk überbracht. Ich habe noch nichts daraus gelesen, als das Sonett, das mir recht wohl gefällt. Der gute Mensch! Er

[1] Lit. Nachlaß I. 101.

schreibt um's Brod und muß es also hernehmen, wo er es schicklicher Weise kann. Das ist leider der Beruf zum Schreiben von wenigstens neun Zehnteln unserer neuesten Schriftsteller. Verzeihen Sie also dem guten Menschen, wenn er es nicht überall richtig getroffen hat. Er hat es gewiß gut gemeint, und an Talent fehlte es ihm auch nicht, wenn er es nur gehörig abwarten könnte.

Nachmittags.

Von einem Freunde höre ich so eben, daß Goethe mit der Arbeit des Herrn Döring recht wohl zufrieden sein soll, indem er manches darin gefunden hätte, was ihm selbst von seinem Freunde unbekannt gewesen wäre u. s. w. Er meint, andere, die es besser wüßten, könnten es wieder besser schreiben; indeß sei es doch Verdienst, von einem Manne Data der Welt überliefert zu haben, die sonst unbeachtet möchten geblieben sein ꝛc.

Man wünscht deßhalb, wie es scheint, daß Sie, gütige Freundin, gegen dieses Werk und den Herausgeber nachsichtiger sein möchten, indem es diesem doch einen Theil wenigstens seines Glückes befördern helfe.

Fastnacht, den 19. Februar 1822.

Ich habe gestern einen Aufsatz von Schiller „über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ gelesen, der mich gar sehr erfreut hat. Er hat diesen Aufsatz noch in der Militärschule zu Ludwigsburg geschrieben. Ich glaubte nicht, daß Schiller so viel ärztliche psychologische Erforschung in der Natur des Menschen gehabt hätte. Der Aufsatz ist ungemein gut geschrieben. Die Herausgeber der neuen Berliner Monatschrift haben ihn als einen noch ungedruckten Theil der Schiller'schen Schriften herausgegeben. Er verdiente gar wohl in die Sammlung seiner Schriften aufgenommen zu werden.[1] Noch einmal gesagt, er hat mich erfreut und belehrt. Die Aussichten darin sind weit und trefflich.

[1] Ist seitdem geschehen. Ausgabe von 1860. X. S. 3 ff.

Freitag, den 22. Februar 1822.

Ich weiß nicht, welchen Anstand Herr Körner finden kann, die Abhandlung Schillers unter die Sammlung seiner Werke zu bringen.

So sind die Menschen! Sie wissen selten, was wahr, recht und gut ist.

So geht es auch mit dem litterarischen Ruhme, den Goethe nicht mit Unrecht höchstens auf 50 Jahre hinaussetzt.

Am Ostersonntag Morgens 1822.

Daß Sie Ihre Abende so wohl bei geschickten Vorlesungen zubringen, freut mich gar sehr. Ich habe mir schon Gutes von Herrn Peucer[1] sagen lassen, und es freut mich, wenn seine letzten Uebersetzungen besser gerathen, als die vorgehenden. Aber freilich scheint es mir eine bedenkliche Sache, wenn ein Consistorialpräsident durch Uebersetzung französischer Komödien Ruhm zu erlangen sucht, den er weit besser bei treulicher Besorgung seines Amtes erwerben könnte. In diesem Fache hat Herr Peucer, so viel ich weiß, noch nichts Ersprießliches gethan, ja, unser Unterrichtswesen liegt hier in gänzlicher Vernachlässigung, worüber die armen Eltern, unter deren Zahl ich auch gehöre, seufzen müssen. Wir haben hier nicht eine Anstalt, worin die Kinder, die zur Bildung des Staates künftig beitragen sollten, Unterricht erhielten. Man hat die kleinen Institute, wie die Nothwendigkeit sie hie und da gleichsam erzwang, mit einem Coup de plume weggestrichen und sogar verboten; dafür auf die allgemeine Bürgerschule angewiesen, die, ihrer Natur nach, so beschaffen ist, daß man mit Recht Anstand nehmen muß, seine Kinder dahin zu schicken, obgleich der Rektor derselben, Herr Kluge, gelobt wird, der aber außerdem mit Stunden überhäuft ist. Einige Wohlhabendere schicken daher ihre Kinder auf auswärtige Schulen, welches Kosten verursacht, die nicht viele tragen können, und weder Eltern noch Kindern zum großen Nutzen gereicht.

[1] Vergl. Goethe an Knebel Nr. 431.

Die Errichtung eines Instituts für Kinder vom neunten bis zehnten Jahre, bis ungefähr zur Zeit der Universität, wäre daher von der größten Nothwendigkeit, und wäre wohl mit leichten Kosten zu errichten; dazu fehlt es aber dem Staat an Fonds, und den Oberaufsehern an Einsicht und Weisheit!

Jena, den 21. Mai 1822.

Sie wollen wissen, warum Göttling wieder in Jena ist? Von den näheren Umständen weiß ich nichts, mochte ihn auch nicht darum befragen. Er ist ein muthiger Mensch, hat Fleiß, Kenntniß und Wissenschaft. In Neuwied, sagte er mir, sei nach allen diesen Dingen gar nicht die Frage. Es sei eine zusammengelaufene Menschheit. Kein Plan, keine Einrichtung, Anweisung und Ordnung. Er habe es satt gekriegt und sei also abgegangen. Er arbeitet hier fleißig. Das Griechische ist hauptsächlich sein Studium.

Jetzt brachte er mir seinen Heliodor, einen griechischen Roman,[1] übersetzt. Man sieht daraus, daß er die Sprache versteht. Er hat noch manches andere herausgegeben und beschäftigt sich mit mehrerem in diesem Fache.

Sonntag Morgens, den 6. Juni 1822.

Es scheint mir natürlich, daß Sie, als eine so nahe Freundin, manches in dem Leben unsers Schiller durch Herrn Döring unrichtig, ja wohl widrig finden können. Ein Versehen oder Fehler des guten Döring war es, das Manuscript Ihnen selbst nicht vorher vorgelegt zu haben.

Ich habe erst ungefähr ein Drittel des Werkes durchlesen — da mich andere Lektüren abhielten — doch durchaus nichts gefunden, was Schillern nachtheilig sein könnte. Dieß sei genug!

Recht artig wäre es, wenn Sie, oder Ihre Frau Schwester, einen Nachtrag — unter welchem Titel es auch sei — zu dem Werke gäben! Der könnte sehr fein abgefaßt sein, und mehr auf das Innere des Mannes deuten.

[1] Heliodors äthiopische Geschichte. Frankfurt a. M. 1822.

Uebrigens ist wohl noch keine Biographie in der Welt geschrieben, welche das Innere irgend eines ausgezeichneten Mannes hinlänglich aufgedeckt hätte. Wir selbst, wenn wir unser eigenes Leben beschreiben, sind es kaum im Stande. Man muß das Eigenste immer nur errathen lassen.

So viel in der Eile auf Ihren lieben Brief. Böse Absicht ist bei dem Verfasser des Buches nicht zu denken.

Jena, den 17. Juni 1822.

Unser Goethe war mehrere Tage hier und besuchte uns täglich; am gestrigen Morgen ist er wieder von Weimar hier durch in sein böhmisches Bad abgereist. Er war bei seinem hiesigen Aufenthalt meist immer sehr wohl.

Jena, den 9. Juli 1822.

Goethe's letztes morphologisches Heft hat mich seit einigen Tagen trefflich unterhalten. Es ist viel darin — auch gegen die Widersacher.

Sonntag, den 1. September 1822.

Um in meiner Nachbarschaft zu bleiben, so hat uns der Tod der jungen Gattin unsres Freundes Kosegarten in nicht geringe Betrübniß versetzt. Sie war eine schöne zarte Natur, und der Mann, der sich in dergleichen Umstände nicht fügen kann, ist dadurch beinahe gänzlich niedergeschlagen. Sie hinterläßt noch einen Sohn von drei Jahren; denn der zweite, der nur einige Monate alt war, ist vor kurzem gestorben, und man gibt dessen schwere Geburt als eine Mitursache ihres Todes an.

Mancherlei Zufälle ähnlicher Art erscheinen auch hie und da; von allen hat mich aber die schreckbare Geschichte des Lord Castlereagh wunderbar betroffen. Was soll man hiezu sagen? Ist es Zeichen der gewaltigen Nemesis, die einen Mann von so hohem Stande, beinahe den Mittelpunkt aller europäischen Politik, durch sich selbst auf so gewaltsame Weise vernichtete? Mögen andere darüber nachdenken. Ich möchte beinahe glauben, daß die Schicksale des

türkischen Großadmirals mit denen des englischen ersten Staatsministers in dem Buche der Nemesis auf einer Seite geschrieben stünden.

Daß die römische Geschichte von Erzählung der Wölfin an, bis weiter hin, nur aus Sagen und Mährchen entstanden sei, hat wohl Niebuhr klar dargethan. So ist es mit dem übrigen; nur der Geist und die Vorzüglichkeit des Geschichtschreibers kommt in Anschlag.

Freitag, den 20. September 1822.

Mich freut es, daß Sie mit Ihrer jetzigen Lage doch wieder zufrieden sind, und nach dem großen Rhein sich doch auch wieder mit der schwachen Ilm vertragen können. Ich habe manche Freuden und Leiden an ihrem Ufer ertragen. Immer rechne ich noch auf ein Rendezvous, das wir uns in unserem ehemals so geliebten Tiefurt geben wollen. Doch müssen wir wohl die Abreise der Großfürstin dazu erst abwarten. Ich bin immer dem lieben Tiefurt noch einige Abschiedsverse schuldig. Ich wollte, es machte sie ein anderer für mich. Die von unserer lieben mecklenburgischen Prinzessin besitze ich noch.

Dienstag, den 14. Januar 1823.

Geschichten der Welt, und was darin vorgeht, müssen mir meist meine englischen Journale erzählen, in die ich ganz verliebt bin, und die halben Nächte mit ihnen zubringe. Nicht selten zeigen sie mir auch auf den Namen Schiller, den ich mit großem Vergnügen erblicke, da er mir meist immer auf was Gutes hindeutet, indeß meine übrigen Landsleute es erlauben müssen, daß man sie zuweilen verspottet und auslacht. Wir gehören eigentlich zu gar keiner Nation, wie die Juden; nur wenn unsere französischen Assemblées erst recht in Schwung kommen werden, so können wir vielleicht für Halbfranzosen passiren.

Daß ich Ihnen jedoch etwas recht Erfreuliches für mich und die Meinigen erzählen mag, so ist es, daß mein Karl die sehr beschwerlichen Militärdienste verläßt, da ihn der junge Fürst von Reuß-Ebersdorf zuerst unter dem Charakter als Hauptmann bei

sich aufnehmen will. Dieser junge Fürst ist ihm auf eine so edle und freimüthige Art entgegen gekommen, daß ich es wirklich meinem Karl zum Glück rechnen muß. Er gibt ihm die Aussicht, ihn künftig zur Oberaufsicht bei seinen Forsten, die sehr bedeutend sind, anzustellen, wo sich dann auch sein Gehalt um ein merkliches verbessern wird.

Sonntag, den 19. Januar 1823.

Ihre Unzufriedenheit mit dem schönen, obgleich etwas frostigen Wetter beklage ich sehr. Haben wir nicht so viele heitere Tage hinter einander gehabt, wie ich mir sie kaum zu irgend einer andern Jahreszeit zu erinnern vermag? Wer heißt Sie denn die stumpfen abgekürzten Erlenbäume zu besuchen, da Sie in Ihrem Belvedere die Flora einer ganzen Welt vor sich haben! Wo kann es reizender aussehen als auf Ihren Tänzen, Bällen und Schauspielen! dergleichen Herrlichkeiten wir hier alle entbehren müssen. Ein Tag ist bei uns wie der andere. Man steht etwas später auf, weil man Nachts etwas länger gewacht hat. Die Stube ist warm. Der Kaffee ist da. Nun schaut man nach dem Wetter, nach dem Schwer- und Wärmemesser, und prophezeit für den Tag. Auch der Ort wird erforscht, wo die Sonne nun früher aufgeht, und später untergeht. Die weißen Hügel und Gärten zeigen sich wie ein unbeschriebenes Papier, worauf die herbeifliegenden schwarzen Raben eine unleserliche Schrift setzen, und die kleinen Vögel die Interpunkte. Meine Frau füttert sie täglich mit dem Uebersegen von Kartoffeln, die wir in diesem Jahre aus unserem Garten erhalten haben, und das gibt dann eine große Lust unter diesen Thieren.

Mittags speisen wir immer im Oberzimmerchen, bei fröhlicher Aussicht, wo der weiße Berg prangt, und wo wir durch die hohen Linden im Paradies — die wie Schildwachen dastehen, und nur auf die ordres der Sonne warten, um wieder aufzugrünen — die Schlittschuhfahrer auf dem glänzenden Eis beobachten können.

Der Abend kommt uns eben auch nicht zu früh. Da gibt es allerlei beim Kerzenlicht; Zeitungen und Journale bleiben nicht

aus. Die Nacht empfängt die nothwendigsten und ernsten Lektüren, denn Gesellschaft halten wir selten. Doch kommt immer Eins oder das Andere. Solches könnten Sie alles auch haben, wenn Sie sich entschließen könnten ein paar Wintermonate hier zuzubringen, da Ihnen der Weimarische Hofton nicht wohl anpaßt. Mir ist es schon lange so, und ich finde keinen Trieb in mir, meine Einsamkeit zu vertauschen!

Jena, den 20. März 1823.

Heute, liebe Freundin, nehmen Sie Beifolgendes [1] statt eines Briefes auf!

Haben Sie die Güte, ein Exemplar der guten Luise Herder zukommen zu lassen. Ich bin außer Stand heute selbst zu schreiben.

Freitag, den 21. März 1823.

Ich freue mich mit Ihnen der Wiederherstellung unseres guten Goethe, [2] und hoffe ihn in diesem Frühjahr noch bei uns zu sehen.

Dienstag, den 13. Mai 1823.

Da Sie jetzt die reichsten Unterhaltungen am Hofe haben, so werden Ihnen meine geringen Nachrichten höchst überflüssig sein. Vielmehr erwarte ich von Ihnen reichliche Auskunft über alles, was Ihnen die neuen Gegenstände präsentiren. Vergessen Sie dabei nicht, daß die Bayern dermalen halbe Landsleute von mir sind, seitdem Franken durch die hohen Ereignisse des Bundestages an Bayern heimgefallen ist.

Ich wünschte, daß Sie dieses bei Gelegenheit in Erinnerung brächten, da sich mein und meiner Söhne Herz immer mehr nach dem Süden neigt.

Daß unsere gute und vortreffliche Frau Großherzogin wieder vom Grabe erweckt worden, macht ein allgemeines Freudenfest.

[1] Hymnus zum Schlusse der Jahreszeiten von Thomson. Lit. Nachl. I. 12. III. 86. Knebel an Goethe Nr. 603 u. 604. Br. von Sch. Gattin S. 541.

[2] Br. von Schillers Gattin S. 536.

Unter den schwankenden Umständen in Weimar ist sie es wohl fast allein, die noch einige Stütze gibt.

Wegen des langen und sehr unfruchtbaren Hofstudiums der französischen Sprache haben Sie wohl Recht. Es benimmt den armen Menschen vollends allen Charakter. Doch so ist es!

Jena, den 28. Juli 1823.

Von Goethe habe ich vor kurzem [1] gute Nachrichten von seiner eigenen Hand aus Marienbad erhalten.

Ich habe mich seit einigen Tagen damit beschäftigt, den Werner von L. Byron zu übersetzen. Da ich aber mit dieser Arbeit für mich allein nicht fertig werden kann, so suche ich mir eine Gesellschaft dazu zu erwecken, die wechselsweise die einzelnen Scenen übernimmt. [2] Vielleicht möchten auch Sie uns einigen Beistand dazu verleihen!

Jena, den 3. Oktober 1823.

Meine Unterhaltung mit der Welt besteht hauptsächlich in dem Lesen geistiger Werke, und vorzüglich auch einiger englischen Journale. Diese führen mich durch ihre oft ungemein trefflichen Erzählungen und Launen (humours) immer wieder in die Welt ein. Sie verführen mich sogar, daß ich manches daraus in unsere deutsche Sprache überzubringen versuchen möchte, das mir doch nicht immer recht gerathen will. Heute finde ich in einem derselben eine Uebersetzung von Schillers Gods of Greece, die mich ungemein erfreut hat. Die Engländer sind so viel geschickter als wir Deutschen, den ganzen Charakter eines Gedichtes überzutragen. Unsere lahmen Tagsarbeiter geben uns meist nur Hülsen statt Kern.

In den letzten Blättern des Conversationsblattes habe ich eine vortreffliche Anzeige, voll Geist und Witz, von Zacharias Werners Leben, das in Berlin herausgekommen ist, gefunden. Ich wünschte den Autor davon zu kennen. Es ist der Mühe werth, daß Sie sich diese Blätter geben lassen.

1 Vom 11. Briefwechsel Nr. 608.
2 U. A. Frau v. Goethe. Briefwechsel Nr. 609.

Uebrigens ist noch die Dorfzeitung, die in Hildburghausen herauskommt, meine Lektüre. Man freut sich, wenn man nur hie und da etwas gesunden Witz und Laune in unserer neuesten deutschen Literatur antrifft.

Jena, den 2. December 1823.

Der Antheil so vieler Personen, von denen ich es nicht erwartete, an meinem Bischen Leben, hat mich an meinem Geburtstage gerührt. Auch habe ich gehört, daß sich eine gute Zahl Studiosen versammelt hätten, den Tag zu feiern. An Gedichten und Versen in deutscher, lateinischer, englischer, sogar griechischer Sprache hat es auch nicht gefehlt; und wenn sie auch nicht alle gleich gut waren, so waren sie doch herzlich.

Was Sie mir von Ihren Ansichten über Werner[1] schreiben, hat mich sehr befriedigt. Ich denke ungefähr auch so, doch ist mir jetzt nicht alles sogleich gegenwärtig. Es sind die Arten und Weisen unserer neueren Dichter jetzt gar sonderbar und abweichend. Man will immer Original seyn, und verfehlt dann zuweilen die rechte Straße. Wenn unser trefflicher Klopstock z. B. nicht durchaus originell hätte sein wollen, so wäre es um vieles besser gewesen. Gedanken und Sprache haben auch ihr gewisses Ziel.

Ich höre von einer Sammlung von Erzählungen, die von Ihrer trefflichen Frau Schwester kommen sollen.[2] Könnte ich sie nicht zu sehen bekommen?

Jena, den 19. December 1823.

Erst vor wenigen Tagen höre ich, daß Sie Ihre würdige Frau Mutter verloren haben. Ob sie nun wohl gleich, den Jahren nach, dem gewöhnlichen Laufe der Natur gefolgt ist; so muß doch dieser Verlust Ihnen und den lieben Angehörigen sehr schmerzlich sein. Empfangen Sie, theure Freundin, meine und der Meinigen wahre Theilnahme, und trösten sich mit dem Gedanken, daß wir

1 S. 552.

2 Briefe von Sch. Gattin S. 555.

bald auch den Weg nehmen werden, den Ihre Frau Mutter genommen hat.

Man scheidet sich nach und nach von den Dingen, und leider auch von den Menschen ab. Zur Linken, zur Rechten fällt ein Stamm nach dem andern, und die noch übrig bleiben, bezahlen mit uns die Forderungen eines längeren Lebens. Man darf mit der Natur nicht rechten. Sie hat uns den Anblick einer schönen Welt gegönnt, jedoch nur auf kurze Zeit. Eine längere dürfte ihn ohne Zweifel weniger erfreulich machen. Diese ersetzt sich dann in den Nachkommen, und unsere Kinder leben unser zweites Leben. Dieß ist der Lauf der Natur. Dieselben Formen würden die Jahre nicht ausdauern.

Spätere Briefe haben sich nicht vorgefunden.